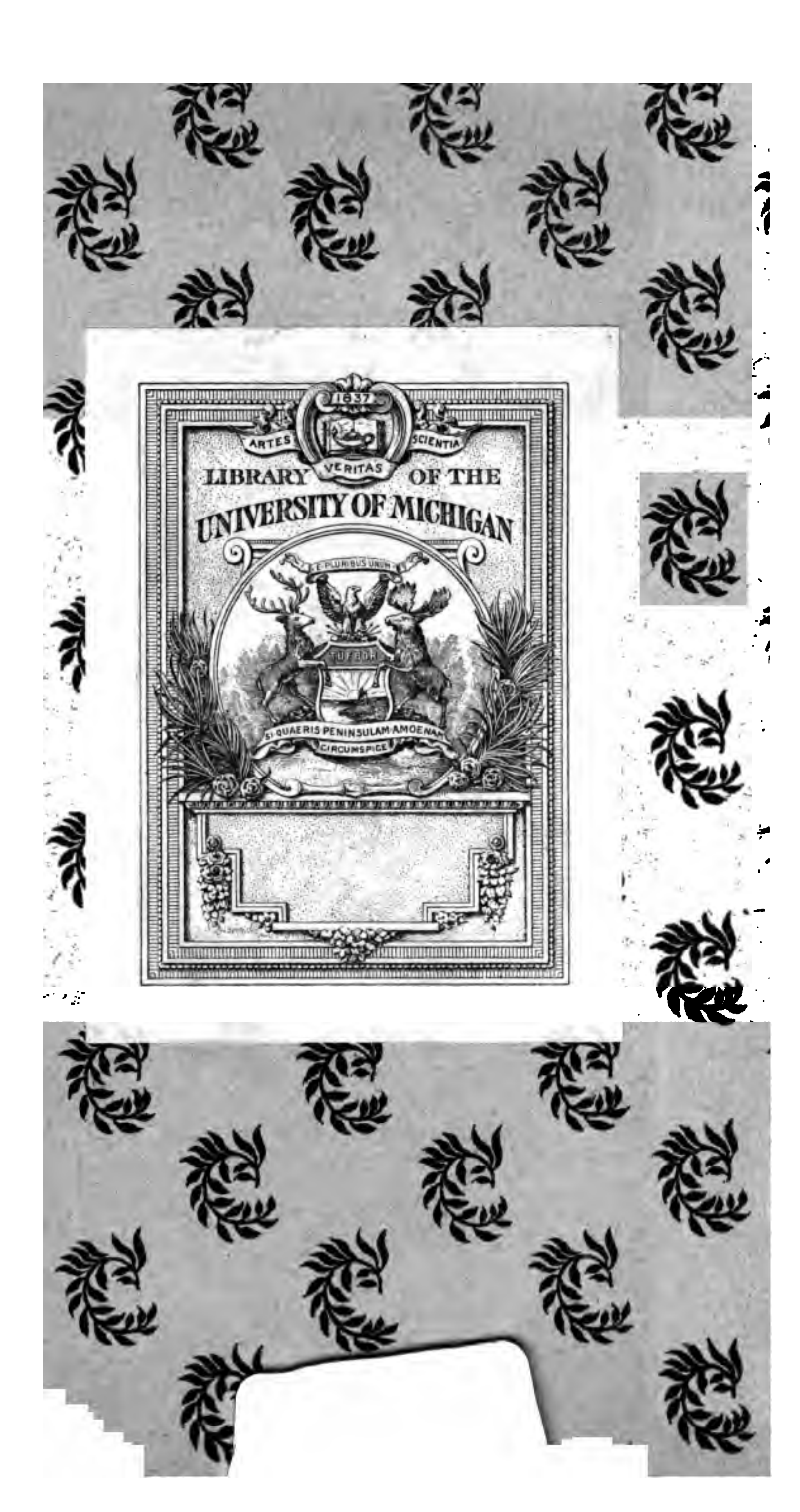
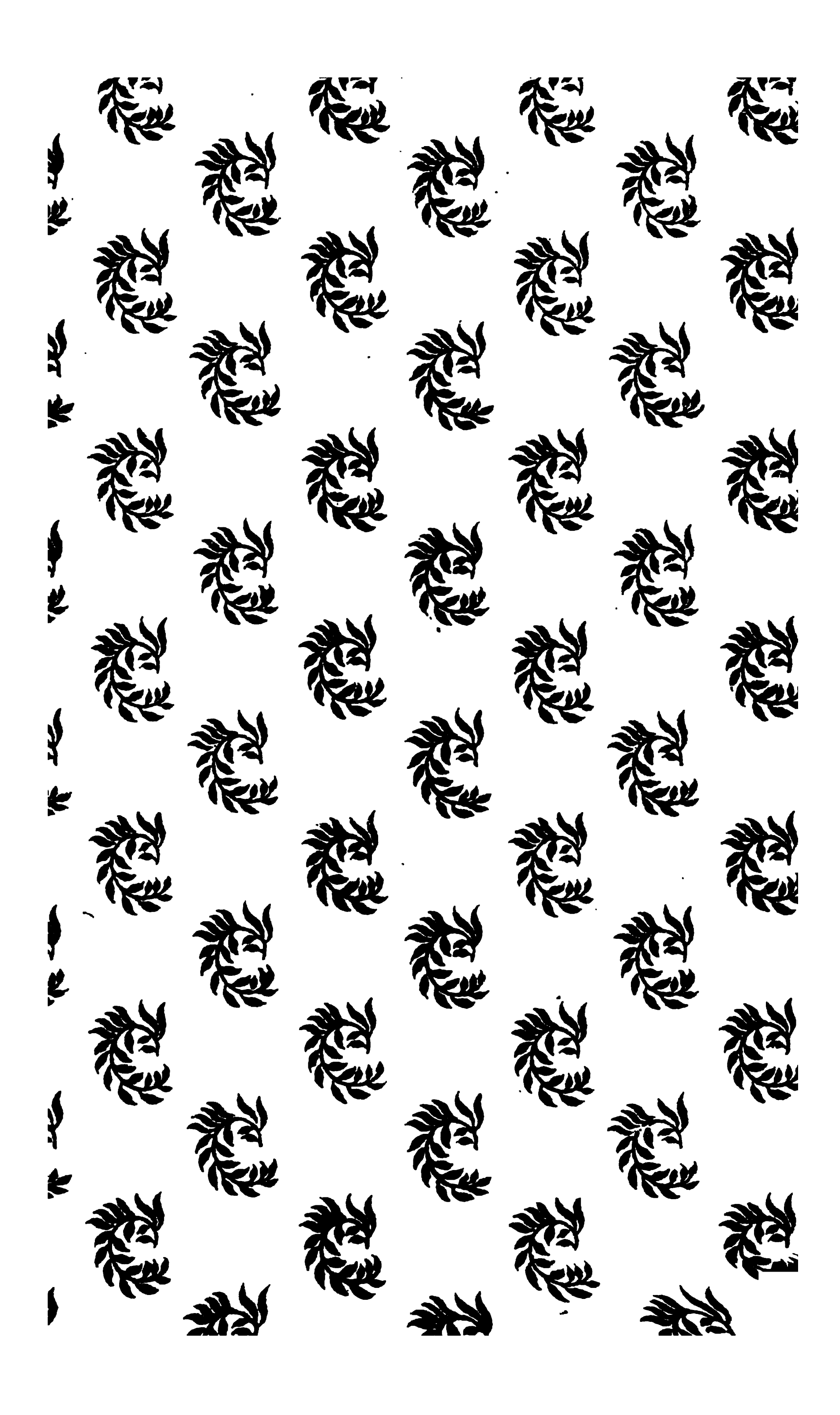
Leipzig
. Teubner


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Ästhetik der deutschen Sprache.

Von

Prof. Dr. Oskar Weise.

Zweite, verbesserte Auflage.

BG

1905

Leipzig und Berlin.

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Der Ausspruch Goethes, die Form sei den meisten ein Geheimnis, gilt besonders von uns Deutschen, zumal wenn unsere Muttersprache in Betracht kommt. Denn wir legen viel weniger Wert auf das Äußere als die romanischen Völker, z. B. unsere westlichen Nachbarn. Welche Schönheit man dem Ausdruck verleihen, welche Wirkungen man damit erzielen kann, wissen viele nicht. Auch ist die Literatur über diesen Punkt ziemlich dürftig. Selbst dickleibige Werke wie die Ästhetik Friedrich Vischers gehen über die einschlägigen Erscheinungen meist mit wenigen Worten hinweg oder behandeln den ästhetischen Sprachstoff auf Grundlage der antiken Grammatik mit vorwiegend griechischen und lateinischen Beispielen wie G. Gerbers zweibändiges Buch „Die Sprache als Kunst", Bromberg 1871—73, 2. Aufl. 1885. So reichen wir Deutschen nur zu oft goldene Früchte in irdener Schale, da uns die Erwägung fern liegt, daß eines so köstlichen Inhalts nur ein silbernes Gefäß würdig ist. Kein Wunder, daß in unserem Vaterlande hervorragende Stilisten wie Friedrich Nietzsche zu den Seltenheiten gehören. Es dürfte daher an der Zeit sein, unsere liebe deutsche Sprache einmal vom ästhetischen Gesichtspunkte zu betrachten und die weiten Kreise der Gebildeten, denen ganz besonders ihre Pflege am Herzen liegen muß, etwas eingehender mit dem Zauber ihrer Form bekannt zu machen. Somit kommt dieses Buch den Wünschen R. Hildebrands entgegen, der in seiner Schrift „Vom deutschen Sprachunterricht" (7. Aufl. 1901 S. 70f.) eifrig für eine derartige Geschmacksbildung eintritt, z. B. mit den Worten: „Die Unterschiede der Sprache in Formen und Wendungen je nach der Lebensschicht, im Alltagsdeutsch und in gewählterer, wichtigerer oder gar feierlicher Rede, in Prosa und Poesie, alle diese Unterschiede, die ja nicht verwischt und vermischt werden sollen oder können, sie liefern den erwünschten, geradezu herrlichsten Stoff zur Bildung des Geschmacks in vielerlei Beziehung."

Vorwort zur zweiten Auflage.

Gleichzeitig mit der Mitteilung, daß sich die fünfte Auflage meiner „Muttersprache" nötig mache[1]), ging mir von der Verlagsbuchhandlung die Nachricht zu, daß die erste Auflage meiner „Ästhetik der deutschen Sprache" fast vergriffen sei. Demnach scheint sich die jüngere Schwester gleicher Beliebtheit zu erfreuen, wie die ihr in mancher Hinsicht ähnliche ältere, was auch durch die mir zugegangenen sehr anerkennenden Besprechungen und Briefe bestätigt wird. Hoffentlich ist das Buch in der vorliegenden neuen Bearbeitung noch brauchbarer geworden. Wenigstens habe ich darin manches nachgetragen, umgemodelt oder durch Besseres ersetzt, namentlich die Wünsche der Herren Rezensenten nach Möglichkeit[2]) berücksichtigt und die neu erschienene Literatur gewissenhaft verzeichnet.

Eisenberg, S.-A., im Dezember 1904.

O. Weise.

1) Diese ist inzwischen erschienen unter dem Titel: „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen", Leipzig, B. G. Teubner 1904. 2,60 M. Auf diese Schrift S. 203—213 sowie auf meine „Deutsche Sprach- und Stillehre", Leipzig, B. G. Teubner 1901 S. 5 ff. verweise ich auch diejenigen, welche sich über die ästhetischen Anschauungen beim Geschlechte der Hauptwörter Rats erholen wollen.

2) Die Besprechungen O. Behaghels im Literaturblatt f. germ. u. roman. Philol. 1904 S. 97 und R. M. Meyers in der Zeitschr. f. deutsches Altertum und deutsche Literatur, Bd. 48, S. 139, die mir erst während der Korrektur zugingen, konnten wenigstens zum größten Teile noch berücksichtigt werden.

Inhaltsübersicht.

A. Allgemeiner Teil.

Die Schönheiten unserer Sprache.

Seite

Kann die deutsche Sprache schnauben,
Schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen,
Lieben, tändeln, kosen, lachen.

Logau.

1. Lautmalerei.

1. Die Natur ist des Menschen Lehrerin. Mag er durch Wald oder Flur gehen, mag er im Gebirge oder am Meere weilen, überall unterweist sie ihn, überall redet sie eine so deutliche Sprache, daß er gern ihren Worten lauscht und mit gefügigem Munde ihre Lebensäußerungen nachahmt. Was ihm der murmelnde Bach und der rauschende Strom sagt, was ihm die säuselnde Luft und die donnernde Wolke verkündigt, klingt in seiner Rede nach; wie das Spinnrad schnurrt und die Taube gurrt, wie der Rabe krächzt und der Baum ächzt, wie das Feuer knistert und der Strauch flistert[1]), alles das hallt aus den Lauten wider, mit denen er die Töne der beseelten Natur zum Ausdruck bringt. Daher verfügt unsere Schriftsprache über eine große Zahl von lautmalenden Wörtern; weit mehr aber finden sich im Munde des Volkes. Denn je weniger der Mensch von der Kultur beleckt ist, je weniger er sich bemüht, seine natürliche Art abzustreifen, um so reichlicher macht er von der „Bilderschrift für das Ohr" Gebrauch, die er rings um sich wahrnimmt. Dabei weiß er die feinsten Abschattungen aller Geräusche wiederzugeben. In schwippen, schwappen, schwuppen, schlimpern, schlampern, schlumpern, rischeln, rascheln, ruscheln, knirren, knarren

1) Ältere Form von flüstern.

knurren, bimmeln, bammeln, bummeln[1]) werden die verschiedenen Tonbilder durch abweichende Färbung der Vokale gewonnen, in surren und summen, rasseln und rappeln aber kommt der Wechsel des vernommenen Klanges durch Änderung der Konsonanten zum Ausdruck. Denn je nach der Eigenart des Geräusches werden bestimmte Laute verwendet: s und sch für das Sausen und Brausen, Zischen und Rauschen, r für das Klirren und Schwirren, Knurren und Murren, l für das Rollen und Grollen, Kollern und Poltern, m für das Brummen und Summen; dagegen nimmt man die härteren Verschlußlaute p, k und t gern, um ein plötzliches Aufschlagen, einen knallartigen Ton zu charakterisieren wie das Klappern und Schwappern, Knackern und Knattern. I, a und ei deuten in der Regel einen hellen, o, u und au einen dunkeln Klang an: zirpen entspricht dem lateinischen stridere und pipire (vgl. griechisch krizein, pippizein und titizein), murmeln murmurare und susurrare; neben wimmern und wiehern, kichern und zwitschern stehen knuffen und puffen, knuppern und puppern. Die Tür knarrt, und der Hund knurrt, das Kind weint, und der Wolf heult. Aber auch zwischen den einzelnen hellen und dunkeln Lauten macht man noch Unterschiede: das Papier knittert, und das Gewehrfeuer knattert, die kleinen Füße trippeln und die großen trappeln; neben klitschen steht klatschen, neben quieken quaken und neben bummeln baumeln.[2])

---

1) W. Wundt, Völkerpsychologie, I, S. 336: „Es gibt eine Reihe indogermanischer Wurzeln, die mit dem Laute kr beginnen und sämtlich den Begriff des Geräusches in irgendeiner Weise modifiziert ausdrücken. Kommt noch der explosive Auslaut k hinzu, so wird daraus der Begriff des lauten Geräusches. Die einzelnen Modifikationen dieses letzteren werden dann durch die verschiedenen Inlaute a, u, i ausgedrückt, z. B. bezeichnet krak das plötzliche, krachende Geräusch, kruk den dauernden lauten Schall, krik den scharfen eindringenden. Alle diese Formen lassen sich als Lautnachahmungen deuten."

2) Übertragungen eines Geräusches auf das andere sind nicht selten, z. B. wird der Begriff des Schwatzens in den Mundarten vielfach durch Wörter ausgedrückt, die von Haus aus einen anderen Klang

Doch nicht bloß zur Bezeichnung einer Tätigkeit werden solche Formen gebildet, sondern auch zur Benennung des Gegenstandes, von dem sie ausgeht oder an dem sie in die Erscheinung tritt. Auf diese Weise sind manche Vogelnamen entstanden wie Fink (vgl. lat. fringilla, it. pincione, engl. finch), Kiebitz (mhd. gîbitz); Glucke (Bruthenne; vgl. glucksen), Eule (ahd. ûwila, lat. ulula; vgl. heulen u. ululare), Krähe (ahd. krâwa; vgl. krächzen), Pirol (mundartlich Bierhol), über den schon K. v. Megenberg in seinem Buch der Natur sagt: „Wir heißen die Goldamsel zu deutsch Bruder Piro nach ihrer Stimme"; ebenso Insektennamen wie Hummel und Grille (it. grillo). In gleicher Weise redet man von einem Bählamm und einem Mähschaf, von einer Muhkuh usf. (vgl. Schneider Meckmeck). So erklären sich ferner Ausdrücke für den Straßenkot wie Matsch, Quatsch, Patsche (vgl. in der Patsche stecken, ursprünglich so viel als im Schmutze stecken), oder für den Schmutzfleck, wie Klacks, Klecks, Klatsch (vgl. Kladde), die nach dem Geräusch der aufschlagenden Flüssigkeit benannt sind (vgl. mundartlich klecken vom Obst = fallen).[1] Ähnlich verhält es sich mit den Formen Knarre für ein Gerät und Quarre für ein quärrendes Kind oder

---

bezeichnen, z. B. schwappeln (von hin- und herschwankenden Flüssigkeiten), klaffen (von bellenden Hunden), gackern und schnattern (von den Gänsen), klatschen (von aufschlagendem Regen usf.; vgl. klatschnaß), schwabern (oberhessisch, gleichbedeutend mit schwappeln; auch erweitert zu schwadronieren). Übertragungen anderer Art liegen vor, wenn verpfuschen (ursprünglich aufzischen von Pulver) im Sinne von verderben gebraucht wird (vgl. hessisch verpuffen = verpfuschen mit thüringisch verpuffen = durchbringen, beide von puff!).

1) Bekannt ist die Entstehung des Namens Kladderadatsch für das Berliner Witzblatt. Als eine größere Zahl von humoristischen Schriftstellern 1848 in der Konditorei von d'Heureuse zu Berlin versammelt waren, um über den Namen des in Aussicht genommenen Witzblattes zu beraten, fielen plötzlich einige Kaffeetassen infolge des Kanonendonners klirrend zu Boden. Einen solchen Lärm nennt man nun in Norddeutschland einen Kladderadatsch. So hat dieser Zufall die Namengebung beeinflußt.

Weib[1]), mit dem Bims, d. h. der klingenden Münze, und der Pimpelsuse, d. h. einer Frau, die immer pimpelt oder bimmelt wie eine kleine Glocke) vgl. hessisch pinkeln, kränklich sein und pinzeln, weinen), mit der Klippschule und dem Klippkram, d. h. dem Kram, der immer klippert (klappert oder klimpert; vgl. Kläpperschuld, etwas zusammenkläppern), desgleichen mit dem Pieps oder Piepel, d. h. einem kleinen Knaben, der piept, wie ein Vogel. Ebenso nennen wir den Pumpbrunnen P(l)umpe und ein kräftiges Kind Pumpernickel (einen pumpernden, d. h. dumpf hinfallenden Nickel), was dann auch auf ein Brot von ähnlicher Gestalt übertragen worden ist, oder den Säbel Plempe (vgl. Geld verplempern) und den Hauptteil des Schwertes Klinge nach dem Klange, den der Schlag damit auf den Helm verursacht. Es ist also auch mehr als bloßer Zufall, daß die Namen der Sprachwerkzeuge häufig mit den Lauten beginnen, die von ihnen besonders hervorgebracht werden, z. B. Mund und Maul mit m, Zahn und Zunge mit z, Nase mit n, Kehle und Gaumen mit Gutturalen.

Manche onomatopoetischen Ausdrücke finden sich, ohne urverwandt zu sein, in mehreren indogermanischen Sprachen, z. B. Klang, lat. clangor, griech. klangē[2]); Glucke, glucksen, lat. glōcire, griech. glōzein; plaudern, mhd. plûdern, blodern, rauschen (vgl. Pluderhosen), lat. blaterare, blatire, schwatzen; andere können wir wenigstens bis ins Ahd. zurückverfolgen, z. B. zwizzirôn, zwitschern, wispalôn und zispilôn, lispeln, fispern, pispern (vgl. ahd. flistiran, blandiri); die meisten stammen aber aus nhd. Zeit und sind entweder Neuschöpfungen wie stolpern, knuffen, kollen oder lehnen sich an ältere Stämme an wie

---

1) Vgl. das Sprichwort: „Erst die Pfarre, dann die Quarre (= die Frau).

2) Wären diese Wörter urverwandt, so müßten die Verschlußlaute nach dem Gesetze der Lautverschiebung verändert worden sein; vgl. clinare und lehnen, cluere und laut. (Anlautender Guttural ist noch erhalten in Chlodwig und Chlotar neben Ludwig und Lothar.)

knietschen an kneten (vgl. jedoch knutschen, knatschen), klatschen = klackezen an mhd. klac, Schlag und kollern an nd. kûle, Kugel. Sicher ist, daß man jetzt aus vielen Wörtern Lautmalerei herausfühlt, in deren Grundformen noch keine beobachtet wird. Wer vermöchte z. B. Verba wie treten oder ahd. quedan, reden für onomatopoetisch zu halten? Aber die davon abgeleiteten Intensivbildungen tratschen und quatschen gelten dafür. Ähnlich verhält es sich mit flattern und schnappen (schwatzen) gegenüber den stammverwandten Ausdrücken mhd. vledern (vgl. Fledermaus) und nhd. schnäbeln, Schnabel, oder mit rollen, das auf frz. rôle und schließlich auf lat. rotula, rota, Rad zurückgeht, und mit schmollen, das zu mhd. smielen gehört.[1])

2. Bisher war nur von Tönen die Rede, die der Mensch triebartig durch das entsprechende Lautbild wiedergibt. Doch damit hat es sein Bewenden nicht; in gleicher Weise werden auch Erscheinungen zum Ausdruck gebracht, die nicht mit dem Ohr, sondern mit dem Auge wahrzunehmen sind, sei es, daß der geschaute Gegenstand die Lautgebärde unmittelbar hervorruft, sei es, daß sich der Sinn der Wörter ändert und eine Übertragung stattfindet.[2]) Lautmalerei weisen z. B. die Verba kribbeln und krabbeln auf, die das Durcheinanderlaufen von Ameisen und anderen kleinen Tieren ausdrücken, ferner huschen und fortwuschen = rasch davongehen, ebenso wabbeln und quabbeln, die namentlich von weichen, hin- und herschwankenden Fleischmassen gebraucht werden, ferner zappeln, ahd. zabalôn (vgl. zippeln, Zipperlein, mhd. zippeltrit) und zittern (ahd. zittarôn). Auch erhalten bammeln (bambeln) und bummeln,

1) So hat man auch gemeint (z. B. O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz S. 85), das i in spitz, Stift, Gipfel, Wipfel, Zipfel, Witz, List sei absichtlich gewählt, um etwas Spitzes oder Hohes zu bezeichnen, doch beweisen schon Wörter wie dick, tief, niedrig, daß hier bloßer Zufall vorliegt; ebensowenig ist bei stumpf, dumpf, dunkel Lautmalerei beabsichtigt (vgl. klug, Kuppe, funkeln).

2) Also in ähnlicher Weise wie bei hell von hallen und grell von mhd. grellen, laut schreien.

die zunächst den Glockenklang wiedergeben[1]), infolge des sinnlichen Eindrucks der Glockenschwingungen die Bedeutung des Hin- und Hergehens, so daß wir nun von bammelnden Kinderbeinen und von bummelnden Studenten reden. Mummen oder mummeln, aus dem Brummlaute „mum" gebildet, heißt eigentlich undeutlich, heimlich reden (so noch bei Schottel und im engl. mumble, murmeln, brummen), dann wird es vom Gehör auf das Gesicht übertragen und bezeichnet sich undeutlich machen, verhüllen. Endlich sind flirren und flittern ebensowohl von Schallgeräuschen (Schwirren der Insekten u. a.) wie von Lichterscheinungen üblich. Aber es fehlt auch nicht an anderen Bedeutungsübergängen: Schwipp (ein schwipper Kerl = ein gewandter Mensch) und plump (= etwas, was aufplumpst; vgl. mundartlich, z. B. bayerisch pumpet, vierschrötig) werden von körperlichen Eigenschaften verwendet; von geistigen paff, das von Haus aus den Knall bei einem Schusse ausdrückt (vgl. piff, paff, puff), dann in volkstümlicher Rede so viel als erstaunt bedeutet (ich bin ganz paff), ferner Taps (eigentlich der Tappende = Tölpel), Knasterbart von knastern (= knurren, verdrießlich sein); Klaps, Schlag, dann geistige Beschränktheit, hängt mit klappen zusammen, das selbst die Doppelbedeutung von klappern und stimmen, richtig sein hat (vgl. klipp und klar); Flirren aber im Sinne von Flausen, Flunkereien ist dasselbe Wort wie flirren (z. B. es flirrt mir vor den Augen).

3. Ebenso wichtig wie die einfachen Wörter sind die durch Verdoppelung eines Stammes geschaffenen Lautbilder. „Der nächste, sich durch den Eindruck selbst am unmittelbarsten aufdrängende Grund zur Lautwiederholung ist offenbar da gegeben, wo das Wort Schalleindrücke nachahmt, die sich selbst wiederholen." Wie die Geräuschlaute, so sollen auch Sprachlaute oder Silben wiederkehren. Diese Erscheinung, die besonders in den Idiomen ungebildeter Völker stark verbreitet ist, finden wir

---

1) Vgl Frisch, Teutschlat. Wörterbuch 1741: Bummelfest, Fest, an dem man viel läutet und das nicht allgemein gefeiert wird; ferner Bummel für einen beweglichen Gegenstand, z. B. Ohrbummel (Ohrring).

im Deutschen zuerst bei den Namen gewisser Tiere, die immer denselben Ton wiederholen. So entspricht dem lat. cuculus unser Kuckuck und dem lat. upupa, Wiedehopf oberhessisch Wudwud. Hierher gehört auch der Uhu, über den schon K. v. Megenberg sagt: „Der Vogel schreit zitternd huhu, als ob es ihn friere", und Formen der Kindersprache wie Wauwau (Hund), Mumu (Kuh), Gakgak (Gans), Putput (Huhn), Piepiep (Vogel) u. a. Häufig wird auch eine Vokalabstufung vorgenommen, namentlich wenn das Schallgeräusch bei der Wiederkehr einen etwas abweichenden Ton zeigt. Wie man vom Tiktak einer Uhr oder vom Klingklang einer Klingel (Bürger) spricht, so wird auch der mehrstimmige Gesang als Singsang, eine bestimmte Art musikalischer Unterhaltung als Tingeltangel und der hämmernde Schmied im Volksmunde als Pinkepank bezeichnet. Doch drückt man diesen Wechsel des Tones auch durch Veränderung des anlautenden Konsonanten aus, so daß z. B. ein früher in mitteldeutschen Gebirgen gebrauchtes, dem Tamtam ähnliches Instrument, mit welchem die Köhler einander zusammenriefen, Hillebille und das dumpfe Geräusch von zusammenstürzenden Gegenständen Holterpolter benannt wird.

Natürlich beschränkt man sich auch hier nicht auf Vorgänge, die mit dem Gehör wahrgenommen werden, sondern wendet die gleiche Lautmalerei bei Gesichtseindrücken an, die sich wiederholen. In Zickzack und schweizerisch Fichtisfechtis wird das Hin und Her, das Herüber und Hinüber der Linien und des Klingenkreuzens beim Fechten ausgedrückt, in Krikelkrakel und Mischmasch[1]) das Durcheinander dort von Linien, hier von Gegenständen. So erklären sich auch Gebilde wie Wirrwarr, Krimskrams, Fitzfatz, Krusemuse, Kuddelmuddel, schweizerisch Hogisbrogis und Raudimaudi (alle = Mischmasch), so auch Namen für Mischgetränke wie Hoppelpoppel (Wasser, Ei und Zucker), Schorlemorle (Wein und kohlensaures Wasser) und Mischgerichte wie bayerisch Hetschpetsch,

1) Vgl. französisch pêlemêle, charivari.

rheinländisch Puspas und schweizerisch Krusimusi (vgl. piquenique), so endlich Kartenspiele wie Schnippschnappschnurr oder Hippeheppe.

Auch auf anderen Gebieten, namentlich dem geistigen, finden sich derartige Bildungen, besonders bezeichnet man so meist tadelnswerte Handlungen wie Ausflüchte und Ränke, Possen und Zänkereien. So ist Schnickschnack eine Verstärkung von Schnack, Wischwasch von Gewäsch, Fickfackerei von Faxen; Dächtelmächtel bedeutet ein Liebesverhältnis, Larifari eitles Geschwätz, Kikelkakel Geplapper, Hokuspokus das geheimnisvolle Treiben des Zauberers, bayerisch Münkelmänkel geheime Abmachungen und Blimiblami Possen, berlinisch Kugelmugel Durchstecherei, hessisch Kribbeskrabbes Vorwände, rheinisch Himphamp Zänkerei. Von da ist nur noch ein Schritt zur Benennung von Menschen, die mit irgendeinem Makel behaftet sind, wie bayerisch Schurimuri und schwäbisch Hitzblitz, jäh auffahrender Mensch, hessisch Schlinkerschlanker, Müßiggänger, schweizerisch Kurrimurri und hessisch Muffmaff, mürrischer Mensch, thüringisch Zwitzizwatz und schwäbisch Rauschebausch, unstete Person, schwäbisch Knippknapp, einer, bei dem es knapp hergeht, thüringisch bitzenbatzig, hochnäsig, etepetete, zimperlich (vgl. mecklenburg. öde, zimperlich) und nippernäppisch, weichlich, fade (von Menschen und Speisen).

Mehrfach wird die Wiederholung nur teilweise vollzogen, wie bei den Wörtern Schlampampe (eine liederliche Frau, von schlampen; vgl. schlapp), Krambambes (schwäbisch kleiner, eigensinniger Mensch), Runkunkel (altes, runzliges Weib; vgl. Runkel, Runke = Runzel.[1])

4. Neben der Doppelung steht die Wortpaarung, bei der zwei verwandte Begriffe mit und aneinander gereiht werden.

---

1) Vgl. ferner Mengenke von mengen. Eine Art von Doppelung liegt auch vor, wenn ein Stamm mit demselben Konsonanten beginnt und schließt, was häufig bei Schallwörtern vorkommt, z. B. lallen, lullen, pappern, puppern, pumpen, pimpeln, piepen, tuten, dudeln.

Auch hier spielt der Ablaut oder der Wechsel des anlautenden Konsonanten eine große Rolle. Ich erinnere an Verbindungen wie knistern und knastern, knicken und knacken, zwicken und zwacken, trippeln und trappeln, kribbeln und krabbeln, ferner an manschen und panschen, waufeln und baufeln (thüringisch, mit großen Schritten durch weiche Massen waten), täuscheln und mäuscheln (sich mit heimlichen, unerlaubten Geschäften abgeben) u. a.

Ebenso zeigt das Volk sonst große Neigung zu derartigen Wortpaarungen und verbindet gern zwei begriffsverwandte Ausdrücke durch Assonanz oder durch Alliteration. Dies war in den ältesten Zeiten noch häufiger der Fall als jetzt, doch ist auch neuerdings noch diese oder jene Wendung neu geprägt worden, z. B. in Saus und Braus leben = mhd. in sûse leben oder von Pontius zu Pilatus laufen[1]), wofür man in manchen Gegenden noch sagt von Herodes zu (Pontius) Pilatus laufen (nach Luk. 22, 11). Endreime finden wir bei Sack und Pack, Sang und Klang (urspr. von Leichenbegängnissen; vgl. bei Luther: er wird beerdigt ohne Läuten und Däuten, ohne Gesäng' und Gepräng'), Weg und Steg, Schritt und Tritt, Hülle und Fülle (d. h. Umhüllung und Inhalt des Gefäßes), auch bei Eigenschafts- und Zeitwörtern wie schlecht (= schlicht) und recht, toll und voll (urspr. voll, d. h. betrunken, und toll), weit und breit, schalten und walten, hegen und pflegen, lügen und trügen.[2]) In gleicher Weise liebt das Volk Stabreimformeln wie Kind

---

1) Diese Redensart beruht auf einem ähnlichen Volkswitz wie die Erzählung des Sueton im Leben Cäsars, Kap. 20, daß im Jahre 59 die beiden Konsuln Julius und Cäsar geheißen hätten (der neben Cäsar amtierende Konsul M. Calpurnius Bibulus war eine Null). Lukas 23 wird erzählt, daß Jesus von Pontius Pilatus zu Herodes und von Herodes wieder zu Pontius Pilatus geschickt worden sei. Vgl. Littré s. Pilate: renvoyer de Ponce à Pilate se dit quelquefois au lieu de la locution plus usitée renvoyer de Caïphe à Pilate.

2) Hierher gehören auch sprichwörtliche Redensarten wie Jugend hat keine Tugend, Eile mit Weile, Träume sind Schäume, Borgen macht Sorgen.

und Kegel (eheliche und uneheliche Kinder), Mann und Mage (ahd. mâg, Verwandter), Gaul wie Gurre (Stute), Maus wie Mutter (vgl. Mann und Maus, wobei Maus wahrscheinlich das weibliche Geschlecht bezeichnet, wie in dem liebkosenden Mäuschen und Miesel für Mädchen), in Bausch und Bogen (ohne das Auswärtsgehende und das Einwärtsgehende zu unterscheiden) Zweck und Ziel (Zweck = Zwecke, Nagel als Zielpunkt in der Mitte der Scheibe), gäng und gäbe (urspr. von Münzen, die im Umlauf sind, also gehen und gegeben werden), braun und blau, dick und dünn, singen und sagen (von Wort und Weise der Dichtung), hoffen und harren, zittern und zagen. Echt volkstümlich sind Sprüchlein wie: „Müde, matt, marode, träge, faul, kommode" (worin die drei ersten Wörter mit m beginnen) und Wendungen wie: „Er kennt drei Sprachen, deutsch, dumm und dalket" (= er ist dumm). Sogar in Zusammensetzungen macht sich der Stabreim geltend, z. B. in den Adjektiven bitterböse, blitzblank, fuchsfeuerrot, grasgrün, goldgelb, himmelhoch, höllenheiß, lendenlahm, lichterloh, nagelneu, stocksteif, windelweich, dummdreist, griesgram, wetterwendisch, regelrecht oder in den Substantiven Firlefanz (von firlen, sich drehen, und fanzen, Possen treiben; vgl. Alfanzerei) und Tripstrille (von tripsen, neugierig fragen, und trillen, plagen).[1])

Wie sollte man es daher dem Dichter verargen, daß er so gern von einem Mittel Gebrauch macht, mit dem er der Rede bequem eine bestimmte Färbung geben kann? Ich spreche hier nicht von unserer ältesten Poesie (z. B. dem Hildebrandsliede), in der der Stabreim noch den Endreim ersetzt, sondern nur von der neueren, wo er gewissen Absichten des Dichters dient, namentlich den Zwecken der Lautmalerei. So deutet Bürger durch den sich wiederholenden w-Anlaut den Hauch des

1) Genaueres über die Bedeutungsentwickelung dieser Wörter und des gleichgebildeten Quirlequitsch bietet meine Abhandlung in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung III, 122 ff.

sanft wehenden Windes an, wenn er sagt: „Wonne weht von Tal und Hügel, weht von Flur und Wiesenplan, weht vom glatten Wasserspiegel, Wonne weht mit weichem Flügel des Piloten Wange an"; ebenso verwendet Schiller in der Braut von Messina die Alliteration mit schw, wo er den beständigen Wechsel des Glückes ausspricht und von einem „ewigen Schwanken und Schwingen und Schweben auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks" redet (I, 8). Nicht selten kommt es vor, daß Dichter bei der Umarbeitung ihrer Werke noch alliterierende Wortverbindungen einfügen, wo diese früher nicht vorhanden waren, z. B. Goethe, der in der Iphigenie IV, 5 „mit reiner Hand und reinem Herzen" einsetzt für „durch Gebet und Reinheit" und V, 1: „Durchsucht das Ufer scharf und schnell" für „Durchsucht sorgfältig das Ufer".[1])

Auch die Assonanz tut jetzt in der Poesie noch ihre Wirkung, z. B. bei Schiller in der Glocke, wenn er die hohläugigen Räume eines niedergebrannten Hauses mit ö-Lauten malt: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen." Auch kann ein ganzes Wort assonierend wiederholt werden, wie z. B. bei Goethe in der wandelnden Glocke: „Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr", wo durch die Verdoppelung der Klang des Läutens nachgeahmt werden soll. Dagegen sind die Zeiten der Pegnitzschäfer vorüber, bei denen der Vokalanklang durch ganze Gedichte durchgeführt wird und zu bloßer Spielerei ausartet; z. B. bei Siegmund von Birken: „Es fünkeln und flinken und blinken rotblumichte Auen, es schimmert und flimmert und glimmert frühperlenes Tauen, es zittern und flittern und splittern frischlaubichte Äste, es säuseln und bräuseln und kräuseln windfriedige Bläste" usw.

So sehen wir, daß die Lautmalerei in unserer Sprache eine bedeutende Rolle spielt. Wer aber ihre volle Kraft und

1) In manchen Gedichten, wie dem Lenauschen Postillon, wird von dieser Form des Reimes öfter Gebrauch gemacht: Leise nur das Lüftchen sprach, und es zog gelinder; und von flinken Rossen vier scholl der Hufe Schlagen; mitten in dem Maienglück; halten muß hier Roß und Rad.

Wirknng kennen lernen will, muß die Mundarten durchforschen, die Tausende von einschlägigen Formen bieten. Denn das Volk besitzt für alle mit einem Geräusch verbundene Tätigkeiten besondere auf Onomatopöie beruhende Ausdrücke und schafft noch fortwährend neue „Tonbilder".[1])

Gefühl ist alles.
Goethe, Faust.

2. Interjektionen.

5. Die Interjektionen haben ihren Namen davon, daß sie nicht ein Glied in der zusammenhängenden Kette des Satzes bilden, sondern den Fluß der Rede unterbrechen, als selbständige und unabhängige Wörter „dazwischen geworfen" werden. Sie sind dreifacher Art. Die einen beruhen auf Nachahmung wahrgenommener Naturlaute, malen also den Klang wie klatsch, knacks, pauz, plumps, schwapp; die anderen drücken die Äußerung eines Begehrens aus, sei es eine Aufforderung zur Zuwendung der Aufmerksamkeit (he, heda, hol(l)a = hol über, ursprünglich Mahnung an den Fergen, mit dem Kahne an das andere Ufer zu kommen und den Rufenden überzusetzen), zum Schweigen (st, scht, bst, deren Form dadurch bestimmt worden sein dürfte, daß man sich mit Zischlauten auf eine größere Entfernung bemerkbar machen kann als mit anderen Konsonanten), zur Eile (z. B. hurra = eile! von mhd. hurren, sich schnell bewegen, mit demselben Suffix â, das wir auch bei holla und bei zahlreichen mhd. Wörtern finden, die als Interjektionen gebraucht werden, entsprechend dem nhd. -jo in Mordjo, Feuerjo)[2]) oder zum Einschlagen einer bestimmten Richtung (z. B. wiste,

1) Die Beziehung zwischen Laut und Vorstellung beruht auf Schallnachahmung, Lautmalerei oder Lautsymbolik und ist entweder natürlich oder künstlich und künstlerisch gewollt.

2) Über diese Gebilde auf -jo vgl. die Zeitschrift für deutsche Wortforschung Bd. II, S. 47 ff., zu hurre auch Bürgers Lenore „und hurre hurre hopp hopp hopp ging's fort in sausendem Galopp" und K. Scheffler in der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. XIII, S. 58 ff.

Fuhrmannszuruf, der erfolgt, wenn die Tiere links gehen sollen, wohl vom mhd. winster, links). Die Hauptgruppe der Interjektionen aber machen diejenigen aus, welche einen Reflex des Inneren bilden und oft mit elementarer Gewalt aus dem Herzen hervorbrechen, mag nun ein körperliches Gefühl oder eine seelische Empfindung, Lust oder Unlust, Bewunderung oder Abscheu den Anlaß dazu geben. Infolge der inneren Erregung strömt die Rede nicht in langen Wellen aus, sondern in kurzen Stößen, in einzelnen Wörtern.

Selten bestehen diese aus mehr als zwei Silben, und zuweilen enthalten sie Lautverbindungen, die sonst in unserer Sprache nicht wieder begegnen, z. B. ui in hui und pfui oder hm in der nhd. Partikel des Sichbedenkens. Oft sind die Vokale charakteristisch gewählt, z. B. helle für den Ausdruck der Freude (ei, hei, heidi, heisa) und dunkle für den des Schmerzes (o, au, ahd. oi = wehe), oft auch die Konsonanten (pf in pfui; sch in husch, wutsch vom Vorüberhuschen). Betreffs der Stellung ist es bezeichnend, daß bei mehrsilbigen Interjektionen, die verschiedene Vokale aufweisen, der hellere Laut gewöhnlich nachfolgt: oha, holla, hopsa, hopla, o ja, juchhei, hophei, oweh, auwei, wuppdi, hurra, mhd. sûsâ, ahi, ahd. wola[1]), also entgegengesetzt wie bei der Lautmalerei, die auf Naturnachahmung beruht (piff paff puff, bim bam bum); ferner, daß in volkstümlichen Liedern durch reichen Vokalwechsel oft musikalische Wirkungen erzielt werden, z. B. horrido und hussassa, hali halo, heia popeia, trali trala. Auch ist zu beachten, daß fast nur unumgelautete Vokale gebraucht werden, also a, o, u, selten umgelautete wie in ätsch und äks, ä und hä, die sämtlich den Beigeschmack des Unangenehmen haben (vgl. Goethe im Satyros: ein ä-Geschmack). Die Konsonanten stehen, wenn solche vorhanden sind, meist an erster Stelle, z. B. bei na, bah, hu, juch, weh (= got. wai, lat. vae), pfui u. a. Am häufigsten wird der Hauchlaut h verwendet,

1) Ausgenommen sind wenige, z. B. das erst im Nhd. begegnende nanu, das vermutlich aus nunu hervorgegangen ist. Manche bestehen aus lauter Konsonanten, z. B. scht, pst, brr, hm.

der sich mit den verschiedensten Vokalen verbindet. So erhalten wir die Interjektionen ha, he, hi, ho, hu oder mit vokalischem Vorschlag aha, oho und mit Doppelung haha, hähä, hihi, hoho, huhu. Reduplikation findet sich auch sonst, z. B. bei lala, sasa, eiei, nana, nunu. Vielfach zeigen mehrere Sprachen übereinstimmende Form, z. B. spielt f eine große Rolle, wenn Abscheu ausgedrückt werden soll (vgl. griech. pheu, lat. phy, frz. fi, engl. fie, fy, deutsch pfui).

6. Je weniger literarisch ausgebildet und kunstmäßig entwickelt die Prosa ist, um so mehr Empfindungslaute werden darin verwendet. Daher treffen wir eine größere Zahl im ahd. und mhd. Schrifttum als im nhd. und ebenso in Luthers Zeit mehr als in der Gegenwart. Dem Manne aus dem Volke gleiten sie häufiger von den Lippen als dem Gebildeten. In der Poesie finden wir sie deshalb namentlich im Volksliede und in volkstümlichen Schöpfungen, wie Bürgers Balladen und Hebels Idyllen. Ausrufe wie hei gehören zu den stehenden Ausdrucksmitteln des Volksepos, aber auch im Kunstgesange Walters von der Vogelweide wird die Rede gern durch Interjektionen belebt; z. B. bildet in einem schönen Liebesliede, das unter der Linde auf der Heide spielt, das Wort tandaradei den Refrain und in einem anderen Gedichte das Wort owê. Am zahlreichsten aber erscheinen die Empfindungslaute in den realistischen Dramen der jüngsten Zeit, die das gesprochene Wort möglichst genau wiedergeben, wie in Gerhart Hauptmanns Webern und Fuhrmann Henschel.

Eine wahre Fundgrube von Interjektionen sind die Mundarten. In ihnen treten uns aber dieselben Wörter oft mit verschiedener Bedeutung entgegen je nach der Landschaft, in der wir sie vernehmen. Z. B. sagt man in einigen Gegenden Norddeutschlands (so in Halberstadt) oha, um anzudeuten, daß man mit etwas nicht einverstanden sei; in Wien bezeichnet es so viel als gib Achtung!, im südlichen Holstein aber nimmt man es, um auszudrücken, daß man ermüdet ist und sich durch Hinsetzen ausruhen will.[1]) Oft ist es wesentlich, ob ein Laut kurz oder

---

1) Vgl. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht VII, S. 840.

lang, hell oder dumpf, mit sinkender oder sich hebender Stimme gesprochen wird. So bedeutet kurzes a im Egerlande bei höherer Tonlage ungläubiges Staunen, bei tieferer aber Abweisung, langes a bei steigender Tonhöhe Anerkennung, bei sinkender Verwunderung und Überraschung.[1])

Mehrfach werden die Interjektionen zusammengesetzt, sei es mit ihresgleichen oder mit Adverbien (o weh, i gar, ach je). Besonders häufig erscheinen sie in Verbindung mit Beteuerungswörtern wie Gott (Potz), Jesus (Jesses), Himmel, die auch allein vorkommen und dann fast die Geltung von Gefühlslauten erhalten.[2]) Ja es ist eine Tatsache, daß diese sekundären Interjektionen den Gebrauch der ursprünglichen im Laufe der Jahrhunderte eingeengt und sich vielfach an ihre Stelle gesetzt haben. Aber während man in älterer Zeit besonders Gott, Jesus und die Heiligen so verwendete, sind neuerdings immer mehr der Teufel und gewisse Naturerscheinungen, zumal Witterungsvorgänge, an ihre Stelle getreten. Wie man den Bösen zur Bezeichnung alles Wilden, Schauerlichen und Schrecklichen in der Natur gebraucht und von Teufelsbrücken, -gräben, -löchern, -mooren redet, so begleitet man auch alles Widrige im Menschenleben oft mit Interjektionen wie zum Teufel, beim Teufel, der Teufel, den Teufel, pfui Teufel, verteufelt, zum Henker (wohl = Hinker, also Teufel), zum Geier, zum Kuckuck (= zum Teufel; vgl. hol ihn der Kuckuck, zum Kuckuck jagen, des Kuckucks sein, daß dich der Geier, das mag der Geier wissen); von Naturerscheinungen aber sind hergenommen (Potz) Blitz, alle Hagel, Donnerwetter, Himmel, Element und Wolkenbruch. Außerdem werden auch oft ab-

1) Vgl. Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart, Prag, 1899, S. 77.

2) Auch die Imperative geh! sieh! mach! sind auf dem Wege, Interjektionen zu werden. Wenn sie im Volksmunde gebraucht werden, ist oft der ursprüngliche Sinn dieser Wörter völlig verwischt, so daß sie nur als Empfindungslaute gelten. Frz. bigot, das früher von „bei Gott" abgeleitet wurde, bringt man jetzt mit span. bigote, Knebelbart, hombre de bigote, charakterfester Mann, in Verbindung; mein! ist abgekürzt aus mein Gott!, traun! heißt in Treuen.

gerundete Zahlen verwendet, die aus dem Gebiete des Handels und Verkehrs stammen, wie (Himmel=)Million, (Potz=) Tausend, Tausend Schwerenot, ei der Tausend, Schockschwerenot. Dabei sind zuweilen Vokalanklang und Alliteration wahrnehmbar, z. B. in Donner und Doria und Potzblitzbombenelement. Selten findet man im Bereiche der Interjektionen fremde Gebilde wie sackerlot, sapperlot (sacre nom de dieu), o jemine (o Jesu domine), topp (frz. tôpe = je tôpe von dem Zeitwort tôper, einwilligen), halali (Jagdruf bei Erlegung eines Hirsches, der im 18. Jahrhundert aus frz. halali übernommen wurde).

7. Wie in anderen Sprachen können auch im Deutschen Gefühls= und Ausrufewörter zu Begriffswörtern werden. Zunächst leitet man davon mehrfach Verba ab, wie ächzen von ach, jauchzen oder juchzen von juch (juchhei), weinen von weh, trällern von trala; sodann verwendet man sie als Substantiva oder Adjektiva, z. B. im Hui, d. h. in einer so kurzen Zeit, als man nötig hat, um das Wort hui auszusprechen, viel Trala, d. h. Lärm um etwas machen, einen Heiho machen (schwäbisch), d. h. Lärm erregen, ein Haha (schöne Aussicht = frz. haha, Freisicht durch eine Gartenmauer), das Halali (z. B. bei Freiligrath: ankeuchen schon die Hunde, Herr Gott, zum Halali, und bei Wildenbruch: während alles ganz halali, d. h. sterbensmatt an den Wänden herumsaß), Mafoiken (mundartl., z. B. mecklenburgisch und berlinisch, von der frz. Beteuerungsformel ma foi), Winkelzüge, es geht mir lala, d. h. leidlich (vgl. auch frz. pouacre unflätig mit frz. pouah, pfui). Vor allen Dingen aber werden verschiedene Interjektionen im Volksmunde gebraucht, wenn es gilt auszudrücken, daß etwas verschwunden sei. Wie man Geld verjubelt (d. h. unter Jubel ausgibt) oder verjuchheit (von juchhei) und verjuxt (verjuchst), so sagt man auch mein Geld ist heidi (fort, ausgegeben), es ist futsch oder wutsch. In ähnlicher Weise braucht man das Wort schrum, das den letzten Griff auf der Baßgeige nachahmt. Und Gegenstände, die geringen Wert besitzen, daher leicht aus einer Hand in die andere übergehen, erscheinen in

der Sprache des Volkes als Hophei oder Hopheichen (mein ganzes Hopheichen), d. h. unter einem Namen, mit dem man das Aufjubeln eines Menschen ausdrückt (vgl. Dudeldei in volkstümlichen Redensarten, wie „das hat er für ein Dudeldei verkauft", eigentlich Nachahmung des Geigentons, und Tausendsasa neben sasa geschmauset im Studentenliede).[1])

Ein schöpferisches Genie kann die Härte unserer Mundart in Nachdruck, ihre Unbiegsamkeit in Majestät verwandeln.

Herder.

3. Wohllautsbestrebungen.

8. Seit der römischen Kaiserzeit hat man die deutsche Sprache oft rauh genannt. Schon lateinische Schriftsteller wie Mela finden, daß die Ortsnamen unserer Heimat schwer auszusprechen seien, und noch jetzt klagen die romanischen Völker, es koste viel Mühe, den spröden Stoff germanischer Wörter zu bewältigen. Aber auch in Deutschland hat es seit den Tagen Otfrieds von Weißenburg nicht an Leuten gefehlt, die ihrer Unzufriedenheit darüber Ausdruck gaben. In der Pilatuslegende (um 1170) heißt es, die deutsche Sprache sei hart zu fügen, und noch Goethe äußert in einer Stunde des Unmuts, daß er „in dem schlechtesten Stoff" Leben und Kunst verderbe.[2]) Selbst von Prosaschriftstellern hören wir Klagen, ja ein Verehrer des Französischen wie Friedrich der Große geht in einem Gespräch mit Gottsched so weit zu sagen: „Die deutschen Konsonanten! Mir tun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre. Da ist lauter Kah und Peh, Krap und Krip,

---

1) Bezeichnend ist, daß viele Interjektionen abweichend von dem sonstigen Gebrauch auf der letzten Silbe betont werden oder im Akzent schwanken. So sagt man gewöhnlich halló, padaúz, tralá, hohó, huhú, hahá, dagegen hört man hurra, juchhe, holla u. a. auf beiden Silben betonen und neben heidi gewöhnlich heidí heidá aussprechen (vgl. tralí tralá, vallerí vallerá).

2) Vgl. Venetianische Epigramme Nr. 29.

Klop, Klotz, Krok. Sein eigener Name wie hart! Gottsched — fünf Konsonanten! Was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh, und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen."[1])

Und in der Tat vermag sich das Neuhochdeutsche an Weichheit und Geschmeidigkeit, Glätte und leichter Sprechbarkeit der Lautverbindungen nicht mit den Idiomen unserer westlichen und südlichen Nachbarn zu messen; denn es ist nicht nur ärmer an farbenreichen Selbstlauten, zumal in den fast aller Klangfülle baren Endungen, sondern häuft auch in höherem Maße die Mitlaute, so daß oft Härten entstehen wie in den Wörtern Haftpflicht, Jetztzeit[2]), Strickstrumpf. Aber wenn man glauben wollte, daß unserem Volke das Schönheitsgefühl in sprachlichen Dingen völlig abgehe, daß es der Gesetze für die ästhetische Behandlung der Form ganz entbehre, so würde man irren. Manche Anregungen hat es allerdings dem Auslande zu verdanken, mag nun das Formgefühl durch das Studium französischer und italienischer Schriften oder, wie z. B. bei Goethe, durch den Aufenthalt in der farbenreichen Landschaft der Apenninenhalbinsel belebt worden sein. Diejenigen Wohllautsbestrebungen aber, die es im weitesten Umfange durchgeführt hat, sind ein Ausfluß seines eigenen Sprachgefühls.[3])

Dabei ist allerdings zwischen Bequemlaut und Rücksicht auf schönen Klang sorgfältig zu scheiden. Wenn man zur Erleichterung der Aussprache eine Konsonantenverbindung vereinfacht (wie Mägdchen und Psalm zu Mädchen und Salm

1) Vgl. Nikolai, Anekdoten III, S. 286 f.

2) Jetztzeit ist in den vierziger Jahren aufgekommen und hat sich behauptet, obwohl es von Schopenhauer, R. Wagner, Nietzsche u. a. bekämpft wurde als ein „Wort mit greulichen Zischlauten, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschensprache, als ein Wort, das nur einer ohrlosen Zeit zu schaffen möglich war".

3) Zu beachten ist, daß dasselbe Volk, welches im In- und Auslaute so oft die Konsonanten häuft, im Anlaute peinlicher ist als das griechische. Denn die Verbindungen dn, bn, gd, pt, kt, ps u. a., die diesem ganz geläufig sind, sucht man im Beginn echt deutscher Wörter vergeblich.

in der Wendung einen langen Salm machen) oder einen Laut dem anderen angleicht wie bei Wimper = mhd. wintbrâ und rutschen = ruckezen (von rücken), so hat man es mit einem rein mechanischen Vorgange der Sprachwerkzeuge zu tun; wenn sich aber neuere Schriftsteller hüten, mit Gleim zu sagen: „Laßt uns uns unsres Schicksals freuen!", so geschieht dies, weil ihr Ohr durch die Nebeneinanderstellung gleichklingender Wörter verletzt wird. Sie sagen daher lieber: „Unsres Schicksals wollen wir uns freun!" Zuweilen gehen jedoch die Grenzen zwischen beiden Erscheinungen ineinander über. Denn in den Worten „bei heitererer Witterung" empfinden wir die Wiederholung der Silbe er[1]) nicht nur als unschön, sondern sie bereitet uns auch Schwierigkeiten bei der Aussprache.

9. Betrachten wir nun die Wohllautsbestrebungen näher, so empfiehlt sich, zunächst die Vokale zu berücksichtigen. Infolge des Hochtons der Stammsilbe hat unsere Sprache seit der mhd. Zeit die volleren, farbigeren a-, o-, i- und u-Laute in den Endungen meist verloren oder durch farblose e ersetzt.[2]) Bei der großen Masse der Wörter müssen wir einfach mit dieser Tatsache rechnen, ohne etwas daran ändern zu können, bei Eigennamen aber hat sich verschiedentlich, besonders in neuester Zeit, das Gefühl dagegen gesträubt. Daher ist man darauf bedacht gewesen, hier die alten Vokale zu wahren, ja sie vielfach da, wo bereits e an ihre Stelle getreten war, wieder herzustellen. Dem Umstande, daß Personennamen für etwas Besseres angesehen wurden, als gewöhnliche Sachbezeichnungen, haben wir es zuzuschreiben, daß uns Formen wie Arno, Hugo, Kuno, Berta, Emma, Hulda erhalten geblieben sind, wiewohl die lateinische Urkundensprache, wenigstens in älterer Zeit, mit dazu beigetragen haben mag. Und wenn neuerdings Eltern

1) Dem Suffix -er ist die Komparativendung und dieser wieder das Dativzeichen des Feminins angefügt worden.

2) Abgesehen von einigen Ableitungssilben wie -schaft, -sam, -bar, -ach, -ig, -icht, -lich und von Wörtern wie Eidam, Bräutigam, Balsam, Pilgrim, Bochum, wo meist die Nachbarschaft gewisser Konsonanten zur Erhaltung des a, i und u beigetragen hat.

bei der Namengebung gern zu Formen wie Rosa, Irma, Olga greifen, so ist dabei vor allem das Bestreben maßgebend, dem Teuersten, was sie haben, auch eine süßklingende Benennung zu verleihen. Denn die a-Laute am Schlusse fremdländischer Namen wie Anna, Martha, Paula, Veronika fallen angenehm ins Ohr und verbreiten daher um das damit bezeichnete Wesen einen gewissen Nimbus. Wie man die Mutter Gottes nicht Marie, sondern stets Maria und die Gemahlin Kaiser Wilhelms I. nicht Auguste, sondern Augusta nennt, so ruft man eine Gräfin Johanna, aber eine Bürgersfrau Johanne und eine Bäuerin Hanne. Damit stimmt überein, was R. Hildebrand in einem hinterlassenen Aufsatze ausführt: „Jetzt gibt man oft Namen, die etwas Deutliches gar nicht sagen, etwas Bestimmtes gar nicht bedeuten, z. B. Alma, gegeben von Leuten, die nicht etwa Latein können, also um der lateinischen Bedeutung willen, am wenigsten aber aus dem Leben heraus und für das eigentliche Leben, vielmehr über das wirkliche Leben hinaus versetzt, wie in eine über das Leben erhöhte, darüber ohne Vermittelung schwebende Schicht." In demselben Sinne äußert sich Goethe im elften Buche von Dichtung und Wahrheit: „Der Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmutigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Berta nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken." So verstehen wir, wie ein ehrsamer Thüringer dazu kam, seine Frau, die den prosaischen Namen Ernestine hatte, Sonntags nachmittags, wenn er mit ihr ausging, Fanny zu nennen. Das klang ihm eben vornehmer.[1]) Was Wunder, daß auch

1) Hier ist hinzuweisen auf Äußerungen Abrahams a Santa Clara, der z. B. sagt: „Ein Töchterl wird selten mehr Ursl getauft, sondern Polyxena, Gandulpha, Burgundophora. Ich selbst habe einen

die deutschen Künstler, denen das Schicksal keinen schön klingenden Namen beschieden hat, so gern zu Pseudonymen ihre Zuflucht nehmen? Da nennt sich ein herumziehender Zauberer Bosco, ein Seiltänzer Saltini, eine Überbrettlsängerin Signora Carlotta; kurz, die farbenfrohen italienischen Namen haben es dem „fahrenden Volke" besonders angetan; es glaubt dadurch sich und seine Kunst über das Alltägliche hinauszuheben.[1]) Selbst Schriftsteller verschmähen dieses Mittel nicht, besonders wenn sie dazu verurteilt sind, so wenigsagende Namen wie Hering zu tragen. Da nimmt sich freilich Wilibald Alexis schöner aus.[2]) Aber so wenig Klopstock (d. h. Klopfstock) für nötig befunden hat, etwas zu verleugnen, dessen sich seine Vorfahren nicht geschämt hatten, so wenig sollten auch andere leichten Kaufes das ererbte Gut hingeben für die billige Ware klingenden Tandes. Nicht der Name adelt, sondern die Werke, und der Dichter des Messias ist trotz des unschönen Wortes Klopstock unsterblich geworden.

Auch die Ortsnamen haben sich neuerdings vielfach dem „verfeinerten Geschmack" anpassen müssen. Allerdings bei solchen

gekannt, welcher vom Vater her Thomas Waps genannt worden, bald aber hat er sich Thomas Vespasianus genannt" (vgl. Huy und Pfuy S. 219) und an einer anderen Stelle (Jud. III, S. 464): „Das Töchterl heißt Franziska, Athanasia, Gandulpha, Hedwig usw.; Urschel und Lisel sind gar gemeine Namen."

1) Demnach ist es begreiflich, daß man zwar von Germanien, Preußen, Bayern, Sachsen usw. spricht, aber die symbolischen Vertreterinnen dieser Länder mit der wohlklingenderen lateinischen Namensform benennt als Germania, Borussia, Bavaria, Saxonia.

2) Wie die Schriftsteller bei der Auswahl von Namen für ihre Romanhelden verfahren, erörtert Th. Klaiber im Literarischen Echo V (1903) Nr. 19; z. B. führt uns Gottfried Keller in den Leuten von Seldwyla einen Menschen vor, der unter all den Vorbereitungen, die er trifft, um die Jagd nach dem Glück erfolgreich zu machen, auch nicht versäumt, seinen schlichten Schweizernamen zu einem ausländischen, wohlklingenden umzuschmieden. Aus dem spießbürgerlichen Johann Kabis wird ein vornehmer John Kabys-Oliva. — Auch literarische Einflüsse lassen sich wahrnehmen; z. B. werden seit etwa 1760, wo Macphersons Ossian veröffentlicht wurde, Namen wie Oskar, Selma und Malwine in Deutschland beliebt.

wie Mutzschen und Klotzsche würde selbst eine vollere Endung nicht viel helfen. Ist doch nach Polles Ansicht[1]) der üble Klang dieser mit Zischlauten gesegneten Ausdrücke sogar daran schuld, daß die Bewohner jener beiden sächsischen Orte in den Ruf der Tölpelhaftigkeit und Grobheit gekommen sind. Aber bei anderen ist diese verschönernde Tätigkeit von Erfolg gewesen. Dörfer, die im 18. Jahrhundert Tillede oder Engerde hießen, erscheinen jetzt auf den Karten als Tilleda und Engerda, die Ortsnamen Friedrichrode und Langensalze offiziell in den Formen Friedrichroda und Langensalza, ja aus altem Itere ist sogar Eythra geworden, so daß wir meinen, dieses bei Leipzig liegende Dorf auf griechischem Boden suchen zu müssen. Hatte ein solcher Aufputz bei den erstgenannten Wörtern wenigstens insofern eine gewisse Berechtigung, als damit altgermanische Formen erneuert wurden, so spottet man bei anderen Namen aller Sprachgesetze und wirft aus Rücksicht auf den Wohlklang sogar das alte Dativ-e über Bord, um dafür ein a zu verwenden, das zu der betreffenden Kasusform gar nicht paßt. Denn man schreibt jetzt Eckartsberga und Altenberga statt Eckartsberge (= zu Eckarts Berge) und Altenberge (= zum alten Berge.[2]) Kein Wunder, daß man für Vergnügungslokale (Tivoli, Kasino) und gesellige Vereinigungen (Konkordia, Amicitia) mit Vorliebe fremde Namen verwendet, deren schöne Laute angenehm ins Ohr fallen sollen.[3])

Eine andere die Selbstlaute betreffende Erscheinung, die hier in Frage kommt, ist die Stellung unserer Sprache zum

1) Wie denkt das Volk über die Sprache? 2. Aufl. S. 70.

2) Wenn neben Amerika, Afrika, Europa Namen wie Asien, Australien, Spanien, Italien stehen, so hat hier die Analogie ihre Hand im Spiele, die das a nach i antastet, aber nach Konsonanten erhält.

3) Zu beachten sind auch Namen für Erzeugnisse des Gewerbfleißes, denen man gern volltönende Bezeichnungen gibt wie Lanolin, Odol, Kosmin, Larola, Mondamin u. a. aus lautsymbolischem Gefühl gebildete Ausdrücke (vgl. die Abhandlungen von R. M. Meyer, Zeitschrift für deutsche Wortforschung II, S. 288 ff. und von Rich. Palleske, Zeitschrift des allg. d. Sprachver. 1903, S. 43 ff.)

Hiatus, d. h. zum Zusammentreffen zweier Vokale, von denen der eine ein Wort schließt und der andere das darauf folgende anfängt. Auf diesem Gebiete sind die Idiome der romanischen Völker meist ebenso empfindlich wie die der alten Römer und Athener. Wir Deutschen nehmen hier weniger Anstoß und sprechen Wörter wie so oft, die ich, wo er usw. hintereinander aus, ohne uns irgendeines unangenehmen Gefühls bewußt zu werden. In den meisten Fällen hilft uns das verschiedene Gewicht und die stärkere oder schwächere Betonung leicht über die klaffende Lücke hinweg, z. B. bei den Worten eine unliebsame Angelegenheit, eine unwiderlegbare Ansicht, wo dem tonlosen e die hochtonigen Silben un und an folgen. Die Umgangssprache verwendet, namentlich bei kurzen Fürwörtern, oft Verschleifung, z. B. du'n = du ihn, sie's = sie es. Aber auch der Schriftsprache ist es, wiewohl in beschränkterem Umfange, verstattet, einen von zwei so zusammenstoßenden Vokalen zu unterdrücken. Gegenüber dem ganz maßlosen Gebrauche, den die Dichter des 16. und teilweise des 17. Jahrhunderts, z. B. die Meistersinger, von Apokope und Elision machten, schränkte Opitz in seinem Buche von der deutschen Poeterey diese Freiheit etwa auf die Fälle ein, in denen sie zur Zeit Walters von der Vogelweide üblich waren, d. h. vor Vokalen, z. B. auf Treu und Glauben, Hab und Gut, gäng und gäbe. So entfernt man jetzt gern das e in der ersten Person des Singulars der Gegenwart sowohl bei gewöhnlicher als ganz besonders bei veränderter Wortfolge: ich schreib' an dich, morgen schreib' ich.[1]) Ein anderer Ausweg zur Vermeidung des Hiatus ist der Einschub eines Konsonanten; ihn wählen besonders die Mundarten, z. B. sagt man in verschiedenen Gegenden Bayerns und Schwabens wie-n-i und wo-n-i für wie ich und wo ich,

---

1) Dasselbe geschieht in der Vergangenheit schwacher Zeitwörter, selbst in der dritten Person, wenn keine Verwechselung mit der Gegenwart eintreten kann: da fühlt' ich, da dacht' er, wie sollt' ich?, was könnt' er? Ebenso verfährt man, wenn es gilt, von Hauptwörtern auf -e Eigenschaftswörter auf -isch oder -ig abzuleiten wie schwäbisch, freudig von Schwabe, Freude.

im Fichtelgebirge be-r-im, ve-r-uns, ze-r-enks für bei ihm, vo(n) uns, zu euch, in Niederösterreich ka-r-i für ka i = kann ich usw.[1]) So erklären sich auch die Formen dasig und hiesig statt der früher, z. B. bei Aventin gebrauchten daig und hieig, während man bei darum, darin, daran (neben davon, damit, dadurch) vorzog, die alte auf r auslautende Form des Adverbs (vgl. darstellen, dartun) zur Vermeidung des Hiatus beizubehalten. In den meisten Fällen hilft man sich durch Umstellung oder sorgfältige Auswahl der Wörter; dies tun namentlich die Dichter, zumal wenn sie in die Schule eines romanischen Volkes gegangen sind. So hat Opitz unter dem Einflusse der französischen Literatur das Zusammentreffen zweier Vokale möglichst gemieden, Goethe aber infolge der italienischen Reise sein Formgefühl so verfeinert, daß er in seinen Meisterwerken Tasso und Iphigenie selten einen Hiatus unterlaufen läßt.[2]) Die wenigen aber, die wirklich eingedrungen sind, weiß er bei späterer Umarbeitung (mit fünf Ausnahmen in über fünftausend Versen) überall zu beseitigen, z. B. Iphigenie I, 2: „O süße Stimme! Vielwillkommner Ton!" (für: „O süße Stimme! O willkommner Ton!") oder I, 3: „So dringt auf sie vergebens treu und mächtig der Überredung goldne Zunge los" (für: dringt . . . ein).

Ebenso wird es als störend empfunden, wenn sich dieselbe Flexionsendung, z. B. e, oft hintereinander wiederholt. Daher tadelt man Jakob Grimm, daß er geschrieben hat: „Dieses schöne in mehrere vorliegende heutige holländische Volksliederbücher aufgenommene, aber gewiß alte Lied."

10. Doch Wohllautsbestrebungen machen sich nicht bloß im Bereiche des **Vokalismus** geltend, sondern auch in dem

---

1) Analogiebildungen; vgl. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte 2. Aufl., S. 97. Dort wird auch ausgeführt, daß manche süddeutsche Mundarten vor Vokalen r und n im Auslaut des Artikels erhalten, also sagen der arm, aber de jung, en ôbet, ein Abend, aber e ross.

2) Auch in der Natürlichen Tochter meidet Goethe den Hiatus, der durch auslautendes -e vor folgendem Vokal entsteht, ziemlich regelmäßig. Vgl. Koch, Programm des Friedrich Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin 1902, S. 5 und 15.

des Konsonantismus. Hier wird es in erster Linie als mißlich empfunden, wenn die folgende Silbe mit demselben Mitlaute beginnt, auf den die vorangehende endigt. Daher meidet man das Verkleinerungssuffix -lein bei Wörtern auf l und sagt statt Teillein, Sällein, Säullein lieber Teilchen, Sälchen, Säulchen. Denn wenn man wie bei Himmel, Hölle, Kanne bloß einen (gedehnten) Konsonanten spricht, so leidet die Deutlichkeit und es wird manches Mißverständnis möglich (z. B. zwischen Säulein und Säullein), wenn man aber die beiden l auseinanderhält, so fühlen sich die Sprachwerkzeuge durch die Wiederholung belästigt. Ähnlich liegt die Sache bei dem Diminutivsuffix -chen, das man aus dem gleichen Grunde nicht gern an Wörter auf ch anfügt. Schon Adelung verlangt Dächelchen für Dächchen, will also zwei Verkleinerungsformen (-el und -chen) angewandt wissen, um den Mißklang zu beseitigen; poetischer ist Dächlein. Im Niederdeutschen aber, wo die Diminutivendung die Form -ke(n) hat, schiebt man bei Wörtern, die auf k ausgehen, ein s ein, sagt also Stücksken, Böcksken.[1]) Und wenn wir bei Stämmen auf b der Ableitungssilbe bar und bei solchen auf s der Endung sam möglichst aus dem Wege gehen, so hat dies die nämliche Bewandtnis. Daher tritt für glaubbar und erstrebbar glaubhaft und erstrebenswert ein; dem mhd. lobebaere entspricht nhd. löblich oder lobesam (nicht lobbar), während das von Lessing gebildete weibbar (nach mannbar) keinen Anklang gefunden hat; im Mhd. findet sich noch vreissam neben vreislîch schrecklich, im Nhd. ist kein solches Adjektiv mehr vorhanden; statt lössam sagt man lösbar oder löslich, und das von Lamprecht im ersten Ergänzungsbande zu seiner deutschen Geschichte geschaffene Wort reizsam ist keine glückliche Bildung. Endlich wird man die Endung schaft bei Substantiven auf sch vergeblich suchen (vgl. Menschheit, Welschtum).

---

1) Im Mittelniederdeutschen heißen die Verkleinerungswörter bockelen, stückelen, weil sich, wie J. Grimm richtig gesehen, bockeken usf. übel ausgenommen hätte. Vgl. auch ich bin geliebt worden = geliebt geworden.

Auch wenn ein Vokal dazwischen steht, wird die Wiederholung eines Konsonanten in manchen Fällen als störend empfunden. Man umgeht sie durch Wahl einer anderen Endung oder durch Beseitigung des Störenfrieds. Wie man im Latein hinter r die Suffixe -alis und -culum, aber hinter l -aris und -crum anwandte (vgl. Singularis neben Pluralis, oraculum neben simulacrum; ferner moralis, generalis und molaris, familiaris), so haben im Deutschen die Neutra auf r statt der Endung -er (vgl. Täler, Dörfer, Bücher) aus euphonischem Grunde e angenommen, man sagt also die Haare, Jahre, Meere, Heere usw., und neben folgern, holpern, stolpern stehen murmeln (lat. murmurare), purzeln, wirbeln (vgl. Turteltaube = lat. turtur und Marmelstein = Marmor). Ebenso sucht man bei den Personennamen auf e den Mißklang zweier nebeneinanderstehender n zu vermeiden. Denn um die ganze Familie zu bezeichnen, sagt man zwar bei Rothens, Kurzens, Gräfens, dagegen bei Heines, Schönes, Grünes; man nimmt also hier die Endung s statt der sonst üblichen ns. So erklärt es sich auch, daß man in neuerer Zeit gern das stark gebogene Adjektiv im zweiten Falle durch das schwach gebogene ersetzt, wenn das folgende Substantiv den Genetiv auf (e)s bildet. Noch Luther, Klopstock, Voß u. a. schrieben regelmäßig deutsches Landes, trockenes Fußes usw., aber jetzt heißt es dafür gewöhnlich deutschen Landes, trockenen Fußes, ja in manchen Verbindungen ist die schwache Form des Eigenschaftswortes zur Regel geworden, so bei frohen Sinns, stehenden Fußes, getrosten Mutes, meistenteils, jedenfalls.[1]) Demnach ist es selbstverständlich, daß man von

1) Für das Weimarer Museum (vgl. das Berliner, Wiener Museum) sagt man besser das weimarische. Zu beachten sind ferner die Wörter fodern = forbern, Köder = mhd. querder, Pilgrim, Pilger = lat. peregrinus, Mörtel = lat. mortarium, mundartlich balbieren = barbieren, Sauerampel = Sauerampfer, Mau(r)erpolier = Maurerparlierer von frz. parler. Für Goethes feines Sprachgefühl ist es bezeichnend, daß er den ursprünglichen Titel seiner Schrift „Wahrheit und Dichtung" wohl deshalb in „Dichtung und Wahrheit" umgewandelt hat, damit nicht zwei d zusammentreffen. Große Ver-

Wörtern, die auf einen Zischlaut ausgehen, meist Komposita mit dem Stamme, nicht mit dem Genetiv bildet. Wohl gibt es neben Meerbusen und Wassernot die Formen Meerestiefe und Wassersnot, aber von Schloß, Fluß, Glas, Fisch, Hirsch sucht man Bildungen wie Schlossesbrunnen (Schloßbrunnen) möglichst zu vermeiden.

In anderen Wörtern wird einer der beiden gleichen Laute unterdrückt, besonders s. Du stößt, liest, faßt klingt uns angenehmer als du stößest, liesest, fassest, neben besser und größer stehen die Superlative der beste (bessešte) und der größte (größeste), von Eigenschaftswörtern auf -isch aber bildet man neuerdings dieselbe Form auf -ischte statt -ischste oder -ischeste, z. B. der närrischte, kindischte.[1]) Auch n, r und l werden nicht gern doppelt gesetzt. Wie Pfennig und König für mhd. pfenninc und kuninc stehen, so Braunfels, Grünberg, Trockenborn für zum braunen Fels, grünen Berg, trockenen Born. Damit vergleiche man Gefangenwärter (= Gefangenenwärter), Schweinefleisch (= schweinen, d. h. schweinernes Fleisch), Kannegießer (= Kannengießer) und Dative der Mehrzahl wie Zeichen, Wagen = Zeichenen, Wagenen. Ferner heißt es zwar Lehrerin und Führerin, dagegen meist Zauberin, Märtyrin, Lästerin (= Zaubererin usf.). Der Wandersmann ist an Stelle des Wanderersmannes getreten (vgl. Bürgersmann, Bauersmann), die Fröschweiler Chronik und die Ottweiler Zeitung an Stelle der Fröschweilerer Chronik und der Ottweilerer Zeitung, und Adolf steht neben altem Adalwolf, Edelwolf.

---

breitung hat die Dissimilation in den romanischen Sprachen, z. B. im Französischen (un lit de Procuste = ein Prokrustesbett, crible, Sieb = lat. cribrum) und im Italienischen (albergo = ahd. heriberga, Herberge, albero, Baum = lat. arbor). Weiteres bei Diez, Grammatik der romanischen Sprachen I³, S. 222 ff., F. Bechtel, Assimilation und Dissimilation der Zitterlaute, Göttingen 1876 und E. Wölfflin, Archiv für lateinische Lexikographie IV, S. 1 ff.

1) Goethe bildet sogar, wie viele Mundarten, die Form der süßte: „Und die Birken streun mit Neigen ihr den süßten Weihrauch auf.“

11. Auch die Wiederholung ganzer Wörter sucht man, sofern damit nicht eine bestimmte Absicht (z. B. nachdrucksvolle Hervorhebung)[1]) erzielt werden soll, möglichst zu meiden. So schrieb Luther 1. Timotheus 6, 8: Lasset uns begnügen und 2. Kor. 6, 4: Lasset uns beweisen als die Diener Gottes. So nehmen auch jetzt gute Stilisten mit Recht an folgenden Sätzen Anstoß: Das Lied von der Glocke von Schiller gefällt mir (= Schillers Lied von der Glocke); er zeigt sich als Mensch größer als als Dichter (= denn als Dichter); er beabsichtigt, dich zu bitten, nicht zu unterlassen, ihm das Buch zu geben (= er beabsichtigt dich um das Buch zu bitten), ich weiß, daß er dir mitgeteilt hat, daß sein Bruder geschrieben hat, daß er bald zurückkehren wird (= ich weiß, daß er dir die Nachricht von der baldigen Rückkehr seines Bruders mitgeteilt hat). So vermeiden auch viele die gleichen Formen der Hilfszeitwörter haben und sein unmittelbar hintereinander zu gebrauchen (das eine Mal am Schlusse eines Nebensatzes und das andere Mal an der Spitze des folgenden Hauptsatzes). Daher schreibt Goethe: „Daß Luther uns sein Werk wie aus einem Guß überlieferte (= überliefert hat), hat die Religion sehr gefördert", wählt also das Imperfekt statt des Perfekts, um der Wiederholung des Hilfsverbs aus dem Wege zu gehen. Einfacher aber ist es, das erste der beiden gleichlautenden Wörter zu unterdrücken, z. B. „Der Herr, der soeben fortgegangen (ist), ist mein Freund." Mit diesem Brauche haben die schlesischen Dichter den Anfang gemacht, Gottsched[2]) gestattete ihn „des

1) Auch aus anderen Gründen kann ein Wort wiederholt werden, z. B. und beim Polysyndeton, so . . so (so lang, so dumm) aus Rücksicht auf die Konzinnität, Präpositionen bei Fügungen mit weder . . noch, entweder . . oder u. a., so weder im Hause noch im Hofe (aber in Haus und Hof).

2) Deutsche Sprachkunst S. 468. Vgl. auch H. Düntzer, Die Auslassung der Hilfszeitwörter in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung I, S. 258 ff. Zuweilen meidet man das Zusammentreffen zweier gleichklingender Wörter durch Änderung der Wortfolge. So sagt man zwar: Er hoffte, daß er angestellt werden würde, aber er hoffte, daß er werde angestellt werden oder er hoffte, er werde angestellt werden.

Wohlklangs halber", Jean Paul ging den „abscheulichen Rattenschwänzen" haben und sein energisch zu Leibe und äußerte, man müsse es jedem Dank wissen, der in die Schere greife und sie wegschneide. Dichter wie Lessing, Goethe und Schiller haben, durch ihr gutes Sprachgefühl geleitet, von selbst das Richtige getroffen, z. B. „denn wer den Besten seiner Zeit genug getan (hat), der hat gelebt für alle Zeiten." Daher fehlt das Hilfszeitwort in der Iphigenie zehnmal, und in Goethes mineralogischen Schriften stehen Verba mit und ohne dasselbe im Verhältnis von 10 : 27. Auch ist die Zusammenstellung von Formen wie die die oder der der (z. B. die Frau, die die Blumen gekauft hat) bei den besseren Schriftstellern nicht beliebt. Unter mehr als 1200 Relativsätzen hat Minor[1]) welche die öfter als hundertmal, die die nicht zehnmal gefunden. Viele sind bestrebt, zwischen der und welcher zu wechseln, namentlich, wenn Relativsätze ersten und zweiten Grades nebeneinanderstehen, z. B. die Frau, welche die Blumen, die sie gekauft hat, nach Hause trägt. Und wenn wir jetzt sagen Tor- und Türschlüssel oder Feuers- und Wassersnot statt des vollständigeren Ausdrucks Torschlüssel und Türschlüssel oder Feuersnot und Wassersnot, so ist dabei sicherlich außer dem Streben nach Kürze das Verlangen nach angenehmem Wortklang im Spiele gewesen. Selbst Zwist zwischen scheint man hauptsächlich aus euphonischen Gründen zu meiden (= Zwist unter).

Endlich empfiehlt sich aus Wohllautsrücksichten, weder zu lange Wörter zu bilden wie Inanklagezustandsversetzung, noch zu viel einsilbige Wörter nebeneinanderzustellen. Allerdings sind wir hierin nicht so feinfühlig wie jene Franzosen, die über die Stelle in Webers Freischütz: „Täuscht das Licht

1) Allerhand Sprachgrobheiten, Stuttgart 1892, S. 20 ff.: „Alle untersuchten Schriftsteller gehen dem die die aus dem Wege, weil dies nicht bloß ein Mißlaut, sondern auch der Zunge unbequem ist." Lessing hat in allen, Schiller „in den weitaus meisten", Goethe „in den allermeisten Fällen" welche die. Vgl. auch Menge in Lyons Zeitschrift VII, S. 323.

des Monds mich nicht", zum Lachen gereizt worden sind[1]), aber auch das deutsche Ohr fühlt sich im allgemeinen wenig befriedigt von Sätzen wie: „Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst und bin's doch noch so gut als wie ich's war" (Goethe) oder „Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu!" Ist doch schon Gellert angegriffen worden, weil er gesagt hat: „Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm wie du?" Für ebenso häßlich gilt die Verwendung lauter kurzer Sätzchen nach Art der folgenden, die Scherer in seiner Deutschen Literaturgeschichte, 2. Aufl. S. 168, bildet: „Er ist ein vollendeter Schachspieler, Jäger, Musiker, Dichter. Er hat die feinsten Manieren. Er ist mit einem Worte höfisch durch und durch. Er erhält von Marke den Ritterschlag. Er rächt seinen Vater an Morgan von Bretagne. Er besiegt den Morold von Irland und befreit dadurch Cornwall von einem schimpflichen Menschenzins. Er tötet in Irland einen Drachen."

Es gibt also zwar kein geschriebenes Gesetz darüber, was in unserer Sprache schön ist und was nicht, wohl aber hat sich das Gefühl dafür bei uns mit der Kultur mehr und mehr entwickelt und ist daher bei den Gebildeten stärker ausgeprägt als bei den Ungebildeten.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Schiller (Glocke).

4. Verkleinerungs- und Koseformen.

12. Unter den sprachlichen Darstellungsmitteln, durch die man Wohlwollen und Zuneigung, überhaupt den Anteil des Herzens zum Ausdruck bringen kann, kommen neben Ton und Färbung der Rede, Wortwahl und Satzbau besonders die Verkleinerungsformen in Betracht. Wir verwenden sie zunächst bei

1) Vgl. Mertens, Wider die Fremdwörter, Hannover 1871, S. 13 und K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. 8. Aufl., Leipzig 1898, S. 402.

Zeitwörtern, um ihnen eine abgeschwächte Bedeutung zu geben, wie bei kränkeln, lächeln, hüsteln (neben kranken, lachen, husten)[1]; sodann finden sie sich, allerdings nur in den Mundarten, bei Für-, Umstands- und Eigenschaftswörtern, z. B. bei obersächsisch duchen (= du) und schönchen (= schön), bei schwäbisch wasele, sodele und jetzele von was, so und jetzt, sowie bei mecklenburgisch ditting und datting (= dies und das)[2]) und söting (= süß). Das wichtigste Verwendungsgebiet aber bilden die Hauptwörter. Hier herrscht auch die größte Mannigfaltigkeit in den Verkleinerungsendungen: im Süden treffen wir -lein, -li, -le, -la, -(e)l, -i[3]), in Mitteldeutschland überwiegend -chen, im Norden -ke, -ki, -ken, (niederländisch) -je, tje, -ien, -tien und (mecklenburgisch) -ing.[4]) Manchmal liegt die Diminutivform schriftsprachlich nur noch in Ableitungen vor, z. B. Grübel (= Grübchen) in grübeln, Schlängel (= kleine Schlange) in schlängeln, Näsel (= kleine Nase) in näseln, Züngel (= kleine Zunge) in züngeln, manchmal auch in Zusammensetzungen wie Findel (= Findling) in Findelhaus, Rössel (= Rößlein) in Rösselsprung, Bänkel (= kleine Bank) in Bänkelsänger, Rädel (= kleines Rad, Kreis zusammenstehender Leute) in Rädelsführer, Wünschel (= kleiner Wunsch) in Wünschelrute.

---

1) Vgl. lat. conscribillo, cantillo, sorbillo neben conscribo, canto, sorbeo in Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie IV, 68 ff. und die in der altbayerischen Kindersprache üblichen Verba waschelu, schlafeln für waschen und schlafen bei J. N. Schwäbl, Die altbayerische Mundart. München 1903, S. 58.

2) Vgl. niederl. duizend dittjes und dattjes, tausend Kleinigkeiten; ferner lat. Formen wie maiusculus, minusculus, wovon Majuskel und Minuskel abstammen, oder pulchellus, misellus.

3) Auch auf -erl, das wohl an Wörtern auf -er wie Finger, Acker erwachsen ist, z. B. Weiberl, Fischerl, Giegerl von mhd. giege, Narr, Tor.

4) In der mecklenburgischen Literatur läßt sich diese bei Reuter so häufige Endung nicht über das 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Vgl. Müller im Kieler Gymnasialprogramm 1902, S. 20. Weiter verbreitet ist die Diminutivform besing, kleine Beere (vgl. ndl. bes, Beere) neben mnd. beseke in gleicher Bedeutung.

Von den mit Verkleinerungsendung gebildeten Substantiven kommen in erster Linie die Personennamen in Frage, die ziemlich häufig Kurz- oder Koseformen aufweisen, weit häufiger als im Griechischen, dessen Namenbildung doch sonst mit der unsrigen so große Ähnlichkeit hat.[1]) Sieht man von Gebilden auf -z ab, wie Fritz, Diez, Heinz, Kunz (= Friedrich, Dietrich, Heinrich, Konrad), von denen schon unsere Altvordern wußten, daß sie anmutiger und zierlicher sind als die vollen Namensformen, so begegnet man vor allem zahlreichen Familiennamen auf -ke oder -el, die ursprünglich die Geltung von Koseformen gehabt haben. Ich erinnere an Gieseke = Giesebrecht, Gödeke = Gottfried, Lüdecke = Ludwig, Meinecke = Meinhard, Wernecke = Werner, Nöldeke = Arnold, Brendicke = Hildebrand, Giebike (vgl. Giebichenstein bei Halle) = Gebhard, Dietel = Dietrich, Friedel = Friedrich, Ebel = Eberhard, Meinel = Meinhard, Wölfel = Wolfgang. Doch nicht immer genügt dem Volke die einfache Verkleinerungsform, sondern öfter werden mehrere Endungen aneinander gefügt, z. B. bei Dietzel, Heinzel, Künzel und besonders häufig in manchen Mundarten wie in der Kärntner, wo man nebeneinander sagt der Seppl und das Seppile (el + i)[2]), mit dem Unterschiede, daß jenes den kleinen, dieses den ganz kleinen Joseph bezeichnet.

Wie den Menschen, so verleiht man auch den Tieren Kosenamen. In der deutschen Sage treten uns Hinze (Heinrich) der Kater, Reineke (Reinhard) der Fuchs[3]), Lütke (Ludolf) der Kranich, Metke (Mathilde) die Ziege, Tibbeke (Tidberta) die Ente u. a. entgegen, sämtlich heimische Tiere, während die ausländischen wie der Löwe die Verkleinerungsendung nicht auf-

1) In beiden Sprachen bestehen die Vollnamen aus zwei Stämmen, z. B. Demosthenes = Dietrich, Damokles = Volkmar, Demodokos = Lamprecht, Alkinoos = Konrad. Koseformen wie Zeuxis = Zeuxippos und Lysis = Lysippos sind im Griechischen selten.

2) Italienische Suffixform haben Konradin, Fridolin, Ezzelin, Wendelin.

3) Dieses Wort ist in der Vollform Reinhard ins Französische übergegangen; renard, der franz. Name des Fuchses, ist = Reinhard.

weisen. Noch jetzt aber finden wir neben dem Sperling den Spatz, neben dem Bären den Petz, noch jetzt begrüßen wir den Star als Starmatz oder Piepmatz (= -matthes) und die Katze als Mieze (= Marie), benennen freilich nach dem Vorgange unserer Väter auch ein Insekt, das uns weniger angenehm ist, mit der Koseform, die Wanze (= Wandlaus). Ebenso gebrauchen wir die verkleinernde Endung -itz oder -litz bei Vögeln wie dem Kiebitz, Krienitz (= Grünschnabel), Gier(l)itz u. a.[1]) Natürlich zeichnen wir meist solche Tiere in dieser Weise aus, die sich durch ihre niedliche Gestalt und ihre zarte, hübsche Erscheinung vor anderen hervortun, mögen sie nun Männchen oder Weibchen sein, z. B. das Rotkehlchen und das Schwälbchen (nd. swaleke), das Heimchen (= mhd. heime, Hausgrille) und Kaninchen (nd. kanîne und kanîneken aus lat. cuniculus), das Frettchen (= it. furetto von lat. fur, Dieb) und das Ferkel (von mhd. varch, Schwein = lat. porcus), das Hermelin (= sibirisches Wiesel, mhd. hermelîn, ahd. harmo)[2]) und das Mühmlein (süddeutsch = Wiesel, benannt von Muhme), die Forelle (aus mhd. vorhe, die Gesprenkelte) und die Dohle (mhd. dâhele neben dâhe, tâhe).

13. Doch damit ist die Zahl der Gegenstände, denen die Diminutivform gegeben wird, keineswegs erschöpft. So erscheinen beliebte Blumen wie das Veilchen (älter nhd. Veil = lat. viola) und das Maßliebchen (niederländisch madelief), das Stiefmütterchen und das Tausendschönchen, das Schneeglöckchen und das Maiblümchen, die Nelke (= negelke, Nägelchen wegen der Ähnlichkeit mit einem kleinen Nagel) und der Schwertel (= gladiolus, kleines Schwert) regelmäßig in der Koseform; dasselbe gilt von anderen Gegenständen wie Scherflein (von mhd. scherf, kleinste Münze), Beffchen (von nd. beffe), Hügel (von houc in Eigennamen wie Arnshaugk und Donnershaugk), Knöchel (von Knochen), Tüpfel (von

---

1) Vgl. Kluge, Festschrift für Weinhold S. 24 und im Etymol. Wörterbuch unter Stieglitz.

2) In diesem Worte ist das alte î von -lîn (=lein) ebenso erhalten wie in den Eigennamen Böcklin, Wölfflin, Füßlin, Reuchlin = Böcklein, Wölflein usw. Vgl. auch Lyons Zeitschrift IX, 558.

Tupf = mhd. topfe, Punkt), Tüttel (vgl. kein Tüttelchen, von mhd. tutte, Brustwarze), Kräpfel (Backwerk, von Krapfen = mhd. krapfe, Haken), Bündel (von Bund), Stengel (von Stange), Krämpel (Wollkamm, von Krampe, Haken), Märchen (vgl. die Märe), deren Namen wir größtenteils kaum noch als Diminutiva empfinden. Im Volksmunde aber begegnen uns, namentlich in festen Verbindungen, noch zahlreiche Diminutivformen, die dem Ausdruck oft den Anstrich der Gemütlichkeit verleihen, wie schwäbisch Gutle (Bonbon), ferner Männchen, Männlein machen (vom Hasen), mit jemand ein Hühnchen zu rupfen haben, sein Kälbchen austreiben, sein Gesetzchen heulen (vom Rundgesang hergenommen, bei dem jeder Teilnehmer sein bestimmtes Gesetz singt, während der Chor den Kehrreim vorträgt), sich ins Fäustchen lachen, aus dem Häuschen sein, ein Vögelchen singen hören, kein Sterbenswörtchen davon wissen, ins Fettnäpfchen treten, sein Schäfchen ins Trockene bringen, vom Stengelchen fallen, sich ein Bewerbchen machen, kein Wässerchen trüben, ein Pfötchen geben, einer Sache ein Mäntelchen umhängen, ein Ständerchen machen, Mätzchen machen; er ist wie ein Ohrwürmchen, bei ihm ist es nicht richtig im Oberstübchen, das war für ihn ein Apfelmüschen, mir schoß gleich das Blättchen, Gutschmäckchen macht Bettelsäckchen, sein ganzes Habchen und Babchen, ein bißchen schnell (von Bissen) u. a.[1])

Am seltensten ist verkleinernde Bildung bei abgezogenen Begriffen, doch einst noch häufiger als jetzt. Denn Tröstlein, Zornlein, Lüstlein, Freudlein, die im Mhd. üblich waren, sind uns jetzt nicht mehr geläufig; nur Dünkel (= mhd. dunkelîn von dunc m., das Bedünken) hat sich behauptet, ferner in bestimmten Wendungen Mütchen (sein Mütchen kühlen) und Lüstchen (ein Lüstchen zu etwas haben).

---

1) Echt volkstümlich ist es, wenn A. Gryphius im Peter Squenz den Löwen die Worte äußern läßt: „Ich will so lieblich brüllen, daß der König und die Königin sagen sollen: Mein liebes Löwichen, brülle noch einmal!" Kosend werden sogar die Riesen angeredet: „Mein liebes Riesechen" (Grimms Märchen II, S. 193).

14. Aber der Anteil des Herzens macht sich auch in anderer Weise geltend; zunächst in heiliger Scheu, die davon abhält, gefürchtete Dinge ohne weiteres auszusprechen. Wenn man diese nicht verhüllt, so verleiht man ihren Benennungen wenigstens ein abschwächendes, die Bedeutung milderndes Verkleinerungssuffix. Dies gereicht dem Sprechenden gewissermaßen zur Beruhigung; nun besorgt er nicht mehr, von den unheimlichen Erscheinungen, die er ausspricht, irgendwie geschädigt zu werden. So erklärt sich die Namensform von Kobolden und Spukgeistern aller Art wie Heinzelmännchen, Gütchen (= gute Wesen), Wichtelmännchen (mhd. wihtelmenlîn, wihtelîn von wiht, Wesen), Schrätteln oder Schrättlein (von Schratt), Galgenmännchen, schwäbisch Druckerlen, schweizerisch Toggeli u. a., wiewohl hier auch der Umstand mit in Frage kommt, daß man sich diese Geister meist als klein und zwergartig dachte. (Vgl. jedoch schwäbisch 's Muotles Heer = Wuotans Heer, das wilde Heer.) Sodann erscheint der Teufel im älteren Nhd. oft als Meister Hämmerlein mit Anspielung an den Hammer des Gottes Donar, der nicht selten mit dem Satan in Verbindung gebracht wird. Auch benennt man ihn mit den Namen Stöpke (nd. = Christoph), Benz (= Bertold), Kunz (= Konrad) und anderen Koseformen. Besonders aber werden Handlungen, die mit dem Tode irgendwie in Verbindung stehen, ferner Krankheiten u. a. Erscheinungen in dieser Weise beschönigt. Wer einen anderen durch Gift beseitigen will, rührt ihm ein Pülverchen ins Essen, damit sein letztes Stündlein bald schlage; die Gicht heißt im Volksmunde Zipperlein (wie Zippeltritt verwandt mit zappeln), die Ohrfeige mhd. ôrewetzelîn, das Diebeswerkzeug des Dietrichs in manchen Gegenden Peterchen oder Klöschen (= kleiner Klaus) und im Dänischen sowie im Schwedischen Dirk (= kleiner Dietrich). Zuweilen gebraucht man aber auch die Verhüllung, um eine bittere Pille, die man jemand gibt, zu verzuckern, oder zur Bezeichnung eines Schabernacks, den man mit jemand treibt; so kann man mit einem anderen ein Wörtchen reden oder ihm ein Schnippchen schlagen. Besonders aber bezeichnet man häufig Menschen,

die in sittlicher oder geistiger Beziehung stark hinter dem Durchschnitt zurückgeblieben sind, mit derartigen mildernden Namen. Schon Luther bediente sich dieser Formen; denn er schreibt einmal an einen Freund über dessen Sohn: „Ich achte aber, Euer Früchtlin und Kräutlin zu Halle hat nun ausgeheuchelt . . ., das Frömichen" (= der Frömmling), und der geizige Kaiser Friedrich III. pflegte seinen weniger sparsamen, unternehmungslustigen Sohn Maximilian zu bezeichnen als „Streudasgütlein", d. h. verzettele das Gut. Ähnlich reden wir von einem netten Früchtchen, einem schönen Pfläumchen, einem sauberen Bürschchen; und wenn wir jemand die Leviten lesen wollen, so verwenden wir gern das Wort Freundchen.[1]) Auch spricht man nur von einem Muttersöhnchen, nicht von einem Muttersohne. Ein üppiges Mädchen nennt Luther ein Lüstlein, die Bayern Dönlein oder Deinl, eine alte unangenehme Frau heißt eine Vettel (= lat. vetula), liederliches Volk Gesindel, im älteren Nhd. Hudelmannsgesindlein; ein Mensch, der mit dem Verstande zu kurz gekommen ist, wird bald mit Koseformen wie Stoffel, Toffel, Christel (= Christoph), Poppel (= Poppo in Schwaben), Petchen (= Peter in Holstein), Drutche (= Gertrud in Holstein) bezeichnet, bald mit anderen verkleinernden Ausdrücken wie Lackl (vgl. Dämelack), Tappel (vgl. Taps), Hutzel, Albel, Dackel, Gackel, Fatzke. Ebenso sind mit beschönigendem Diminutivsuffix versehen die Wörter Rüpel (kleiner Ruprecht), Metze (von Mechthild) (vgl. uzen und ulken von Ulrich).

Wieder anderer Art ist der Gebrauch der Endungen -chen und -lein zur Bildung neuer Verwandtschaftsnamen. In

1) So schreibt Bismarck am 3. August 1866 aus Prag an seine Frau: „Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu tun und sehen nichts als ihre eigene Nase." Ebenso können Schimpfwörter durch die Diminutivendung den Sinn von Koseformen erhalten, z. B. Schäfchen, mundartlich auch Schindluderchen (Vogtland) und Teufele (vgl. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 2. Aufl. S. 24).

verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes unterscheidet man von dem Herrn und der Frau das Herrle (Großvater) und das Fräule (Großmutter), Bezeichnungen, die wohl aus dem Munde des Gesindes stammen und daran erinnern, daß die alten Leute in Abwesenheit der jungen die Wirtschaft führen. Ähnlich wird die Schwester des Vaters mundartlich Bäsel (kleine Base) benannt, so daß es den Anschein gewinnt, als ob das Suffix in solchen Gebilden die Würde des höheren Alters mit hervorheben soll.[1])

Endlich drücken die in Frage stehenden Endungen auch aus, daß sich ein Kleidungsstück nahe mit einem Körperteile berührt oder ihn eng umschließt. So ist von Leib genannt das Leibchen, von Brust das Brüstchen (= Schnürleib), von Arm der Ärmel, von Finger mhd. vingerlîn, Ring (vgl. auch die mit der gleichbedeutenden Endung -ling = -ing gebildeten Wörter Fäustling, Fausthandschuh, Däumling, mhd. hendelinc).[2])

15. Fragen wir nun, in welchem Lebensalter der Mensch die Diminutiva am häufigsten gebraucht, so müssen wir der Kinderwelt den Vorrang einräumen. Für sie ist alles klein und niedlich, ihr ist vieles ans Herz gewachsen vom Väterchen und Mütterchen bis zum Stühlchen und Hottopferdchen. Die Kinder spielen Kämmerchenvermietens, Räuberles u. a., ihnen sind Sneewittchen (= Schneeweißchen), Dornröschen, Rotkäppchen und Aschenbrödel oder Aschenputtel die

---

1) Dagegen ist Fräulein von Haus aus die junge Herrin, das vornehme Mädchen (vgl. Frau = Herrin und die Worte Gretchens im Faust: Bin weder Fräulein, weder schön), während Frauchen die junge Frau bezeichnet. Ferner ist Enkel Diminutiv von Ahn (ahd. ano: eninchili, mhd. eninkel), bezeichnet also eigentlich das Großväterchen. (Vgl. schwäbisch Dättel, schüchternes Kind mit Datte, Vater, und siebenbürgisch Papachen, kleines Kind.)

2) Vgl. auch engl. thimble, Fingerhut von thumb, Daumen, frz. manchette von manche und culotte von lat. culus. Über die verkleinernde Bedeutung der Wörter auf -ling vgl. Chr. Davis, Die deutschen Substantiva auf -ling im 18. Jahrhundert. Zeitschr. f. d. Wortf. IV, S. 170.

liebsten Gestalten. In zweiter Linie kommen vom heranwachsenden Geschlecht die Liebesleute, die vor lauter Zärtlichkeit gern zu Koseformen greifen und Ausdrücke verwenden wie Busserl oder Mäulchen (= Kuß), Vielliebchen (vermutlich entstellt aus litauisch filibas, zwei zusammengewachsene Nußkerne), Schätzchen, Herzchen, Herzliebchen. Weniger macht das Mannesalter davon Gebrauch; doch läßt sich's der gemütliche Bürger nicht nehmen, sein Weinchen zu trinken, sein Pfeifchen zu rauchen und sich sein Räuschchen zu holen, macht auch sein Geschäftchen oder Skätchen und freut sich, wenn er dabei seine hundert Tälerchen oder Märkchen gewonnen hat.

Forscht man sodann nach den deutschen Volksstämmen, die am häufigsten Verkleinerungswörter verwenden, so müssen wir die Süddeutschen obenanstellen. In ihrem Gebiete sind die Hirtl und Seidl, Füchsel und Bröbel heimatsberechtigt, von dorther stammen die komischen Figuren des Puppentheaters, die wir Kasperle und Pimperle nennen (vgl. Eisele und Beisele), dort trifft man selbst auf Wirtshausschildern Koseformen an (z. B. im weißen Rößl, zum Rößli u. a.) und hört Ausdrücke wie Kindl für den Augapfel (wörtliche Übersetzung von pupilla, Pupille) oder Männele und Weibele für Heftel und Schlingen. Der Schwarzwälder Bauer spricht mit Stolz von seinen Tändeli (Tannen), in der Schweiz werden Ärmli und Beinli fast wie Arm und Bein gebraucht, in Altbayern sagt man Bohnerl und Herndl auch von großen Bohnen und Hörnern, ja aus dem Munde des Schwaben kann man sogar Herrgottl und Meineidl vernehmen. Die Niederdeutschen halten mit den Diminutiven meist ebenso zurück wie mit ihren Gefühlen. Dem Heliand sind derartige Formen ganz fremd, und noch jetzt ist das Volk damit sparsamer als südlich von der Mainlinie; das Englische und das Skandinavische aber haben die Verkleinerungssuffixe bis auf unbedeutende Reste[1]) ganz aufgegeben, so daß sie zu Umschreibungen mit little usw.

1) Vgl. engl. catkin, Kätzchen, lambkin, Lämmchen.

ihre Zuflucht nehmen müssen; auch an der Unterweser werden diese gern durch den Gebrauch des Wortes lüttje, klein ersetzt.[1])

Von Dichtungsarten verwendet sie am meisten die lyrische, nächstdem die epische; doch bestehen auch hier große Unterschiede. Wie unter den römischen Lyrikern Catull in Koseformen geradezu schwelgt, weil sie seiner tändelnden Art am angemessensten sind, die anderen Vertreter der klassischen Literatur aber darin weit vorsichtiger sind, so weichen auch die deutschen Sänger hier stark voneinander ab.[2]) Von den mhd. Dichtern zeigen eine große Neigung zu Diminutiven Gottfried von Straßburg und Heinrich von Freiberg; in der neueren Zeit hat darin Brockes († 1747) außerordentlich viel geleistet, namentlich infolge der liebevollen Andacht, mit der er sich in die Betrachtung der Natur bis herab zu ihren kleinsten Erscheinungen zu versenken pflegt; bei ihm finden wir Wendungen wie angenehmes Frühlingskindchen, kleines Traubenhyazinthchen.[3]) Klopstock ist in der Verwendung von Verkleinerungsformen viel mäßiger, wenn er auch Gebilde wagt wie Philomelchen, Eumenidchen, Terpsichorchen. Erst von den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts an zeigt er größere Vorliebe dafür, läßt daher auch in den grammatischen Gesprächen die Endung -chen sagen: „Ich komme desto öfter vor. Ich bezeichne die Verkleinerung, und so oft es die Bedeutung des Wortes zuläßt, mit dem ich mich verbinde, auch Anmut.“ Dagegen werden die Diminutiva von der galanten Dichtung verpönt. Nachdem schon Zesen im deutschen Helikon gegen Formen wie Röslein rot geeifert hatte, weil sie die Rede ganz unmännlich und kindisch machten, setzten J. G. Neukirch

1) „Doch der Holländer und der Westfale schwelgen in solchen Verkleinerungswörtern, und der Natangsche Ostpreuße sagt sogar Sönnke und Weddake (Wetter).“ E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 303.

2) Catull bildet von zwanzig Adjektiven Verkleinerungsformen wie aureolus, albulus, parvulus. Vgl. Belger, Moritz Haupt, S. 242.

3) Der Leipziger Picander (Henrici) gibt um dieselbe Zeit (1725) die Weisung, im Verkehr mit der Geliebten zu sagen: „Mein Zuckerpüppchen, schönes Äschen schickt sich für affektierte Häschen; mein Täubchen, Puttchen und dergleichen gehört zu bäurischen Gebräuchen.“

u. a. Dichter den Feldzug dagegen fort. Später erfreuten sie sich wieder größerer Gunst; in neuester Zeit hat sie besonders H. Heine gebraucht; bei ihm bilden sie geradezu eine hervorstechende Eigentümlichkeit, ohne die man sich seine Lieder kaum denken kann. Sie verleihen seiner Sprache das volkstümliche Aussehen und bekunden gemütvollen Anteil an Personen und Sachen. Doch geht er vielfach zu weit und spricht nicht bloß von Zappelbeinleutchen und Perlentränentröpfchen, sondern auch vom Lämpchenscheine und dem großen Töchterlein.

Daraus ergibt sich deutlich, daß die Deutschen im allgemeinen eine große Neigung für Verkleinerungsformen haben infolge der herzlichen Art, mit der sie die Natur und das Leben erfassen, daß aber im einzelnen große Verschiedenheit obwaltet je nach ihrer persönlichen Anlage, ihrem Geburtsort und der Zeit, in der sie leben.

Kraft ist dein Wort.
Klopstock.

5. Verstärkung des Ausdrucks.

16. Es ist in der Natur des Menschen begründet, daß er leicht zu starken Ausdrücken greift. Denn er läßt sich nicht nur oft durch die Leidenschaft hinreißen, sondern trägt auch bei ruhiger Erwägung gern kräftige Farben auf, um schneller verstanden zu werden oder das Interesse der Zuhörer zu steigern. Im großen und ganzen bedient sich bei mündlichem Verkehr der Ungebildete stärkerer Worte als der Gebildete, namentlich in der Erregung, wo er den Mangel an Gründen durch die Kraft der Ausdrücke zu verdecken sucht; im Bereiche der Literatur aber nehmen vor allem die Dichter den Mund etwas voll, weil sie die Phantasie anregen und das Herz begeistern wollen.

Die einfachste Art der Steigerung besteht in der Wiederholung eines Wortes. Wie man einen stattlichen Baum nicht auf einen einzigen Streich fällt, sondern mehrmals dazu ausholt, so setzt derjenige, welcher wirkungsvoll reden und nach-

drücklich hervorheben will, öfter an in der Voraussetzung, daß es dann deutlicher gehört wird und sich fester einprägt. Ein tiefer, tiefer Wald erscheint unserer Einbildungskraft ausgedehnter als ein tiefer Wald, und ein hohes, hohes Haus wächst zusehends vor unseren geistigen Augen über andere Häuser hinaus. Wenn wir ferner äußern: Du armer, armer Mann, so ist der Ausdruck des Bedauerns kräftiger, als wenn wir uns mit einmaligem arm begnügen, und wenn W. Müller singt: „Die Nacht, die Nacht ist kommen," so empfinden wir die Schauer der Finsternis mehr, als wenn das Wort Nacht bloß einmal stünde. Am häufigsten kommt diese Figur im Volksliede vor, z. B.: „Lang, lang ist's her" oder: „Ach scheiden, scheiden das tut weh"; aber auch sonst hat sich die Dichtung eine so wirksame Redeweise dienstbar gemacht. So schreibt Goethe im zweiten Teile des Faust: „Zuletzt bei allen Teufelsfesten wirkt der Parteihaß doch am besten bis in den allerletzten Graus; schallt widerwiderwärtig panisch, mitunter grell und scharf satanisch, erschreckend in das Tal hinaus." Hier drückt das doppelt gesetzte wider nicht bloß das feindliche Wirken von zwei Seiten aus, sondern auch die Intensität des Schalls. An einer anderen Stelle sagt derselbe Dichter: „Das Wiederwiedersehen beglückt noch mehr" und erhöht damit den Empfindungs- und Stimmungsgehalt des Gedankens; ferner lesen wir bei Schiller: „Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht" (des Mädchens Klage) und: „Es kommen, es kommen die Wasser all'" (Taucher), ja, im Don Carlos finden wir ein Wort sogar dreimal hintereinander: „Ich kann's nicht standhaft tragen wie ein Mann, daß Sie mir alles, alles, alles so verweigern."[1])

Dabei lassen es die Dichter nicht an Abwechselung fehlen. Denn die wiederholten Wörter stehen nicht bloß unverbunden

1) Vgl. in Goethes Faust die Worte Gretchens: „Wohin ich immer gehe, wie weh, wie weh, wie wehe wird mir im Busen hier!" und bei Zinzendorf die Zusammensetzung: Das Wunden-wunden-wundenblut Christi. Volkstümlich ist die Wendung: Das geht aus dem ff (= fortissimo in der Musik).

nebeneinander, sondern werden öfter auch mit und verknüpft, so bei Schiller am Schlusse des Gedichts über das Ideal und das Leben: „Und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt."[1]) Manchmal tritt bei der Wiederholung ein steigernder Ausdruck hinzu, so in Heines Worten: „Wohl zahl' ich ihm teure, blutteure Gebühr" und „Er ist so bleich, so schmerzensbleich"; anderswo werden zwei verschiedene Komparationsgrade nebeneinander gestellt, z. B. bei Goethe: „Fest und fester" (Iphigenie I, 1), „bang und banger" (Iphigenie IV, 5), oder es wird ein Wort in verschiedener Verbindung wiederholt, z. B. in Schillers Braut von Messina: „So erwuchs ich still am stillen Ort" oder „fremd kam er mir aus einer fremden Welt." Besonders wirkungsvoll ist es, wenn Dichter die Anapher verwenden, um die regelmäßige Wiederkehr gewisser Naturerscheinungen zu malen, z. B. Goethe im Fischer: „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll." Wie viel matter würde hier der prosaische Ausdruck „das Wasser rauschte und schwoll" klingen! Doppelt gesagt heißt wirkungsvoller gesagt.[2])

Eine andere Art nachdrücklicher Rede bildet die sogenannte etymologische Figur, d. h. die Verknüpfung zweier Begriffe (gewöhnlich Zeitwort und Hauptwort), die miteinander stamm- oder bedeutungsverwandt sind. Denn es ist nicht bloß plastischer und anschaulicher, sondern auch gewichtiger zu sagen: „ich habe einen schweren Kampf gekämpft", als „ich habe schwer gekämpft". Schon in alter Zeit beliebt, dann aber zurück-

---

1) Vgl. Simplicissimus IV, S. 221: „Damals war das Brot klein und klein (= sehr klein).

2) Vgl. Kuhns Zeitschr. f. vergleich. Sprachwissensch. II, S. 12 und Rochholz, Kinderlied, S. 16, wo es heißt: „Die leidenschaftliche Rede des gemeinen Mannes, das Sprichwort, die Bauern- und Kalenderregel paaren gern verwandte Laute und Worte, weil auch wir die dazu gehörenden Vorstellungen in doppelter Stärke selbst denken." Zu vergleichen sind ferner volkstümliche Wendungen wie nach und nach, durch und durch, über und über oder (mit Verhältniswort) Tag für Tag, Schuß auf Schuß, Schlag auf Schlag und Wölfflins Archiv f. lat. Lexikographie V, S. 161 ff.

gedrängt, kam diese Ausdrucksweise unter dem Einflusse Klopstocks und der Schweizer wieder mehr in Aufnahme, ja, sie war um die Mitte des 18. Jahrhunderts so beliebt, daß sich Goethes Freund Behrisch darüber lustig machte. Nach Dichtung und Wahrheit (Schluß des 7. Kap.) antwortete er nämlich auf die Frage, was Erfahrung sei, die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrener die Erfahrung erfahrend erfahren müsse, und fügte hinzu, er habe diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuesten und größten Schriftstellern gelernt, welche ihn aufmerksam gemacht hätten, daß man eine Ruhe ruhig ruhen könne. So finden wir bei Klopstock nicht selten Wendungen wie: „Er schlief den eisernen Schlaf" und „Du gebotest strenge Gebote", ebenso bei Schiller und anderen Dichtern Sätze wie: „Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung" (Braut von Messina), „Sie spielen ein gewagtes Spiel" (Don Carlos) usw.

Wieder anders geartet ist die Klimax, d. h. die Aneinanderreihung verschiedener Ausdrücke, von denen der nächste immer stärker ist als der vorhergehende, wie bei Lessing im Philotas I, 1: „Was hab' ich nicht gebeten, gefleht, geschworen!" oder in der Minna von Barnhelm I, 7: „Deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht."

17. Ein weiteres Mittel der Verstärkung eines Ausdrucks besteht in der Beigabe steigernder Wörter, mögen diese nun einfach daneben gestellt oder damit zusammengesetzt sein. Die Schriftsprache wählt zur Steigerung gern verblaßte Adverbien wie sehr (urspr. wund, schmerzend, schmerzlich; vgl. versehren); in der Umgangssprache dagegen und im Munde des Volkes sind meist durchsichtigere und anschaulichere Gebilde dafür üblich. Deshalb heißt es hier schrecklich groß, ungeheuer weit, entsetzlich wild, gräßlich neugierig, verdammt kalt, verflucht naß, heillos schwer, lasterhaft teuer, herzlich schlecht (nach herzlich gern gebildet), ja, es stehen sogar Wörter nebeneinander, die sich zu widersprechen scheinen, z. B. häßlich schön, dumm gescheit, furchtbar ängstlich

(= sehr schön, sehr gescheit, sehr ängstlich), aber tatsächlich nicht widersprechen, weil das erste seine Grundbedeutung eingebüßt und nur die steigernde Kraft behauptet hat.[1]) Ferner heißt es in der Mundart statt er schreit sehr: er schreit aus vollem Halse oder aus Leibeskräften, statt er lügt sehr: er lügt das Blaue vom Himmel herunter (vgl. er studiert das Blaue vom Himmel bei Abr. a Santa Clara, Judas der Erzschelm) oder er lügt, daß sich die Balken biegen, statt er läuft sehr: er läuft, was das Zeug hält, er läuft wie besessen oder wie ein Schneider, statt es regnet sehr: es regnet wie mit Bindfaden oder wie mit Ackerleinen, statt er bekräftigt es sehr: er schwört Stein und Bein, wobei Stein und Bein gerade so zur Verstärkung dienen wie in dem österreichischen Ausdruck steinbeinmutterseelenallein (= ganz allein) und in dem von J. Grimm in seiner deutschen Grammatik verzeichneten steinbeintreu.

Am häufigsten aber wendet das Volk Vergleiche an, weil diese am anschaulichsten sind, z. B. er ist arm wie eine Kirchenmaus (= sehr arm), er ist gesund wie eine Ecker (oder Eichel, d. h. sehr gesund), er schimpft wie ein Rohrsperling (er schimpft sehr), er paßt auf wie ein Heftelmacher (er paßt sehr auf).[2]) Etwas anders liegt die Sache bei der Verneinung, die oft dadurch verstärkt wird, daß der

---

1) Schon Schottel (Teutsche Haubt-Sprache S. 780) äußert sich über Verbindungen wie schrecklich lustig, solche Adverbien würden oftmals gar übel zu Dingen gesetzt, wo nichts weniger als solche harte und erschreckliche Worte nötig, ja wo sie ganz unnatürlich seien. Brockes bezeichnet Berge als ungeheuer schön; Bähr (Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren S. 132) sagt: „Die heutige Umgangssprache liebt es, mit den stärksten Tinten zu malen; die Schülerin einer höheren Töchterschule wäre z. B. so schrecklich gern gekommen, wenn sie gekonnt hätte, und bezeichnet ihre Freundin als furchtbar nett"; Lichtenberg (Vermischte Schriften S. 126) klagt: „Es ist zum Erstaunen, wie sehr das Wort unendlich gemißbraucht wird; alles ist unendlich schön" usf.

2) Auch wie ein Hechelmacher oder Hechtelmacher; vgl. meine Syntax der Altenburger Mundart, Halle 1900, besonders S. 159 ff.

Name eines wertlosen Gegenstandes hinzutritt. Wie im Lateinischen nihil aus ne hilum (= filum), nicht eine Faser hervorgegangen ist und im Französischen ne .. pas, ne .. point nicht einen Schritt, nicht einen Punkt bedeuten, so entstehen auch deutsche Ausdrücke wie nicht die Bohne, nicht ein Haar, kein Fünkchen, keinen Pfifferling (Pilzart), nicht ein Kaff (mhd. kaf, Spreu), denen sich im Mhd. Wörter wie Blatt, Bast, Spreu, Ei, Wind u. a. zugesellen.[1])

Bei der Komposition lassen sich je nach der Beschaffenheit des steigernden Begriffes verschiedene Gruppen unterscheiden. Zunächst kann dabei ein Ausruf oder Wunsch zugrunde liegen, der ursprünglich zur Bekräftigung hinzugefügt worden ist. Hierher gehören Ausdrücke wie kreuzunglücklich, höllenheiß, höllensauer, himmelangst; ferner kommt die Anschauung des völligen Durchdringens in Betracht bei den Gebilden mit grund-, kern-, ur- (-heraus) und in- (-hinein), z. B. bei grundgescheit, grundgütig, kerngesund, kerndeutsch, uralt, urkräftig, ingrimmig, inbrünstig. Ein Überschreiten des gewöhnlichen Maßes können wir beobachten bei Übermensch, Überbrettl, überglücklich, erzdumm[2]), tausendgut. Der Gedanke an das als Übel empfundene Gegenteil (unfein: fein) verleiht der Vorsilbe un- zunächst den Sinn des Widrigen und Mißlichen (Unstern, Unwetter, Unkraut) und sodann den der Steigerung. So versteht man unter Unmasse, Unzahl, Unmenge nicht eine geringe, sondern eine große Menge (vgl. Unkosten, schweizerisch Unschnee, Unwind u. a.) und unter Untier ein schreckliches Tier (vgl.

---

1) Vgl. J. Zingerle, Über die bildliche Verstärkung der Negation bei mhd. Dichtern. Wiener Sitzungsberichte 1864, S. 414—47. Die andere Art, wie man die Verneinung hervorheben kann, besteht in der Anwendung zweier negierender Partikeln; doch ist diese jetzt auf die Volkssprache und die Dichtung beschränkt, z. B. „kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß wie heimliche Liebe, von der niemand nichts (= niemand etwas) weiß" oder „das geht niemand nichts an". Weitere Beispiele geben Hildebrand und Schwabe in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, S. 149 ff und VII, S. 807 ff.

2) Erz = archi in archiepiscopus, Erzbischof.

schweizerisch Unkind, Unkuh, Unschaf). Weiter gehen die Mundarten, z. B. die hessische, in der unbedeutend, unfalsch, unschlecht, unbarbarisch den Sinn von sehr bedeutend, ganz falsch, grundschlecht, ganz barbarisch angenommen haben.[1]) Die Wirkung eines Zustandes oder einer Eigenschaft drückt der erste Bestandteil aus in todmatt (= matt bis auf den Tod), sterbensmatt, todkrank, Todfeind (vgl. Goethe, Wahlverwandtschaften: „Sie kann es in den Tod nicht leiden"; ferner: es ist zum Sterben langweilig), blutsauer (= sauer bis aufs Blut), wunderschön (= so schön, daß man sich wundert), spottbillig, brühwarm, blitzblank, blitzsauber (so daß es blitzt), klitschnaß u. a. Mehrfach enthält der Zusatz die Angabe einer großen Ausdehnung, z. B. himmelhoch, weltberühmt; am häufigsten aber beruht er auf einem Vergleich: Heidenangst oder (wie man dafür in der Mundart von Hessen sagt) Judenangst ist eine Angst, wie man sie vor Heiden hat und wie sie Juden haben; dabei verstand man unter Heiden ursprünglich die Türken oder Tataren, was sich noch aus der Bezeichnung des aus Südosten zu uns gekommenen Buchweizens als Heidenkorn (später umgedeutet in Heidekorn), frz. blé sarrazin, it. grano sarazeno und als Taterkorn erkennen läßt. Mordsgeschrei ist ein solches, wie es erhoben wird, wenn ein Mord stattfindet, stockfinster so finster wie im Stock (Gefängnis), stocksteif steif wie ein Klotz, steinhart und hornalt so hart und alt, wie Stein oder Horn zu werden pflegen; ähnlich verhält es sich mit aalglatt, felsenfest, knüppeldick, windelweich, federleicht, zentnerschwer, eiskalt, honigsüß, aschgrau, grasgrün, feuerrot[2]), pechschwarz, kreideweiß, schneeweiß, baumlang,

1) Ebenso sagt man in Berlin unflämisch für flämisch; vgl. auch sich nicht entblöden = sich entblöden, d. h. die Blödigkeit abtun.

2) Zu beachten ist, daß bei ziegelrot, purpurrot, wo es sich um Farbennuancen handelt, der Ton auf dem ersten Bestandteile der Zusammensetzung liegt, aber bei kohlschwarz, schneeweiß, grasgrün, feuerrot, wo es lediglich auf die Verstärkung des Begriffes

turmhoch, riesengroß, blitzschnell, schnurgerade, kugelrund, hageldicht, haarscharf, bildhübsch, fuchswild, hundsgemein, saugrob, spinnefeind. In manchen Fällen ist der ursprüngliche Sinn des verstärkenden Wortes so verblaßt, daß es auch zu Begriffen gesetzt wird, zu denen es eigentlich nicht paßt; z. B. wird nach stockfinster nun auch stockdumm, stocktaub, stockfremd und stockkatholisch gebildet, nach steinhart auch steinreich, steinfremd (vgl. altengl. stônstill), aus hundsgemein erklärt sich Hundekälte und Hundewetter, aus Heidenangst Heidengeld und Heidenspaß, aus blitzblank und blitzschnell blitzwenig und blitzdumm, aus bombensicher und bombenfest Bombenhitze. Mitunter ist auch Volksetymologie im Spiele wie bei sündenteuer, das vermutlich aus sinteuer entstellt ist, wie es noch jetzt in Hessen heißt (vgl. Sündflut = Sinflut, ferner singrün, Sintau, hessisch sinlauter = sehr lauter).[1]) Dabei liebt es das Volk, die vorgesetzten Stämme zum Ausdruck starker Steigerung zu häufen. So finden wir neben rabenschwarz pechrabenschwarz (= pechschwarz und rabenschwarz) oder gar pechkohlrabenschwarz, ebenso neben stockfinster stockbrandfinster, ferner sind geläufige Ausdrücke fuchsfeuerrot, schneeblührieselweiß (tirol.), kirschkesselbraun (thüring.), funkelnagelneu, funkelspelternagelneu (bayerisch), splitterfasernackt, spinnatterfeind (österreich.), sternhagelbetrunken, kreuzlendenlahm, todsterbensmüde, mausmutterseelenallein, muttermäuschenstill, fuchsteufelswild, brühsiedendheiß.[2]) Vielfach hat sich auch der Ausdruck im Laufe der

ankommt, auf dem zweiten. Vgl. auch den Unterschied zwischen stéinreich und steinréich, blútarm und blutárm. Aschgrau bezeichnet ursprünglich eine Farbenschattierung, aber in der Verbindung das geht ins Aschgraue dient es lediglich der Verstärkung (= graue Ferne).

1) Zuweilen sind nur zwei synonyme Wörter miteinander verwachsen, wie bei jammerschade (sehr schade) = ein Jammer und ein Schade.

2) Zu den verstärkenden Zusammensetzungen gehören eigentlich auch die Gebilde auf -bold, -olf und -hard, die in ihrer Bedeutung den italienischen Augmentativis auf -one, -otto, -uto usf. ent-

Jahrhunderte geändert: so sagte man im 13. mutternackt, im 15. fingernackt, seit dem 17. fadennackt und fasernackt, jetzt auch pudelnackt (norddeutsch nach pudelnaß).

18. Wieder anders geartet ist die Steigerung durch Komparationsgrade. Der Superlativ wird heutzutage besonders gebraucht bei der marktschreierischen Anpreisung von Handelsartikeln, aber auch in Briefen und Schriftstücken zum Ausdruck tiefster Unterwürfigkeit. Die Erzeugnisse und Verkaufsgegenstände der Geschäftsleute sind nicht fein oder gut, sondern vom feinsten Geschmack, hochfein in der Qualität, Primaware. Wie sich schon Schiller im Prolog der Jungfrau von Orleans (2) zu schreiben erlaubte: „Sie ist die hochbegabteste von allen", so liest man jetzt in den Tagesblättern häufig Doppelsteigerungen, z. B. die bestbewährteste Einrichtung oder die schönstgearbeitetsten Stickereien, und hört von dem Versprechen, daß Aufträge mit der größtmöglichsten Schnelligkeit ausgeführt werden sollen. Bei Briefunterschriften aber sind ganz gehorsamst, hochachtungsvollst und alleruntertänigst an der Tagesordnung. An Stelle von geehrt oder sehr geehrt gebraucht man bei der Anrede gern hochgeehrtest, an Stelle von ergeben oder ganz ergeben bei der Unterzeichnung ganz ergebenst trotz langjährigen Eiferns wohlmeinender Männer. Zieht doch schon Grimmelshausen gegen solchen Byzantinismus zu Felde. Denn er läßt den Simplizissimus zum Sekretär des Gouverneurs von Hanau sagen: „Dies alles sind ja Adamskinder und eines Gemächtes miteinander und zwar nur von Staub und Aschen! Wie kompt dann ein so großer Unterscheid her? Allerheiligst, unüberwindlichst, durchleuchtigst! Sind das

sprechen, z. B. nhd. Raufbold, Witzbold, Trunkenbold, mhd. biterolf (beißender Wolf, verbissener Mensch), triegolf (einer, der gern betrügt), nîdhart (neidischer Mensch), frîhart (Vagabund). Sie sind nach Art von Eigennamen gebildet wie Humbold (hühnenkühn), Seibold (Siegbold, siegkühn), Ludolf (Leutewolf), Rudolf (Ruhmwolf), Bernhard (bärenstark), Reinhard (Reginhard, stark im Rat). Übrigens ist -hard mit gleicher Verwendungsweise in die romanischen Sprachen gedrungen (vgl. frz. vieillard, gaillard, it. vecchiardo, gagliardo).

nicht göttliche Eigenschaften? Hier ist einer gnädig, dort der andere gestreng, und was muß das geboren dabei tun? Man weiß ja wohl, daß keiner vom Himmel fällt, auch keiner aus dem Wasser entsteht und daß keiner aus der Erde wächst wie ein Krautkopf!"[1])

Ein sehr beliebtes Steigerungsmittel ist auch die Hyperbel. Sie hat ein sehr hohes Alter und läßt sich schon seit ahd. Zeit nachweisen, z. B. in einem nach Art des modernen Jägerlateins gegebenen Berichte über eine Eberjagd, den wir aus einer althochdeutschen Schrift des 10. Jahrhunderts kennen. Danach hatte man es mit einem Tiere zu tun, dessen Zähne zwölf Ellen lang und dessen Borsten so hoch wie die Tannen des Waldes waren.[2]) Theodulf sandte zur Zeit Karls des Großen dem Angilbert so viel Grüße als er Haare auf dem Scheitel hatte, und der Verfasser des Ruodlieb schrieb 1020 an einen Freund: „Tausend Grüße sende ich Dir, so viel Blümlein auf der Wiese sprießen." Desgleichen laufen in neueren Dichtungen oft übertreibende Wendungen unter, z. B. bei Schiller in der Jungfrau von Orleans: „Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir, wenn sie einher vor unsern Scharen zieht", und im Taucher: „Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt" oder bei Goethe im Faust: „Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken, setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist" und im Egmont: „Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt." Ja, Heine versteigt sich sogar zu der großartigen Übertreibung: „Mit starker Hand aus Norwegs Wäldern reiß' ich die höchste Tanne und tauche sie ein in des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher feuergetränkter Riesenfeder schreib ich an die dunkle Himmelsdecke: Ich liebe dich!" Goethe

1) Vgl. auch Verbindungen wie *ganz allerliebste* Dinge.

2) Der heber (Eber) gât in lîtun, tregit sper in sîtun, sîn bald ellin ne lâzet in vellin. Imo sint fuoze fuodermâze, imo sint borste ebenhô forste unde zene sîne zwelfelnîge: Der Eber geht am Bergabhang, trägt einen Speer in der Seite, seine gewaltige Stärke läßt ihn nicht zu Falle kommen. Er hat fuderhohe Läufe (Füße), er hat Borsten ebenso hoch wie der Wald und zwölfellige Hauer (Zähne).

trägt ebenso stark auf, wenn er sagt: „Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort: Ich will!“ und Schiller nicht minder mit den Worten: „Alle Fürstenthronen aufeinandergestellt, bis zu den Sternen fortgebaut, erreichten nicht die Höhe, wo sie (die Jungfrau von Orleans) steht in ihrer Engelsmajestät“ (Jungfrau III, 1). Besonders die Umgangssprache bietet zahlreiche Fälle stark auftragender Rede; sie nimmt gern den Mund etwas voll und sagt von einem Freudigen, daß er vor Lust deckenhoch springe, von einem Empörten, daß sich ihm das Herz im Leibe herumdrehe, von einem Gutmütigen, daß er sich um den Finger wickeln lasse, und von einem Überklugen, daß er das Gras wachsen oder die Flöhe husten höre. Und wie oft vernimmt man nicht die Wendungen: *Ich bin wie gerädert, ich habe Blut geschwitzt, ich habe mir die Augen ausgeweint, ich möchte ihn vor Liebe aufessen, ich platze vor Wut, ich bin ganz Ohr, das hängt mir zum Halse heraus* oder *du bist seit ewiger Zeit nicht dagewesen, er war wie aus den Wolken gefallen, da möchte man gleich aus der Haut fahren, er war ganz Gift und Galle, er schwimmt in Tränen, er ist aus lauter Ehrgeiz zusammengesetzt, ihm fällt das Herz in die Hosen, er läßt Holz auf sich hacken, ich will ihm die Hölle heiß machen* (= ihn durch Drohungen ängstigen), *du machst aus der Mücke einen Elefanten.*[1]) Daneben bestehen Schlagwörter, besonders im Munde der Gebildeten, die bald kürzere, bald längere Zeit beliebt gewesen sind und zum Teil noch sind, wie *fabelhaft, verblüffend, stupend, grandios, kolossal, phänomenal, brillant, pyramidal*, Wörter, welche nicht selten von ganz unbedeutenden Gegenständen gebraucht werden.

---

1) Nicht selten finden wir ähnliche Wendungen schon in den alten Sprachen, z. B. in der römischen Umgangssprache. So schreibt Cicero in seinen Briefen ex astris decidere = aus den Wolken fallen (ad Atticum II, 21, 4), dolore dirumpi = vor Ärger platzen oder bersten (ebenda VII, 12, 3), literas vorare = einen Brief förmlich verschlingen (ebenda IV, 11, 2).

Auch eine Art der Übertreibung, die schon in den Sprachen des klassischen Altertums bedeutsam hervortritt, ist die Figur ek tu adynatu, d. h. die Bezeichnung der Naturunmöglichkeit, die bei Versicherungen und Wünschen vielfach gebraucht wird, um eine Angabe recht wirkungsvoll zu machen. Sie hat sich namentlich bei den Alexandrinern stark entwickelt und findet sich im größten Teile der römischen Poesie, treibt aber auch in der Literatur Deutschlands, zumal der volkstümlichen, reiche Blüten. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die Briefe angefüllt mit Wünschen folgender Art: „Gott laß dich gesund, unz (bis) eine Rose gelt' ein Pfund" oder „Gott erhalt' euch gesund, bis ein Krebs erlauft einen Hund", aber auch ausführlicher, z. B. „So wünsch' ich dich so lang gesund, bis daß eine Lins' wiegt hundert Pfund und bis ein Mühlstein in Lüften fleugt, eine Fliege ein Fuder Weines zeucht und bis ein Krebs Baumwolle spinnt und man im Schnee ein Feuer anzündt." Doch bewegt sich die Rede des Volkes auch noch jetzt in solchen Wendungen. Was Christian Weise schreibt: „Ich möchte Kieselsteine flennen" oder „ich möchte ein Loch in die Welt laufen", findet sich noch immer in Mundarten. Für „Auf Nimmermehrstag" hört man in Thüringen: „Auf Pflaumenpfingsten, wenn die Böcke lammen", und in Nürnberg sagt man von einem Glückspilze: „Dem kälbert der Holzschlegel auf der Achsel."[1]) Aber nicht bloß die volkstümliche Poesie hat sich die Kontrastwirkung dieser Figur zunutze gemacht, sondern auch Dichter wie Konrad von Würzburg verwenden sie öfter, z. B. in den Versen: „Eher wird der Diamant mit weichem Blei durchbohrt, eh' ich die Höhe des Lobes erreiche, das dir, heilige Jungfrau, gebührt", und Schiller schreibt in der Jungfrau von Orleans I, 10: „Eh' siehst du die Loire zurückefließen" und in der Maria Stuart III, 3: „Eh' mögen Feu'r und Wasser sich in Liebe begegnen und das Lamm den Tiger küssen."

So sehen wir also, daß sich die Mundart und die poetische Ausdrucksweise auf diesem Gebiete die Hände reichen. Denn

1) Vgl. meine Abhandlung in der Zeitschrift f. hochd. Mundarten Bd. III, S. 47.

beide sind darauf bedacht, die Darstellung recht anschaulich und greifbar zu gestalten.

Endlich ist noch einiger syntaktischer Mittel Erwähnung zu tun, durch die der Ausdruck verstärkt wird. So bringen die flexionslosen Formen des Verbs, Infinitiv und Partizip, unter Umständen größere Wirkungen hervor als die flektierten, z. B. hat ein Befehl, wenn er mit jenen gegeben wird, den größten Nachdruck; denn es ist kräftiger zu sagen: „Still stehn!" und „Still gestanden!" als: „Stehen Sie still!" Ebenso ist der zweifelnde oder verwunderte Ausruf: „Du und laufen!" oder „Du und gelaufen!" entschieden eindringlicher als die Äußerung: „Du wirst schwerlich laufen oder gelaufen sein." Vor allem sind beide Zeitformen von mächtiger Wirkung, wenn sie (in oft verbindungslos aneinander gerückten Sätzen) gebraucht werden, um einen Vorgang lebhaft zu erzählen, z. B. „Aufspringen, mein Kind ergreifen, (und) aus dem Hause stürzen, war das Werk eines Augenblicks" oder „Ich aufgesprungen, mein Kind ergriffen und aus dem Hause hinausgestürzt" usw. Wenn ferner Goethe in seinen venetianischen Epigrammen die Worte schreibt: „Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben? Nichts! Ich habe wie schwer! meine Gedichte bezahlt", so bedient er sich der lebhaften Darstellungsmittel von Frage- und Ausrufesatz, die im Volksmunde so gern gebraucht werden. Wie matt klingt gegen dieses „wie schwer!" unser schriftsprachliches „schwer". Echt volkstümlich sind auch eingeschobene Ausrufe wie: „Ich habe ihn — Knall und Fall! — entlassen", d. h. auf der Stelle. Dasselbe gilt von Fragen wie: „Sie jagten — was hast du? was kannst du? — auf der Straße hin" (= sehr schnell) oder „Er zog den Rock an, setzte den Hut auf und — hast du nicht gesehen? — war er aus der Stube hinaus" (= sehr rasch). Wendet doch der Mann aus dem Volke auch oft die Frageform an, wenn er jemand auf etwas Unerwartetes in seiner Erzählung besonders aufmerksam machen will, z. B. „Ich hatte ihm meinen Besuch angekündigt, und was sagte er darauf? Er könne jetzt keinen Besuch brauchen" (= und darauf antwortete er, er könne jetzt keinen Besuch brauchen).

Jede scharfsinnige Untersuchung
läßt sich in eine Antithese kleiden.
Lessing.

6. Gegensatz.

19. Von alters her haben die Gegensätze im Bereiche der Sinnenwelt auf das Denken und Empfinden der Menschen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Dies tritt z. B. deutlich in der Mythologie hervor, wo die Begriffe Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod große Bedeutung haben und bei der Entstehung der meisten Mythen wirksam sind. In gleicher Weise pflegt das Volk zwei einander entgegengesetzte Teile zu nennen, wenn es das Ganze zum Ausdruck bringen will, wie Himmel und Erde (= die Welt), über Berg und Tal (= in die Weite), früh und spät (= jederzeit), weit und breit (= überall).[1]) Wie ferner der Philosoph das Nicht-Ich dem Ich gegenüberstellt, so bezeichnet unsere Sprache jedes sich dem Auge bietende Ding als Gegenstand, d. h. Gegenüberstehendes (Objekt) und die vor uns ausgebreitete Landschaft als Gegend (= frz. contrée von lat. contra, gegen), die Zeit aber, die uns vorliegt, als Gegenwart (vgl. vor-wärts, auf-wärts). Doch läßt sich die Beziehung zu den Erscheinungen der Sinnenwelt auch anders ausdrücken, nämlich so, daß das Zusammensein des Menschen mit ihnen zum Ausdruck kommt. Man ist geduldig gegen jemand oder hat Geduld mit ihm, man kämpft gegen einen Feind oder mit ihm. Neben schriftsprachlich gut oder böse sein gegen hört man aus Volksmunde gut oder böse sein mit jemand. Abstechen verbinden wir jetzt mit jener Präposition (gegen oder von), bei Lessing finden wir es noch mit dieser verbunden. Und wie lat. contra von con abgeleitet ist, so steht neben engl. with, mit das lautlich genau entsprechende angelsächsische wid, gegen. Ähnliche Verschiedenheit der Gebrauchsweise zeigt das Verhältniswort für. Es gibt Mittel gegen

1) Ähnlich steht im Wessobrunner Gebet für Welt: Erde und Himmel, für Himmel: Sonne und Mond, für Erde: Baum und Berg.

oder für den Husten, und ich kann nichts dafür ist gleichbedeutend mit ich kann nichts dagegen tun. Denn für meint hier das Davorstehen zum Zwecke der Abwehr.

So ist es auch erklärlich, daß andere Wörter einen entgegengesetzten Sinn annehmen können, je nach dem Gesichtspunkte, von dem man die damit bezeichneten Erscheinungen ins Auge faßt. Der Pate (= lat. pater) ist von Haus aus der Stellvertreter des Vaters (pater spiritualis), das Wort wird aber auch auf den Täufling, das Patenkind oder Patchen übertragen.[1]) Erzeugen sagt man gewöhnlich vom Manne, doch kommt es auch im Sinne von gebären vor[2]); ähnlich gebraucht Lessing Gläubiger sowohl für den, der das Geld gegeben, als für den, der es empfangen hat, wie ja auch leihen und borgen beide Bedeutungen erhalten können.[3]) Lehren wird in manchen Gegenden Deutschlands mit lernen vertauscht und umgekehrt; der Boden ist das Unterste (Fußboden) und das Oberste (Oberboden) im Hause, endlich bezeichnen Ort und Ende im Mhd. Anfang und Ende (vgl. Ruhrort = Ende der Ruhr). So ist es begreiflich, daß auch die Vorsilbe er- den Beginn und den Abschluß einer Handlung ausdrücken kann, also zur Bildung von inchoativen und perfektiven Zeitwörtern verwendet wird, jenes z. B. in ermüden, sich erkälten, erhitzen, erdreisten, dieses in erschlagen (bis zur Tötung schlagen), erschöpfen (bis zu Ende schöpfen), erfüllen, ersteigen, erheben, errichten; ebenso verstehen wir, wie es kommt, daß ent- neben der Annäherung (= entgegen) auch die Trennung bezeichnen kann; jene Bedeutung blickt noch durch in entsprechen, entbieten, empfangen, diese ist deutlich erkennbar in entspringen, entschlüpfen, entkommen, entkleiden, entmutigen. Und liegen nicht ebenso große

1) Vgl. mhd. göte, Pate (wovon sich auch der Name des Dichters ableitet), wahrscheinlich Koseform für die Zusammensetzung gotfater, Taufpate.

2) Z. B. bei Kleist im Prinzen von Homburg und bei Schiller in der Braut von Messina, wo die Königin Isabella sagt: „Einen Basilisken hab' ich gezeugt."

3) Vgl. mhd. geltaere, Gläubiger und Schuldner, pfarreman, Pfarrer und Pfarrkind, bîchtaere, Beichtvater und Beichtkind, kampfgenôz, Mitkämpfer und Gegner.

Gegensätze vor in auslaufen (von Schiffen) und auslaufen (glücklich zu Ende gehen), austragen (zum Hause hinaus) und austragen (= zum Austrag bringen, beendigen)?[1])

Ähnlich verhält es sich mit Suffixen wie -bar, -sam, -haft, die bald aktivisch, bald passivisch verwendet werden. Eine tätige Person haben wir vor uns in dankbar, folgsam, naschhaft, einen leidenden Gegenstand in eßbar, lenksam, unglaubhaft; ebenso beim Partizip: ein Mann ist verschwiegen (= er schweigt) oder vermessen (= kühn), eine Sache wird verschwiegen oder vermessen (= ausgemessen). Wir reden von melkenden Mägden und neumelkenden Kühen, von fallenden Kindern und der fallenden Sucht (Krankheit, wobei hingefallen wird), von sitzenden Menschen und sitzender Lebensweise (bei der gesessen wird). Auch der Infinitiv kann ein doppeltes Gesicht haben, denn Essen und Trinken bezeichnet außer der Handlung des Essens und Trinkens auch das, was genossen wird; nicht minder Eigenschaftswörter wie gesund (gesunde Kost, d. h. gesund machende Kost und gesunde Menschen), blind (eine blinde Frau, die nichts sieht, und ein blindes Fenster, durch das nichts gesehen wird), taub (ein tauber Mann und eine taube Nuß, in der beim Schütteln nichts gehört wird). Ferner brauchen Komparative nicht immer zu steigern (vgl. dieser Baum ist höher als jener), sondern können auch das Entgegengesetzte bewirken, nämlich den Ausdruck abschwächen; ein älteres Fräulein ist jünger als ein altes, öfter nicht so häufig als oft; seit längerer Zeit, aus besserer Familie, ein höherer Beamter kommen uns schwächer vor als seit langer Zeit, aus guter Familie, ein hoher Beamter.[2]) Und kann man nicht

1) Vgl. Th. Jacob, das Präfix er- in der transitiven mhd. und nhd. Verbalkomposition. Döbelner Programm 1900 und O. Behaghel in der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachv. XIV, S. 199.

2) Sehr häufig drückt der Komparativ einfach einen Gegensatz aus. Wie im Latein iunior und senior, inferior und superior einander gegenüberstehen, so im deutschen Oberbayern und Niederbayern (von den Komparativbildungen der obere, der niedere), Hintergebäude und Vordergebäude, innerhalb und außerhalb (nach der inneren Richtung von ahd. halba, Seite, Richtung).

gleich gut sagen: das Wasser läuft über und das Faß läuft über, das Quecksilber im Thermometer steigt und das Thermometer steigt, die Ameisen wimmeln in diesem Haufen und dieser Haufen wimmelt von Ameisen? Ist es nicht ebenso gebräuchlich zu schreiben: ich stecke jemand mit einer Krankheit an (= ich stecke, hefte sie ihm an) wie: die Krankheit steckt an oder der Wein schäumt im Becher und der Becher schäumt, das Blut trieft (= tropft) vom Messer und das Messer trieft von Blut?

20. Vielfach hat bei gegensätzlichen Ausdrücken, von denen der eine mit un- zusammengesetzt ist oder eine andere Form der Negation zeigt, der nicht verneinte zugunsten des verneinten das Feld gänzlich räumen müssen. Wir kennen in der Schriftsprache unentwegt, aber nicht entwegt; denn das Zeitwort entwegen, von der Stelle rücken, ist nur noch in oberdeutschen Mundarten üblich. Auch die affirmativen Formen zu Unflat, Ungeziefer und ungeschlacht haben sich nur noch in Dialekten erhalten; neben ungestalt und unverfroren suchen wir die Adjektiva gestalt und verfroren vergeblich.[1]) Ein Lebenswandel kann unbescholten, aber nicht bescholten, ein Mensch ungestüm, aber nicht gestüm sein. Geheuer (hier ist es nicht geheuer), Arg (kein Arg, ohne Arg), Verlaß (kein Verlaß), Deut (kein Deut), fackeln (hier wird nicht gefackelt), grün sein (= gewogen sein), bei Troste sein, sich lumpen lassen, auf den Kopf gefallen (= dumm) sein u. a. gebrauchen wir in der Regel nur in negativen Sätzen; desgleichen die Wortverbindungen wanken und weichen, Gicks und Gacks sowie die Präposition vor in ursächlichem Sinne (er kann vor Sorgen nicht schlafen) und das Adverb mehr als Zeitbestimmung (nicht mehr, niemand mehr, kaum mehr).

Mitunter treten verschiedene Ausdrucksmittel in Wettbewerb, wenn es gilt, einen Gegensatz zu bezeichnen. So sagt man zwar unschön, unklug, aber nicht unhäßlich, undumm, sondern

---

1) Wohl entstellt aus unverfert von mittelniederd. vervêren, in Schrecken setzen.

nicht häßlich, nicht dumm; ebenso meidet man ungroß, unfett, unreich (= klein, mager, arm), ferner ungrün, unblau, unschwarz.[1]) Unbillig steht nur in übertragenem Sinne, während billig auch den Preis bezeichnet. Für nicht auf dem Damme sein (ursprünglich von dem durch Wasser bedrohten Deiche) sagt die Umgangssprache auch auf dem Undamme sein. Seit den Zeiten der mhd. Mystiker bildet man ferner Zusammensetzungen mit nicht wie Nichtachtung, Nichtwissen, Nichtkenner, Nichtraucher, Nichtchrist, Nichtig, wo wieder un- nicht gebräuchlich ist. Selten werden andere Vorsilben zur Verneinung gebraucht, z. B. miß in Mißtrauen, Mißgunst, Mißerfolg, mißfallen, mißraten, mißlingen, ab- in Abgott, Abgunst, abhold, ur- in Urfehde, aber- in Aberwitz.

21. Sprachschöpferisch zeigt sich der Gegensatz, wenn er Gebilde schafft wie Herr (= der Hehrere, Höherstehende, ahd. hêrero, hêrro), das in lat. senior, it. signore, frz. seigneur, engl. sir ein Gegenstück hat, oder Jünger (= der Jüngere), das gleich jenem aus dem altdeutschen Lehnsverhältnis entsprungen zu sein scheint. Dort bildet Knecht, hier Meister den relativen Begriff. Anders liegt der Fall bei dem Worte Egel (ahd. egula, fem.); als dieses im Volksmunde in Form und Geschlecht mit Igel (ahd. igil, masc.) zusammenfiel, machte sich eine Unterscheidung nötig, die durch die Zusammensetzung erreicht wurde; so nennt man jenen meist Blutigel (= Egel), und dieser hieß früher Schweinigel, jetzt aber, seitdem Schweinigel als Schimpfwort gebraucht wird, bloß Igel.

Oft wird der Gegensatz nur einseitig bezeichnet; man läßt dem alten Ausdrucke seine bisherige Form und deutet an dem neuen, ihm gegenübergestellten den Kontrast an. So redet man von einem Unteroffizier im Gegensatz zum Offizier (nicht Oberoffizier), von einem Oberförster und Scharfrichter (Nachrichter) neben einem Förster und Richter; ferner von Handschuhen, aber nicht von Fußschuhen, von Kurzwaren,

1) Schwarz und weiß bilden einen konträren Gegensatz, Anwesenheit und Abwesenheit einen kontradiktorischen; in diesem Falle wird durch die Ausschließung des einen das andere gefordert, in jenem nicht.

aber nicht von Langwaren, von wilden Bäumen, aber nicht von zahmen. Anderseits hat man von zwei früher einander entgegengesetzten Ausdrücken den einen jetzt fallen lassen: es gibt noch Leibärzte, aber nicht mehr wie früher Seelenärzte[1]), einheimisch, aber nicht mehr ausheimisch (wie noch bei Zesen). Dem heiligen Abend entsprach in mhd. Zeit ein heiliger Tag (der erste Feiertag), dem Grobschmied (= Schmied) ein Kleinschmied (= Schlosser), das mhd. biderwîp ist geschwunden, aber der Biedermann ist geblieben, auch des landes vrouwe kennen wir nicht mehr, wohl aber noch einen Landesherrn oder Landesvater, und während Frau (ahd. frouwa) erhalten ist, hat sich das zu demselben Stamme gehörige frô, Herr, nur in Ableitungen und Zusammensetzungen behauptet wie Frondienst, Fronleichnamsfest, frönen. Bei Himmelreich aber hat der Gegensatz Erdreich eine ganz abweichende Bedeutung (= Erdmasse) angenommen. Oftmals verwendet das Volk recht sinnfällige Ausdrücke zur Unterscheidung; z. B. nimmt es bei Pflanzennamen gern die Haustiere zu Hilfe, um das Gemeine und Schlechte im Gegensatz zum Guten und Veredelten zu bezeichnen, so bei Roßkastanie, Roßkümmel, Pferdeampfer, Pferdeminze, Hundsveilchen, Hundsrose, Katzenklee; ebenso um das Derbe, Ungeschlachte im Gegensatz zum Zarteren, Feineren zu kennzeichnen, z. B. Saubohne, Pferdebohne, Roßlattich; auch bei Tieren wie Roßameise, Pferdehornisse.

Selten kommt es vor, daß der ursprüngliche Sinn eines Wortes gänzlich aus dem Gedächtnis schwindet und infolge davon Zusammensetzungen gebildet werden, die zum Teil in Widerspruch mit der alten Bedeutung stehen: ein Gulden ist eine Goldmünze, doch sprach man später auch von Silbergulden, Papiergulden und Goldgulden; das Wort Mühle ist eines Stammes mit mahlen, bezeichnet also ein Gerät zum Zermalmen des Getreides; später aber verlor sich das Bewußtsein dieser Tatsache, und man bildete die Wörter Schneidemühle und Sägemühle, sowie zum Unterschiede von diesen wieder Mahlmühle.

---

1) Vgl. Simplicissimus IV, S. 174: Seelen- und Leibärzte.

So reden wir jetzt auch von trockenem Humor (humor, Feuchtigkeit) und die Anakreontiker des 18. Jahrhunderts von häßlichen Schönen.

Die Verbindung zweier entgegengesetzter Wörter erzeugt einen neuen Begriff, der mit beiden etwas gemein hat. So werden lebende Wesen, die zwei gegensätzliche Eigenschaften oder Stellungen in sich vereinigen, durch Komposita bezeichnet wie Mannweib, Gottmensch, Fürstbischof, Dichterkomponist. Dasselbe gilt von Adjektiven: schwarzweiße Fahnen heißen solche, die schwarze und weiße Farbe in sich vereinigen, schwarze und weiße Fahnen aber sind mehrere einfarbige. Mit süßsauer und helldunkel verhält es sich ähnlich und mit Pianoforte (= starkschwach) wird ausgedrückt, daß dieses Instrument beide Tonstärken hervorzubringen vermag.[1]) Anders steht es um Wortverbindungen wie öffentliches Geheimnis, glänzendes Elend, geschäftiger Müßiggang (Götz von Berlichingen IV, 5; vgl. strenua inertia bei Horaz epist. I, 11, 28), menschenreiche Öde (Jungfrau von Orleans IV, 9), die man mit dem in gleicher Weise gebildeten Ausdruck Oxymoron (= scharfsinnige Dummheit) benannt hat. Hier dient das erste Wort dazu, die Art des zweiten zu charakterisieren. Die Wirkung beruht darauf, daß die Verbindung unmöglich erscheint.

Zuweilen werden zwei einen Gegensatz bildende Begriffe lautlich einander genähert, z. B. hat nachts sein s unter dem Einflusse von tags und oder (mhd. ode) sein r unter Einwirkung von entweder erhalten, der Osterschelde (= Ostschelde) entspricht eine Westerschelde[2]), dem Frühling in Schwaben

---

1) Vgl. das von Lichtenberg erfundene Zeitwort verschlimmbessern.

2) Sehr häufig begegnet man Gegenüberstellung zweier Dinge bei Ortsnamen. Wo wir nebeneinander die Zusätze Alt- und Neu- oder Groß- und Klein- finden, da handelt es sich meist um Gründungen von verschiedener Zeit, die voneinander unterschieden werden sollen. So haben auf dem einst von Slawen besiedelten Boden Ostdeutschlands die alten slawischen Ortschaften oft das Attribut Klein- erhalten, als die Deutschen sich daneben niederließen und größere Dörfer mit Kirche und Schule schufen, die dann mit Groß- bezeichnet wurden.

ein Spätling (Herbst). In anderen Fällen werden sie durch Alliteration oder Reim miteinander verbunden wie Freund (= der Liebende) und Feind (= der Hassende), Geld und Gut, Wohl und Wehe, Rat und Tat, Mein und Dein. Auch das Sprichwort liebt reimende Verbindungen wie Würde Bürde, Ehestand Wehestand, Juristen böse Christen, Eile mit Weile. Wie hier der Kontrast durch Ähnlichkeit der Wörter verschärft wird, so auch bei Wortspielen; z. B. sagte der Wiener Arzt Rokitansky, von dem zwei Söhne der Mutter, einer Sängerin, nacharteten und zwei sich für den Beruf des Vaters begeisterten: zwei heulen und zwei heilen. Ähnlich verhält es sich mit Dichtersprüchen, z. B. dem Schillerschen: ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen; namentlich Rückert liebt solche Gegenüberstellung mehrerer ähnlich klingender Wörter: „das Allgemeine selbst ist ohne All gemein; auswendig lernen sei, mein Sohn, dir eine Pflicht, versäume nur dabei inwendig lernen nicht; auswendig ist gelernt, was dir vom Munde fließt, inwendig, was dem Sinne sich erschließt."

Nicht unwichtig ist auch die Art, wie entgegengesetzte Begriffe miteinander verknüpft werden. Bald liegt Asyndeton vor, bald sind sie mit kopulativen, bald mit adversativen Bindewörtern aneinander gerückt. Wenn es in Goethes Egmont heißt: „Das Heer ist da, er nicht", so ist dies weit wirksamer, als wenn der zweite Teil lautete: „und der König nicht" oder „jedoch der König nicht". Damit vergleiche man Sprichwörter wie Friede ernährt, Unfriede verzehrt, Schönheit vergeht, Tugend besteht. Mit oder werden die beiden Glieder aneinander gerückt in Redensarten wie Hammer oder Amboß, Bischof oder Bader (entweder etwas Großes oder gar nichts, aut Caesar aut nihil), aut oder naut (= eowiht, etwas oder neowiht, nichts); nach Negationen verwendet man gern sondern (= sonder, getrennt von), während aber[1]) (wohl eigentlich Steigerung von ab, weiter ab) eine viel

1) Wie aber, so sind auch frz. mais = lat. magis und vielmehr von Haus aus Komparativbildungen.

abgeschwächtere Bedeutung erhalten hat. Namentlich im Volksmunde erscheint dieses Wort oft an Stellen, wo es die Schriftsprache meidet. So kann jemand ein Gespräch mit einem Freunde, den er trifft, mit den Worten eröffnen: „Heute ist aber schlechtes Wetter", und ein Knabe drohend seinem Kameraden zurufen: „Du bekommst aber Hiebe, wenn ich dich erwische." In beiden Fällen ist der vorschwebende gegensätzliche Gedanke unterdrückt; dort etwa ein Satz wie: „Gestern war so schönes Wetter", hier: „Du denkst wohl, ich lasse dich ungeschoren?"

22. Was endlich die Häufigkeit des Gebrauchs der Antithesen anbetrifft, so finden sie sich namentlich bei sentenzenreichen und scharfdenkenden Schriftstellern wie Lessing und Schiller; z. B. lesen wir im Wallenstein: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen", in der Maria Stuart: „Wie kleine Schritte geht ein so großer Lord" und in den Gedichten: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang." Lessing aber schreibt z. B.: „Dieses Buch enthält viel Neues und Gutes, aber das Gute ist nicht neu, und das Neue ist nicht gut." Schon als vierzehnjähriger Knabe zeigt er diese Neigung zu antithetischer Ausdrucksweise. Denn der älteste, uns erhaltene Brief an seine Schwester (vom 30. Dezember 1743) beginnt mit den Worten: „Ich habe zwar an Dich geschrieben, aber Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken: entweder kannst Du nicht schreiben oder Du willst nicht schreiben. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, allein wer weiß, welches die größere Schande ist, in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen oder in seinem achtzehnten noch keinen Brief schreiben zu können." Auch humoristische Schriftsteller machen gern von Antithesen Gebrauch, um dadurch eine komische Wirkung zu erzielen; denn sie stellen nicht selten Dinge einander gegenüber, die ganz verschieden geartet sind, besonders Wilhelm Busch, aber auch andere; so sagt Scheffel: „Fälle gibt's und Tannenwälder, wo der Mensch sich sehnt zum Menschen" oder „die Hauensteiner haben eine Anlage zu stiller Gemütlichkeit und zu einem

Kropf", und Heine nennt Luther einen Mann Gottes und Katharinas, von Göttingen aber erzählt er, es sei berühmt durch seine Würste und seine Universität, und von Ludwig XVIII., er habe schlechte lateinische Verse gemacht und gute Leberpasteten gegessen.

Trau dem Gefühl! es täuscht dich nie,
Nur halt am rechten Gefühl auch feste!
Fr. v. Sallet.

7. Gefühlswert der Wörter.

23. Mit einer großen Zahl deutscher Wörter ist ein bestimmter Gefühlswert verbunden. Aus Wortreihen wie Weib, Frau, Gattin, Gemahlin; Mutter, Mama; Vater, Papa ergibt sich, daß er zunächst eine bloße Begleiterscheinung bildet, indem dieselbe Sache in verschiedenen Ständen und Gesellschaftskreisen verschiedene Namen erhält. Sodann tritt er auch als Werturteil neben den begrifflichen Inhalt, z. B. auf sittlichem Gebiet bei benebelt gegenüber betrunken, auf religiösem bei Welt, Fleisch, Erlösung, Seligkeit, auf ästhetischem bei Zähre, Fittich, Minne. Ja, dieser Gefühlswert kann sogar den Sieg über den eigentlichen Wortsinn davontragen, so in Goethes Anrede an Frau von Stein: „Mein süßes Gold", in Heines duftenden Märchen, in der blauen Blume der Romantik, ebenso in Phrasen und Schlagwörtern.[1])

Besonders häufig kommt es vor, daß Wörter Einbuße an ihrem ursprünglich guten Rufe erleiden. Zuweilen werden sie dadurch entwertet, daß sie sich gewöhnlich mit Begriffen wie böse, arg usw. verbinden, z. B. Wicht (vgl. Bösewicht, eigentlich böses Ding) oder List (vgl. Arglist, urspr. arge Klugheit); zu-

1) Vgl. Zeitschr. d. allg. d. Sprachv. 1901 S. 55. So spricht Goethe in seiner Iphigenie von der goldenen Zunge der Überredung, Herder in seinen Volksliedern von goldenen Mädchen in goldenen Tälern, und im Volksmunde heißt es noch jetzt „treu wie Gold" (bei Stifter im Hochwald goldtreu).

weilen trägt auch die Literatur einen Teil der Schuld. So scheint Schildbürger zunächst wie Spießbürger eine allgemein spottende Bezeichnung des Bürgerstandes gewesen und erst später als Benennung der Bewohner des Städtchens Schilda genommen worden zu sein, von denen in dem 1598 erschienenen Lalenbuche allerlei Torheiten erzählt werden. Ja, selbst der bloße Name kann die Herabsetzung befördern; denn wenn das Dorf Krawinkel bei Ohrdruf als die Heimat kleinstädtischer und spießbürgerlicher Interessen ausgeschrien wird, so dürfte das in erster Linie daher rühren, daß sein Name „Krähenwinkel" ganz und gar nichts Hervorragendes erwarten läßt. Fragt man sich aber, warum nicht auch Katzenellenbogen oder Reit im Winkel denselben üblen Beigeschmack angenommen haben, so forscht man vergeblich.

Mehrfach empfinden die Deutsch treibenden Ausländer über ein Wort Mißbehagen, während wir selbst davon nicht im mindesten unangenehm berührt werden. So kommt uns kaum noch zum Bewußtsein, daß in dem Worte Handschuh, d. h. Schuh für die Hand, etwas Unschönes liegt, dagegen ist dieser Ausdruck nach Varnhagen von Enses Angabe (Tagebücher I, S. 313) der Lady Morgan anstößig erschienen. Ferner wird uns das Häßliche des Wortsinns bei Sternschnuppen erst dann klar, wenn wir an die Etymologie erinnert werden, z. B. durch Goethes Egmont (IV, 1), wo der Schreiber Vansen zum Schneider Jetter sagt: „Hast du nie einen (Stern) sich schneuzen gesehen? Weg war er!"

Bei anderen Wörtern ist der Gefühlswert je nach der Gegend, in der sie gebraucht werden, verschieden; so wird Bengel in Schleswig, Junge in Mitteldeutschland und Bube in Bayern gleichbedeutend mit Knabe gebraucht. Noch öfter aber kommt der Fall vor, daß Wörter im Laufe der Jahrhunderte eine höhere oder niedrigere Rangstellung erhalten. So ist, um zunächst nur ein Beispiel herauszugreifen, das Wort Buhle früher harmlos und gut angeschrieben gewesen, jetzt aber anrüchig geworden. Doch kann man die einstmalige Bedeutung noch erkennen aus den Worten des Volksliedes: „Der liebste

Buhle, den ich hân, der liegt beim Wirt im Keller" und aus Goethes König in Thule, „dem sterbend seine Buhle (d. h. Gemahlin) einen goldenen Becher gab". Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen.[1])

24. Auch sind die Anschauungen Gebildeter anders als die der großen Masse. Die Bauern der mhd. Zeit haben kein Bedenken getragen, ein verschnittenes weibliches Schwein als Nonne zu bezeichnen, also mit demselben Namen wie die Klosterjungfrau, und die jetzigen Bauern entblöden sich nicht, das Wort Schnauze, das eigentlich nur dem Tiere zukommt, auch für den Mund des Menschen zu gebrauchen. Überhaupt hat erst die Bildung den Abstand zwischen Mensch und Tier vergrößert, auch im Bereiche des sprachlichen Ausdrucks. Teile des tierischen Körpers verwendet der von der Kultur weniger Beleckte gern und häufig für menschliche Körperglieder: Maul, Rachen und Schnabel für Mund, Bauch und Wanst für Leib kommen noch heute so vor, obwohl sie schon 1749 in der moralischen Wochenschrift „Der Eidgenosse" unter den anstößigen Wörtern aufgezählt werden; dasselbe gilt von Fell (= Körperhaut), welches im Mhd. sogar Teint des Gesichts bedeutet[2]), und von Wampe, womit man einst den Mutterschoß der Jungfrau Maria bezeichnen konnte (vgl. Wams, durchwamsen). Ähnlich verhält es sich mit den Ausdrücken für Handlungen, die von Tieren verrichtet oder an ihnen vorgenommen werden: Essen und Fressen (= Ver-essen) waren vormals gleich edel und bei den Menschen wie bei den Vertretern des Tierreichs anwendbar; jetzt wird der zweite Ausdruck nur in niederen Gesellschaftskreisen auf Menschen angewendet.[3]) Derselbe Unterschied

1) Vgl. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter I, 230: „Das Wort Minne wird infolge der sinnlichen Nebenbedeutung allmählich zurückgedrängt; um 1500 galt es für ein unanständiges Wort, hatte aber schon im 11. Jahrhundert ab und zu solche Bedeutung."

2) Mhd. heißt es auch eiervel, buochvel für Eierschale, Pergament und jetzt noch in edler Sprache Brustfell, Bauchfell.

3) In Lauremberg Scherzgedichten wird eine komische Wirkung dadurch erzielt, daß essen (eten) an einer Stelle steht, wo man fressen erwartete: „Ein riker wanst, de sik staatlik trakteren pleckt, de

besteht zwischen trinken und saufen; doch ist es jedermann gestattet zu sagen: Der Schacht ist ersoffen oder ich habe soupiert (= frz. souper, welches aus nd. sûpen, saufen, d. h. eine Flüssigkeit zu sich nehmen, entlehnt ist). In einer ahd. Bibelübersetzung wird Christus angeredet: Wann sahen wir dich hungrig und fütterten dich? und in Luthers Tischreden findet sich die Wendung: Der Kaiser läßt sich melken wie eine Memme (= mamma, weibliche Brust), d. h. man kann mit ihm machen was man will. Als Lessing in der Hamb. Dramaturgie (5) sagte: „Hamlet richtet die Komödianten ab" (= bildet sie aus), zeigte er, daß das Wort zu seiner Zeit noch einen edlen Sinn hatte[1]); als er aber 1772 an Eva König schrieb: „Die reiche W., wenn sie anders gestorben und nicht verreckt ist", ließ er deutlich erkennen, daß dieser Ausdruck schon damals nur der derben und groben Rede angehörte. Endlich das Verbum stinken (oft mit dem Zusatze wie ein Bock oder wie ein Wiedehopf) überlassen wir jetzt ganz dem gemeinen Manne, früher aber wurde es entsprechend seiner Grundbedeutung (= in die Nase stechen) von schlechten und guten Gerüchen gebraucht, ja im Ahd. sogar von der kostbaren Narde, mit der Maria von Bethanien die Füße Jesu salbte (sie stank in alahalben = sie roch nach allen Seiten).

Gibt sich in diesem Gegensatze, den man zwischen Mensch und Tierwelt geschaffen hat, eine verfeinerte Bildung kund, so können wir eine veränderte Geschmacksrichtung des Zeitalters in anderen Verhältnissen erkennen. Sitten und Gebräuche, vor allen Dingen Anschauungen werden den folgenden Menschengeschlechtern leicht anrüchig, weil diese den Standpunkt der Vorfahren überwunden zu haben glauben und darum oft mit Geringschätzung auf deren Tun und Treiben hinschauen.

---

wurde woll ein swyn und eet, mit gunst gesecht." In einem Gedicht Goethes aber (und ich behaglich unterdessen hätt' einen Hahnen aufgefressen) soll der Übermut des jungen Dichters gekennzeichnet und gleichzeitig das religiöse Gespräch zwischen Lavater und Basedow verhöhnt werden.

1) Stieler sagt: „einen im Französischen abrichten."

Sie reden wohl ab und zu von der „guten alten Zeit", halten aber im allgemeinen die Einrichtungen und Gewohnheiten dieser Periode für altfränkisch oder altväterisch. Ein solcher Wechsel der Denkart ist auf politischem, religiösem, literarischem u. a. Gebieten möglich und findet, wenn auch nicht immer, so doch häufig den entsprechenden Niederschlag im Sprachleben. Denn „Begriffe sind Werkzeuge, mit denen eine Zeit die Dinge erfaßt und handhabt, und in gewissem Sinne muß jede Zeit diese Dinge neu hervorbringen, damit sie ihr ganz handlich seien".[1]) Mitunter tritt die Gegenwirkung bald, mitunter auch erst nach längerer Zeit ein; aber mag diese stärker oder schwächer, früher oder später erfolgen, gewöhnlich bekommen die Wörter, die von der Gegenströmung überflutet werden, einen üblen Geruch. So sanken im Zeitalter der Reformation verschiedene katholische Einrichtungen derart im Werte, daß ihre Namen noch heutigentags mit einem Makel behaftet sind. Man denke z. B. an die Ölgötzen, wie man damals die Holzbilder katholischer Heiliger verächtlich nannte, weil sie oft mit Ölfarbe angestrichen oder mit einer Öllampe versehen waren, ferner an die Klerisei und das Pfaffengezücht. Die pietistische Richtung des 18. Jahrhunderts erschien schon zu Adelungs Zeit vielen als Empfindelei, und das empfindsame Wesen der Frömmler und Mucker bekam bald einen unangenehmen Beigeschmack, aber auch die entgegengesetzte Geistesart, das Streben nach Aufklärung, blieb nicht von Anfechtung und Spott verschont; ebenso sind die im humanistischen Zeitalter so hochgeschätzten Gelehrten vorübergehend in Mißkredit gekommen. Die Schriftsteller, die einst Skribenten im guten Sinne geheißen hatten, mußten sich zu Lessings Zeiten gefallen lassen, elende Skribenten genannt zu werden, und die Skribelei selbst war bei vielen schlecht angeschrieben. „Gelahrt" erhielt einen Stich ins Komische, und Magister verlor an Ansehen. Seit dem Dreißigjährigen Kriege sind Ausdrücke wie fechten (= betteln), ab-

1) Vgl. Fr. Paulsen, Ethik, S. 69. Ähnlich Victor Hugo, Cromwell, préface: „Toute époque a ses idées propres; il faut qu'elle ait aussi les mots propres à ces idées!"

brennen (= verarmen), Pack, Package (= Gepäck, Bagage) und Gesindel (vgl. Lumpenpack und Hudelmannsgesindlein) übel berufen, während der ersten französischen Revolution aber wurden sogar Bezeichnungen wie tugendsam, tugendhaft, ein gutes Herz haben mit schlimmem Nebensinne (antik geziert, antik steif, sich überlisten lassen) gebraucht. Die für deutsche Art und Sprache schwärmenden Männer im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden später mit dem Namen Deutschtümler gebrandmarkt, und von denen, die nach französischer Sitte den Frauen huldigten und sich ihrem Dienste hingaben, sagte man, sie gingen auf galante Abenteuer aus. Selbst Epochen großen Glanzes, wie das Zeitalter des Rittertums, entgingen dem Schicksal nicht, in der Achtung der Nachwelt zu sinken: Die Ritter von der traurigen Gestalt und das fahrende Volk sind ebenso übel beleumundet als die Abenteurer, und die einst so hochgepriesenen Eigenschaften der Keckheit (= Lebendigkeit), Verwegenheit (= Entschlossenheit) und Frechheit (= Kampfeslust) haben ihren alten Nimbus längst eingebüßt. Auch lobesam wird jetzt oft in spöttelndem Sinne verwendet. Was soll man vollends dazu sagen, daß das vormals so edle Wort hofieren vollständig entwertet worden ist? Im Mhd. konnte man noch sagen: Ein guter Gesang ist ein Edelstein, womit man Gott hofiert (= ritterlich aufwartet), oder: alles soll der hochgelobten Braut (der Jungfrau Maria) hofieren; gegenwärtig aber ist das Wort fast nur von der im Hofe erfolgenden Verrichtung der Notdurft üblich.

25. Wie bei den verschiedenen Zeitrichtungen, so lassen sich auch bei den einzelnen Ständen pessimistische Wortauffassungen feststellen. Unleugbar sind der und jener Berufsart gewisse Mängel, Fehler und Schwächen eigentümlich, die bald von den Vertretern anderer herausgefunden werden und Anlaß zu Spott bieten. So ist der Gefühlswert von Ausdrücken wie Büttel, Scherge, Häscher, Zöllner ziemlich niedrig und der von Krämer, Schulmeister und Komödiant nicht viel höher; denn man denkt dabei immer dort an das Ergreifen oder Übervorteilen von Menschen, hier an pedantisches (vgl.

pédant = griech. paideuōn, Erzieher) Wesen und lockeres Schauspielerleben. Wohl ist es gut und ehrlich gemeint, was Rosegger[1]) sagt: „Mir gefällt das Wort Schulmeister sehr gut; man braucht's ja nicht im Sinne von Schuster- oder Gerbermeister zu verstehen. Auch den großen Künstler nennt man Meister, und selbst die Jünger Jesu haben den Herrn Meister genannt.“ Aber ob er damit dem anrüchigen Worte wirklich wieder zu seinem alten, guten Rufe verhelfen wird, möchte ich bezweifeln. Ebensowenig dürfte es nützen, wenn man eine Lanze für die Junker[2]) brechen wollte, die sich seinerzeit durch ihr herrisches, überhebendes Wesen verhaßt gemacht haben, oder für die Tyrannen und Despoten, denen ihre oft gewaltsame Art den Makel verschafft hat, der ihnen jetzt anhaftet. An der Entwertung von Jungfer (= mhd. juncvrouwe, Edelfräulein, Jungfrau) sind wohl besonders Verbindungen wie alte Jungfer und Kammerjungfer schuld; denn das Wort hatte im 17. Jahrhundert noch einen guten Sinn, so daß man damals noch von der Tochter eines angesehenen Mannes sagen konnte: eine vornehme Jungfer, eines reichen Mannes Jungfer. Die Herabsetzung des Gefühlswertes von Dirne, junges Mädchen, erklärt sich wohl hauptsächlich daraus, daß sie oft eine dienende Stellung einnahm und sich preisgab; Luther schreibt noch (Esth. 2, 7): „Sie war eine schöne und feine Dirne“, ja selbst Goethe konnte noch im Faust (I) sagen: „Wie die wackern Dirnen schreiten!“ Ähnlich verhält es sich mit Knecht, junger Mann. Einbuße an Ansehen haben ferner die Eigenschaftswörter auf -isch gegenüber denen auf -lich

---

1) „Als ich noch jung war“, Leipzig 1895, S. 139. Bei Abraham a Santa Clara lesen wir: „Bei jetziger Welt ist bereits eingeschlichen, daß keiner mit seinem gebührenden Titul will vorliebnehmen. Einer, der einem Schülerbuben nachtritt und ihm die Böcke aus dem Argument reibt, Respekt! er ist kein Präzeptor, sondern ein Herr Schulmeister“ (Huy und Pfuy S. 218), das Wort Schulmeister hat also hier noch denselben edlen Sinn wie bei Luther 2. Maccab. 1, 10: Aristobulo, des Königs Ptolemei Schulmeister (Lehrer).

2) Nhd. Junker eigentl. Sohn von einem Fürsten oder Edelmann, mhd. juncherre, junger Herr, Edelknabe.

oder -ig öfter erfahren, z. B. weibisch, herrisch, kindisch neben weiblich, herrlich, kindlich. Daß auch hier der üble Beigeschmack nicht von Haus aus vorhanden war, lassen z. B. folgende Stellen erkennen: Lessing, Miß Sara Sampſ. I, 1: „Aus jeder kindischen Miene strahlte die Morgenröte eines Verstandes"; Schiller, Don Karlos I, 1: „Das kindische Gelübde erneur' ich jetzt als Mann"; Räuber II, 2: „Mein herrischer Name nimmt all die herrischen Ansprüche des alten Kaisergeschlechts wieder auf"; Luther, 1. Petr. 3, 7: „Gebt dem weibischen als dem schwächsten Werkzeug seine Ehre"; Stieler: „Weibische Arbeit".[1])

Klassengegensätze und Anschauungen verschiedener Gesellschaftsschichten sprechen aus der Herabwürdigung von Ausdrücken wie Volk, Sippschaft, Gesellschaft, Plebs, Pöbel; geringe Werturteile über einzelne Menschen verknüpfen sich mit dem Gebrauche von Wörtern wie Geschöpf, Person, Kreatur, Mensch (das Menschl), Weib, Weibsbild, Frauenzimmer und Kerl (urspr. = Mann und dasselbe Wort wie Karl). Bei Joh. Rist ist noch von einem fürtrefflichen, durch Tugend und Schönheit berühmten Weibsbilde die Rede, und während Luther noch schrieb: „Das heilige, edle Mensch, die Jungfrau Maria", finden wir bei Lessing die Worte: „Fritz hing sich an ein liederliches Mensch" (Minna von Barnhelm III, 2); Luther läßt Christum zu seiner Mutter sprechen: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" (Hochzeit zu Kana), und Schiller macht in der Glocke Weiber zu Hyänen, während er in einem anderen Gedichte die Würde der Frauen preist.[2])

1) Der Tadel, den oft Wörter auf -ling enthalten, wie Dichterling, Mietling, erklärt sich daraus, daß diese Endung häufig bei Wörtern gebraucht wird, die an sich schon einen verächtlichen Nebensinn haben, z. B. Feigling, Dümmling, Finsterling. Vgl. K. Müller in d. Zeitschr. f. d. Wortf. II, S. 186 ff.

2) Der Titel Frau war ursprünglich ein Vorzugsrecht der höchsten Kreise; noch Chr. Weise spricht in den „Drei Erznarren" 1672 von den Frauen von Adel neben Bürgermeisters- und Doktorsweibern. Dasselbe gilt von Fräulein. Diese Anrede stand von Haus aus nur Fürstentöchtern zu, dann eigneten sie sich die Adeligen an; noch Arndt

In anderen Fällen wird die vergröbernde Abschattung des Sinnes dadurch geschaffen, daß etwas als zu einfach und alltäglich erscheint und sich daher nicht als etwas Besonderes vor anderen Dingen heraushebt. Dies ist vor allem bei einer Anzahl von Adjektiven wahrzunehmen, deutschen wie fremdländischen: schlecht (= schlicht; vgl. schlecht und recht), gemein (= allgemein), gewöhnlich (= gewohnheitsmäßig), ordinär (der regelrechten Ordnung entsprechend); auch alt gehört hierher, insofern es nicht bloß den Gegensatz zu neu bildet, sondern gleichbedeutend mit böse, garstig gebraucht wird, z. B. in einem Briefe Eva Königs an Lessing 1770: „Daß das alte Wolfenbüttel auch just so aus dem Wege liegt.“

26. Seltener als die Herabsetzung des Gefühlswertes ist dessen Erhöhung. Zunächst hängt diese mit der bedeutenderen Rangstellung des betreffenden Gegenstandes zusammen. Der Minister (Diener) ist von Haus aus dem Magister (Meister) untergeben; aber der Diener eines Herrschers genießt naturgemäß ein höheres Ansehen als der Leiter einer Schule. Während der gewöhnliche Mensch ein Geschenk gibt, heißt es vom Fürsten er verleiht, und wo jener auf eine Einladung hin zur Tafel kommt, wird dieser in der Regel erscheinen. Der König setzt die Krone auf sein Haupt, der Bettler aber den Hut auf den Kopf[1]); es wäre daher ebenso verkehrt, wenn man sagen wollte: Christus neigte seinen Kopf und verschied, als: der Betrunkene stieß mit dem Haupte gegen die Mauer und fiel hin. Das Roß als Schlacht- und Streittier steht im Range über dem Pferde, d. h. dem Postgaul und Zugtiere, und wenn Schiller die Thekla bei der Nachricht von Max Piccolominis Tode äußern läßt: „Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde“, so hat er absichtlich das unedlere

---

gebraucht das Wort in dieser Einschränkung, Goethe verwendet es erst seit 1818 für Bürgerliche, Jean Paul seit 1820. Angeregt wurde dieser Gebrauch von Fräulein durch eine zu Neujahr 1794 erscheinende Flugschrift des Leipziger Rechtsanwalts und Verlagsbuchhändlers Baumgärtner, er ist also eine Folge der französischen Revolution.

1) Dagegen spricht man noch von Krauthäuptern.

Wort gewählt, um das gräßliche Ende des trefflichen Jünglings recht drastisch darzustellen.

Ähnlich verhält es sich mit den Fremdwörtern. So haben sich die Anstalten zur Bewirtung und Beherbergung der Menschen mit zunehmender Vornehmheit statt Herberge und Gasthof den Namen Hotel beigelegt; so erhebt sich der Sekretär über den Schreiber und der Bankier über den Geldwechsler. Doch kommt auch der umgekehrte Fall vor, daß der fremde Ausdruck niedriger bewertet wird als der heimische; z. B. steht Mode tiefer als Sitte, noble Passionen als edle Leidenschaften und Bande (= frz. bande, vgl. Räuberbande, Zigeunerbande) als Verein(igung).

Natürlich hat bei Eigennamen die Würde und das Ansehen des Trägers eine ebenso große Bedeutung. Jüdische Namen wie Silberstein, Veilchenfeld, Löwenthal erhalten leicht einen üblen Beigeschmack, den man mit nichtjüdischen wie von Riedesel oder von Breitenbauch trotz der unschönen Bedeutung des zweiten Bestandteils der Zusammensetzung nicht verbindet. Daher ist es verwerflich, wenn sich Schriftsteller umtaufen, um mehr Nimbus um sich zu verbreiten. Die Größe des Mannes hängt von seinen Leistungen und von seinem Charakter ab und nicht von seinem Namen.[1])

Manche Ausdrücke haben durch die Bibelsprache den Rost des Alters und durch das Bibelbuch den Charakter der Hoheit empfangen; so Abendmahl im Gegensatz zu Abendessen, Odem neben Atem, auferstehen neben aufstehen, auferwecken neben aufwecken. Vor allen Dingen aber hat die Poesie zur Hebung des Ranges einzelner Wörter beigetragen. Zunächst holt sie Ausdrücke der alten Literatur wieder hervor, die dem lebendigen Sprachgebrauche nicht mehr angehören; damit gibt sie zugleich dem Stile das Gepräge des Altertümlichen und erhebt ihn über das Alltägliche. So sind Recke und Degen aus dem mhd. Schrifttum, Elf und Halle durch Wielands

1) Immerhin ist es bedeutsam, daß Goethe den Vornamen Johann, den Faust in der Sage hatte, in Heinrich umänderte, wohl deshalb, weil jener zum Bedientennamen herabgesunken war.

Shakespeareübersetzung wieder eingebürgert worden. Ebenso haben mundartliche Bezeichnungen durch die Dichtung Ansehen erhalten: Gestade ist das süddeutsche und poetische, Ufer das norddeutsche und prosaische Wort. Dröhnen, düster, Schrein wurden noch zu Adelungs Zeit für der edleren und höheren Schreibart unwürdig erklärt, jetzt können sie sich in der besten Gesellschaft hören lassen. Daher wird es nicht befremden, daß oft lautlich einander ganz nahestehende Ausdrücke verschiedene Wertschätzung haben, z. B. Maid (= mhd. maget) und Magd, Mond und Monat, Leu und Löwe, dreuen und drohen, Demant und Diamant, gen und gegen.

Mitunter haftet der höhere Gefühlswert an einem Worte nur dann, wenn ein anderes damit durch Zusammensetzung verbunden ist. Fichtenbaum, Tannenbaum, Lindenbaum klingen poetischer und vornehmer als Fichte, Tanne, Linde. Doch Hochmut und Leichtsinn werden geringer geschätzt als Mut und Sinn, hoher Mut und leichter Sinn. Öfter kommt uns das einfache Wort herzlicher vor als das durch einen Zusatz erweiterte. Mit Recht sagt Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie: „Mutter ist süß, aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Zitronensaft; der herbe Titel zieht das ganz der Empfindung sich öffnende Herz wieder zusammen.“ Anderseits ist die Anrede: geehrter Herr formeller als geehrter Herr Rothe und der Anruf Fräulein nicht so herzlich als Fräulein Rosa!

In Zeiten nationaler Erhebung wird das gut deutsche Wort meist höher geschätzt als das fremde; seit 1870 ist dies deutlich zu beobachten. Der Rival hat jetzt dem Nebenbuhler Platz gemacht, trotz des „fatalen Tones“, den Friedrich der Große in diesem Worte fand (vgl. Kluges Zeitschr. f. d. Wortforsch. I, S. 207). Vor vierzig Jahren gab es noch Schneidermamsellen; jetzt redet man jede Kellnerin mit Fräulein an, wofür die Bürgerstochter freilich zum gnädigen Fräulein aufgerückt ist. Wo ist das Parapluie geblieben, das doch auch einmal fein war? Wer amüsiert sich noch? fast nur der große Haufe. Der Höherstehende hat schon längst wieder

angefangen, sich zu vergnügen.[1]) Auch sind die Zeiten vorüber, wo man noch Deroute für Niederlage oder Arrieregarde für Nachhut sagte. Haben sich doch selbst deutsche Ausdrücke wie Schlappe (eigentlich Ohrfeige) und Nachtrab in der Schriftsprache eingebürgert, obwohl noch Lessing jenen als unfein rügt und diesen für zu pferdemäßig hält und daher durch Nachtrupp ersetzt wissen will. Daneben gibt es auch heimische Bezeichnungen, die ihren größeren Gefühlswert gegenüber den Fremdlingen, wenigstens in der Schriftsprache, fast immer festgehalten haben. Die Noblesse reicht nicht an den Adel, der Chef nicht an das Oberhaupt, der Literat nicht an den Schriftsteller heran; Verzeihung, Unglück, Schaumwein stehen über Pardon, Malheur und Champagner.

Endlich machen Redensarten häufig einen feierlicheren Eindruck als einfache Zeitwörter, wohl schon deshalb, weil sie gewichtiger sind. Einen Freund besucht man, einem Vorgesetzten stattet man einen Besuch ab oder macht ihm einen Besuch; ebenso unterscheidet sich bei guten Stilisten das einfache verzichten von Verzicht leisten, was förmlicher, womöglich vor Gericht gemacht wird, und vorbringen von zum Vortrag bringen.

Es kann darum nicht zweifelhaft sein, daß der geringere oder höhere Gefühlswert der Wörter meist nicht von diesen selbst, sondern von den Menschen, die sie gebrauchen, und von ihren beständig wechselnden Anschauungen abhängig ist; denn, um mit dem Unartig Teutschen Sprachverderber (1643) zu reden: „Wie die Zeiten sind, so sind die Wort.“

Eure Rede sei allezeit lieblich.
Luther (Kolosser 4, 6).

8. Glimpfwörter (Euphemismen).

27. Drei Punkte sind es, die auf die Milderung des Ausdrucks hauptsächlich Einfluß haben: der Bildungsgrad des Sprechenden oder Schreibenden, die Anschauungen der

---

1) Vgl. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten S. 119.

Nachbarvölker und der dadurch oft mitbestimmte Zeitgeschmack. Was den gewöhnlichen Mann entzückt, das hält der Gebildete nicht selten für unfein; woran der Deutsche Gefallen findet, das läßt den nach schöner Form verlangenden Franzosen oft kalt, und was im Zeitalter der Staufer dem Geschmacke des Volkes entsprach, ward in dem der Reformation als unschön verworfen. Als das Rittertum blühte, stand unser Land unter französischem Einflusse, als das Handwerk erstarkte, machte man sich mehr davon frei und pflegte die deutsche Art, d. h., um mit Berthold Auerbach zu reden, Mensch und Sprache wurden wieder ehrlich grob, wollten nichts von Schönfärberei wissen, hingen dem Laster kein interessantes Mäntelchen um. Es gibt allerdings Gebiete, die zu allen Zeiten dem Euphemismus großen Vorschub geleistet haben, z. B. das religiöse; denn abergläubische Scheu hat immer die Gemüter in höherem oder geringerem Maße beherrscht. Daneben finden sich aber auch andere, auf denen die einzelnen Zeitalter stark voneinander abweichen. Je einfacher und biederer, naiver und harmloser ein Volk ist, um so weniger fühlt es sich zu sprachlichen Beschönigungen veranlaßt, je schwelgerischer und verschwenderischer es lebt, je listiger und berechnender es handelt, um so mehr wird es geneigt sein, geheimes Tun und Treiben zu verbergen und im sprachlichen Ausdruck schön zu färben. Dem Reinen ist alles rein, der von der Überkultur Angekränkelte dagegen empfindet es unangenehm, mit offenen, unverhüllten Worten zu hören, was er im Verborgenen begeht. In älterer Zeit nahmen die Römer keinen Anstoß daran, wenn Redner Ausdrücke gebrauchten wie der Staat sei durch den Tod Scipios kastriert worden (vgl. Cic. d. or. III, 164), in einer Zeit aber, wo die Sittenreinheit viel tiefer stand, zog man gegen solche Geradheit zu Felde und rühmte sich, mit versteckten Worten (tectis verbis) über Dinge zu schreiben, die die Stoiker unbemäntelt ausgesprochen hätten (vgl. Cic. ad fam. IX, 22). Derselbe Gegensatz besteht zwischen der ahd. und der mhd. Zeit. Dort hält man nicht mit seinem Gefühl hinter dem Berge, sondern sagt schlicht und ehrlich, was man denkt und empfindet, hier will

man zeigen, daß man die Schule der Franzosen nicht ohne Erfolg durchgemacht hat. Während noch Heinrich von Veldeke in seiner Eneit die Helden unter der Macht heftiger Liebe schwitzen läßt, suchen Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue u. a. mittelhochdeutsche Dichter derartige Ausdrücke sorgfältig zu vermeiden, ja sie bezeichnen es geradezu als Pflicht des gebildeten Mannes, alles Anstößige aus seiner Rede zu entfernen.[1]) Aber schon bevor mit Kaiser Maximilian das Rittertum völlig erstarb, war unser Volk seiner früheren Gewohnheit wieder treu geworden. Daher darf es uns nicht wundernehmen, wenn wir in Luthers[2]) Tischreden und Briefen, in Fischarts Schriften und vollends in Hans Sachsens Fastnachtspielen viele Redensarten und Ausdrücke finden, die wir jetzt nicht für salonfähig halten. Auch noch in späterer Zeit hat es sogar unter hochstehenden Persönlichkeiten nicht an solchen gefehlt, die kein Blatt vor den Mund nahmen, z. B. schreibt die Herzogin Maria Anna Christina von Bayern einmal: „Neulich habe ich ein wenig vihl geessen gehabt, so hab ich einmahl zimlich gespiben.“ Das Gegenstück dazu bildet der Geschmack der empfindsamen Preziösen-[3]) und Rokokozeit, wo man in Frankreich und in anderen Ländern, die seinem Vorgange folgten, die „übertünchte Höflichkeit“ so weit trieb, daß man selbst die unanstößigsten Ausdrücke verpönte, weil sie nicht fein genug klangen, und für verheiraten und tanzen die breitspurigen Redensarten donner dans l'amour permis und tracer des chiffres d'amour gebrauchte, ja wo nach Herders An-

1) Z. B. sagt Gottfried von Straßburg im Tristan V. 7946 ff.: „In edelen ôren lûtet baz ein wort, daz schône gezimt, dan daz man ûz der bühsen nimt. Als verre als ichz bedenken kan, sô sol ich mich bewarn daran, daz ich iu niemer wort gesage, daz iuwern ôren missehage und iuwern herzen widerstê; ich spriche ouch deste minner ê von ieglîcher sache, ê ich iu daz maere mache unlîdec und unsenfte bî mit rede, diu niht des hoves sî.“

2) Vgl. z. B. Grimms Wörterbuch III, S. 1466 unter feisten.

3) Précieuses, d. h. feine, geistreiche Damen nannten sich die weiblichen Mitglieder des Kreises, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bei der Marquise de Rambouillet zu Paris verkehrte.

gabe eine Großtante höflich zu sprechen glaubte, wenn sie sich vernehmen ließ: „meine Füße, mit Respekt zu sagen.“[1]) Angesichts solcher Tatsachen kommt Jakob Grimm in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch (S. XXXII) zu dem Urteile: „Wie sticht doch die unleugbare, man könnte sagen, keusche Derbheit der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts ab von der französischen Schlüpfrigkeit, von der zimperlichen Art unserer heutigen feinen Welt, die sich z. B. scheut, Ausdrücke wie Durchfall in den Mund zu nehmen, und dafür das Fremdwort Diarrhöe gebraucht, unter welchem der Grieche genau das verstand, was jenes deutsche Wort besagt!“

28. So viel ist jedenfalls klar, daß die Wörter keine Schuld daran haben, wenn man sie in den Bann tut und befehdet. Es kommt meist bloß auf die Beschaffenheit und den Bildungsgrad der Menschen an, die sie verwenden; ja oft werden dieselben Ausdrücke je nach der Beziehung, in die man sie bringt, selbst in den feinsten Kreisen bald gebraucht, bald gemieden. Was in bezug auf Menschen verpönt ist, erlaubt man ohne Bedenken, wenn es sich um andere Erscheinnngen der sichtbaren Welt handelt; z. B. scheut sich niemand von Windhosen und Wasserhosen zu reden, während das einfache Wort Hose schon seit zwei Jahrhunderten in die Acht erklärt worden ist. Da aber mit dem Ausdrucke nicht auch der Gegenstand aus der Welt geschafft werden konnte, so mußte man auf Ersatz bedacht sein. Die einen nahmen dafür Fremdwörter wie Modesten und Inexpressibles, die anderen deutsche Bezeichnungen wie Beinkleider und Unaussprechliche, was J. Grimm mit den Worten zurückweist: „Die ehrliche, uralte Hose unaussprechlich zu finden ist überaus albern.“ Und ähnlich steht es mit anderen Ausdrücken. Vom Speien, Schwitzen und Schwängern des Menschen will niemand in

1) In dem Buche des sächsischen Hofnarren Kyau „Elysäische Felder“ (1735) S. 98 lesen wir: „Es gibt Leute, welche die Worte salva venia oder mit Respekt zu sagen gar fleißig gebrauchen, wenn sie von Zehen, Füßen, Beinen, Schenkeln, Nägeln, Nase oder Zähnen reden.“

vornehmer Gesellschaft etwas hören, weil man sich gewöhnt hat, dafür zu sagen: sich übergeben, transpirieren, in die Lage bringen, wohl aber darf man ruhig von feuerspeienden Bergen, schwitzenden Wänden und ozongeschwängerter Waldluft reden, ohne zartbesaitete Gemüter zu beleidigen. Der Bauch, das Maul und vollends der After eines Menschen sind Dinge, die man im Salon nicht erwähnen darf; doch ist jedermann gestattet, den Bauch eines Gefäßes, das Löwenmaul und den Aftermieter zum Gegenstand seines Gesprächs zu machen. Dies ist um so mehr dann der Fall, wenn die Grundbedeutung verblaßt und der Ausdruck nicht mehr ganz durchsichtig ist wie bei Kujon von lat. culleus[1]) oder bei den französischen Formen culotte, reculer, culbuter, von denen Weber im Demokrit sagt: „Der Name des solidesten Teiles unseres Körpers, des Türhüters und Zimmerreinigers, erscheint in jeder guten Gesellschaft des feineren Nachbars nichts weniger als incognito und ohne das mindeste Ärgernis mit seinem eigenen werten Namen (cul); wir Deutschen müssen zu Metaphern und Umschreibungen unsere Zuflucht nehmen und nennen ihn höchstens beim Leder der Bergleute. Obwohl wir weit mehr sitzen als die luftigen Franzmänner, ihn mithin weit mehr gebrauchen, so erröten wir doch beim bloßen Namen der ehrlichen Haut und ihrer so schönen Rundung, die nur Wüstlinge so recht zu schätzen wissen." Aber was sollen wir dazu sagen, daß Heinrich Heine den Allerwertesten als den Körperteil bezeichnet hat, wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu führen? Kann dem gegenüber sein Ausspruch noch aufrecht erhalten werden, daß die Deutschen keinen Geschmack besitzen, weil sie keinen Euphemismus haben?

1) Dieses Wort ist mit der verstärkenden Endung -on gebildet und hat ähnliche metaphorische Bedeutung erhalten wie bei uns Schlappschwanz oder Lappsack. Auch gewisse den tierischen Organismus betreffende Dinge nennen wir ruhig, weil der ursprüngliche Sinn nicht mehr klar erkennbar ist, z. B. Hundsfott (cunnus canis), Bibergeil (= Biberhode), Bovist (nd. pôvist = bayer. Pfauenfist oder = Bubenfist).

Die Beweggründe nun, aus denen man in der Sprache manches verhüllt, sind teils Zartheit der Empfindung, teils Rücksicht auf andere, teils Ehrfurcht und heilige Scheu vor der Entweihung erhabener Dinge durch unnützen Gebrauch. Mitunter behauptet sich ein einzelner Ausdruck jahrhundertelang, mitunter wird er auch in ganz kurzer Zeit verbraucht. Denn der Euphemismus ist der größte Wortverwüster, den es gibt. Die neuen Ausdrücke klingen zunächst harmlos und wollen es sein. „Jetzt bemächtigt sich ihrer die Zote, treibt Mutwillen mit dem Doppelsinn, defloriert sie am Ende und macht sie ebenso anrüchig wie jene Wörter, die sie mit Ehren ersetzen sollten. Nun ist wieder die Prüderie an der Reihe, Neues muß erfunden, wieder ein jungfräuliches Wort auf den bedenklichen Posten geschoben werden, ein neues Opfer den losen Mäulern. Je zimperlicher ein Volk in solchen Dingen ist, um so mehr Wörter setzt es auf den index prohibitorum. In manchen Ländern, z. B. in England, dem klassischen Lande der Anständigkeit, kann sich der Fremde mit der Wahl seiner Ausdrücke gar nicht genug in acht nehmen."[1]) Machen wir uns das an ein paar Beispielen klar! Für die dem Körper auf verkehrtem Wege zugeführte Flüssigkeit haben die Franzosen nacheinander die Wörter clystère, lavement und remède verwendet, wenn sie es nicht vorzogen, zu der Redensart bouillon des deux soeurs ihre Zuflucht zu nehmen, in der sich die Bedeutung der „beiden Schwestern" mit Leichtigkeit aus der Wendung tomber sur ses deux soeurs (rücklings hinfallen) ergibt. Die beiden zuerst genannten Wörter sind jetzt aus der Umgangssprache geschwunden als Bezeichnungen für unliebsame Dinge. Man hat sie beiseite geschoben wie Gefäße, welche übelriechende Stoffe enthalten und daher selbst einen widerlichen Geruch angenommen haben. Von der Spülung (clystère) ist man zur Waschung (lavement) und schließlich zum Heilmittel (remède) übergegangen; jeder folgende Ausdruck zeigt etwas allgemeineren Sinn. Wir Deutschen gebrauchen mit

1) G. v. d. Gabelentz, Sprachwissenschaft Berlin 1895. S. 245.

Vorliebe Fremdwörter als Ersatzstücke. An Stelle des Aborts oder (geheimen) Gemachs sind besonders Retirade, Toilette, Klosett, Appartement und Lokus üblich; nur der Volkswitz hat sich deutsche Namen wie Drahtmühle, Hofgericht, Befreiungshalle und ahd. sprâchhûs (Sprachhaus) geschaffen.

Daneben verwenden wir aber auch heimische Ausdrücke, bei denen ein Fehler durch Verneinung einer Tugend angedeutet wird: Unliebenswürdig klingt uns feiner als grob, unschön als häßlich, unsanft als derb, im Erzgebirge sagt man mild verneinend unganz, bei Heine findet sich in gleicher Weise negiert unjung. In gleicher Weise treten unwohl und unpäßlich für krank, Unflat und Unrat für Kot oder Dreck, Untugend für Laster ein; nichts bei sich behalten heißt so viel als sich erbrechen[1]), Unsieg (z. B. in Uhlands Ludwig dem Bayer) so viel als Niederlage. Auch ganz allgemeine, farblose Wörter werden gewählt, um solche mit bestimmterer Bedeutung zu ersetzen. Dies gilt unter anderen von etwas machen (cacare), früher auch tun, z. B. in der Wendung: „Es ist ein loser Vogel, der in sein eignes Nest tut", ferner von schänden (d. h. Schande machen), mißbrauchen und entehren, oder von sich in anderen Umständen befinden; vielfach sagt man auch das Wetter ändert sich für es wird schlechtes Wetter, ja in Pommern versteht man unter die andern die Schweine.[2])

29. Ein weiteres Hilfsmittel des Euphemismus ist der Gebrauch von Eigennamen, sei es Orts- oder Personennamen. Jene verwenden wir in verhüllenden Redensarten wie nach Speier appellieren, sich an das Reichskammergericht in Speier wenden (= speien), von Dummsdorf sein (= dumm sein)[3]), einen Schwarzburger (Floh) fangen, diese in den

1) Euphemistisch auch vomieren oder sich expektorieren genannt.

2) Vgl. auch sich alterieren (ärgern), das auf lat. alter zurückgeht.

3) Auch von Döse oder Dunen sein mit Anspielung an zwei bei Cuxhafen gelegene Orte; vgl. ferner niederl. von Domburg zyn, te Malleghem geboren zyn (mal = närrisch) u. a.

Wendungen Kotzebues Werke herausgeben (= kotzen, sich erbrechen), St. Ulrichen ein Kälbchen opfern oder den heiligen Ulrich anrufen (dasselbe), die schnelle Katharine haben (= Darmkatarrh haben, schon im Simplicissimus), mehr Glück haben als Ferdinand (= als Verstand). Bisweilen setzt man Wörter verschiedener Begriffssphären füreinander ein; namentlich deutet man mangelnden Verstand dadurch an, daß man Vorzüge des Gemüts erwähnt, z. B. für er ist dumm er ist ein guter Mensch; und wenn wir eine Schrulle als Steckenpferd ausgeben, so gebrauchen wir gleichfalls ein Wort, mit dem wir nach Goethes Angaben „einander mehr schmeicheln als verletzen". Oft muß man die erfinderische Kraft des Geistes im Aufsuchen bezeichnender Ersatzwörter bewundern; ich erinnere an die kleinen Offenherzigkeiten (Löcher im Kleide), die Rosengärten, wie noch gegenwärtig in größeren Städten sittlich anrüchige Gegenden zuweilen genannt werden, an Rosen lesen, Rosen brechen, in die Blumen gehen, wie man früher gern sagte, um die kühnste Tat der Liebenden zu verhüllen, die Fische füttern oder dem Meere seinen Tribut entrichten (von den üblen Folgen der Seekrankheit), einen Fuchs schießen (schon im Simplicissimus = sich übergeben), Goldmühle (Abort; vgl. mhd. goltgreber, Kanalräumer), Honig schneiden (den Abort ausräumen), Hänschen im Keller (ungeborenes Kind); hierher gehören auch die Mutter Erde küssen (prendre un billet de terre, vom Pferde abgeworfen werden), eine Jungfrau entblümen, guter Hoffnung sein, ihre Stunde ist noch nicht gekommen, Wasenmeister (Schinder), das Buch der Könige aufschlagen (Karte spielen), sich seitwärts in die Büsche schlagen, mhd. die beinerne Dreifaltigkeit (die drei Würfel). Im 16. Jahrhundert sagte man: Liebesleute spielen miteinander, bis aus zweien drei geworden sind; ein Orientreisender suchte nach seinem eigenen Berichte auf dem schmutzigen Nachtlager eines griechischen Bauernhauses die schwarzen Söhne der Nacht mit dem Blütenstaube Persiens zu verscheuchen; in der Nähe von Kissingen fand Viktor Hehn einst einen ideal geformten

griechischen Tempel, der nach seiner Angabe „zu einem durchaus heterogenen, aber den Kurgästen beim Trinken und Wandeln dringend willkommenen Zwecke" bestimmt war.

Ein bequemes Mittel, bedenkliche Wörter unschädlich zu machen, ist auch die Andeutung durch eine Zahl. So spricht Hans Sachs vom elften Finger des Mannes, und ein unglücklich verheirateter Ehegatte nennt seine Frau eine aus der siebenten Bitte (Herr, erlöse uns von dem Übel), ein anderer setzt sich auf seine vier Buchstaben, das heißt auf den Körperteil, der mit vier Buchstaben ausgedrückt wird, gleich wie die Römer einen Dieb (fur) als einen Menschen mit drei Buchstaben (homo trium litterarum) bezeichneten. Auch Zitate werden in dieser Weise gebraucht, z. B. Tobias 6, 3, wenn jemand gähnt, ohne die Hand vor den Mund zu halten. Wer diese Stelle nachschlägt, findet die Worte: „Herr, er will mich fressen!" Endlich ist es noch möglich, die gewünschte Wirkung durch die völlige Unterdrückung eines Wortes zu erzielen. Man setzt dann nur das zum Substantiv gehörige oder als Ersatz dafür dienende Pronomen, z. B. jemand eine (Ohrfeige) hineinhauen, einen (Wind) streichen lassen, einem eins (ein Auge) auswischen, es (das Gift) einem eintränken, es einem angetan haben (tun hier verhüllend wie in einen abtun), d. h. ihn bezaubert haben, es hinter den Ohren haben (ein dämonisches Wesen; vgl. den Schelm im Nacken haben), jemand etwas anhängen[1]), abgeben oder etwas malen, pfeifen, husten, niesen, deren wenig feiner Sinn deutlicher wird durch die verwandten Redensarten: „Du kannst dir etwas auf Löschpapier malen lassen" und „Ich will dir etwas backen zwischen Hemd und Hacken". Bei schriftlicher Aufzeichnung hilft man sich auch mit Punkten, um die Zahl der unterdrückten Buchstaben anzudeuten.

1) Ursprünglich wohl eine Schandflasche, wie sie klatschsüchtigen Weibern noch im 18. Jahrhundert zur Strafe an den Hals gehangen wurde, ebenso wie in Italien (vgl. it. appiccar il fiasco ad alcuno, woraus sich der Sinn von fiasco [Flasche =] Mißerfolg entwickelt hat). Vgl. mhd. lasterblech und nhd. Klemperlein im D. W. V, S. 1143.

30. Aus unseren bisherigen Erörterungen läßt sich deutlich erkennen, daß der Euphemismus besonders beliebt ist, wenn es sich handelt um gewisse Körperteile und deren Bekleidung, verschiedene natürliche Verrichtungen, Krankheiten und Gebrechen mancher Art, unedle Neigungen und Leidenschaften, denen man sich hingibt, sowie Strafen, die man verhängt und durch einen schönen Namen überzuckert. Gleich den sittlichen kommen auch geistige Mängel wie Dummheit und Torheit in Betracht, deren geziehen zu werden für eine Schande gilt; ebenso liefert das religiöse Gebiet eine große Zahl von Beispielen, denn Aberglaube und Scheu vor der Entweihung des Heiligen hat zu allen Zeiten bestanden. Durchmustern wir nun die einzelnen Gebiete und geben Belege für die in Rede stehende Erscheinung!

Auf intellektuellem Gebiete benutzt man zur Verhüllung zunächst Fremdwörter wie Simpel (vgl. lat. simplex, einfach), Hospes (besonders in Westdeutschland, eigentlich Gastfreund, in Studentenkreisen zunächst zur Bezeichnung des Hauswirts gebraucht, so 1746 in Göttingen), stupid (= lat. stupidus, staunend), naiv (frz. naif aus lat. nativus, natürlich, ungekünstelt), Kretin (frz. crétin = christianus, christlich, fromm), Idiot (griech. = Privatmann im Gegensatz zu den Männern, die öffentliche Staatsämter bekleideten). Aber ebensooft werden deutsche Bezeichnungen aus dem sittlichen Gebiet als Ersatzwörter gewählt. So nennen wir einen beschränkten Menschen wohl einen guten Kerl, wie die Franzosen bonhomme, oder wir heben die faltenlose Einfachheit seines Gemüts hervor und bezeichnen ihn als einfältig, oder wir betonen die unverdorbene, kindliche Art des Herzens mit Ausdrücken wie harmlos und unschuldig. Ebenso wird albern (= ahd. alawâri, ganz wahrhaftig, ganz aufrichtig) gebraucht; denn Offenheit und Ehrlichkeit werden von vielen Menschen niedriger bewertet als Pfiffigkeit und Klugheit.[1]) Auch der Volkswitz ist auf diesem Gebiete sehr fruchtbar; er erklärt einen, der mit dem Verstand

1) Vgl. griech. euēthēs, wohlgesittet = dumm, frz. saint innocent, span. candido, aufrichtig = dumm, engl. silly, selig = dumm.

zu kurz gekommen ist, für des lieben Gottes Reitpferd (la bête du bon Dieu) oder sagt von ihm, er habe das Pulver nicht erfunden, gehöre zu denen, die nicht alle werden, habe mehr Glück als Ferdinand (= Verstand), habe Bohnen gegessen oder Tinte getrunken, habe ein Brett vor dem Kopfe wie der Ochse, wenn er als Zugtier benutzt wird usw.

Ebenso reich an Euphemismen ist das sittliche Gebiet. Einen Knauser bezeichnen wir zuweilen als sparsam, einen Verschwender als freigebig, einen unritterlichen als biedere, gerade, ehrliche Natur, einen Betrüger als schlauen Kopf oder Glücksverbesserer (vgl. corriger la fortune in Lessings Minna von Barnhelm). Schöner als stehlen klingen die Wendungen lange Finger machen, etwas mitgehen heißen, etwas zu sich nehmen, eine um sich greifende Tätigkeit entwickeln, auf dem Kartoffelacker botanisieren (Kartoffeln stehlen); ebenso zart drückt sich Schiller in Wallensteins Lager (5) aus, wenn er von dem Diebesgesindel der Holkischen Jäger sagt: „Die silbernen Tressen holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen." Einen mißratenen Jungen nennen wir wohl ein sauberes Bürschchen oder ein nettes Früchtchen, eine Frau, die berufsmäßig uneheliche Kinder durch schlechte Nahrung einem allmählichen Ende zuführt, eine Engelmacherin, ein sittlich gesunkenes Mädchen bezeichnen wir mit den Fremdwörtern Hetäre, Maitresse, Dame der Demimonde oder mit den deutschen Ausdrücken Metze (= Mechthild), Freudenmädchen, Mitschwester (Studentensprache des 18. Jahrh.), ihren wenig beneidenswerten Aufenthaltsort als Bordell, Seelenlazarett (18. Jahrh.), Puppenstube, öffentliches Haus, Freudenhaus, Weinstube, Absteigequartier usw. Besonders zahlreich sind die beschönigenden Ausdrücke für die Betrunkenheit, kein Wunder bei einem Volke, das dem Biergenuß in so hohem Grade ergeben ist. Da hat dieser schief oder schwer geladen, jener sich benebelt, berauscht, angesäuselt, der eine hat zu tief ins Glas hinein geschaut, des Guten zu viel getan oder ein Glas über den Durst getrunken, der andere hat

einen Affen, Spitz, Stich, Schuß, Haarbeutel, etwas in der Krone oder im Kopfe, der dritte sieht den Himmel für eine Baßgeige an usf. In diesem Zustande muß jeder gewärtig sein, daß er an die Luft gesetzt wird oder daß man ihm einen Stuhl vor die Tür setzt, wenn seiner nicht noch andere Strafen harren, als da sind Züchtigungen aller Art, z. B. Schläge auf die Backe oder an den Kopf, die man oft mit wohlschmeckenden Früchten benennt wie Dachteln (= Datteln), Kopfnüsse (vgl. Nuß, Schlag), Ohrfeigen (vgl. ndl. oorveeg, Ohrstreich und unser fegen), Pflaumen und Kirschen (elsäss.), Maulbirnen (holl.), Bratbirnen (nd.), Butzenbirnen (d. h. Birnen mit dem Butzen), Knallschoten, Rettiche. Wer die Oberhand behalten hat, der will Schläge ausgeteilt haben, also wie freiwillige Gaben oder wie eine Siegesbeute; wer sich aus dem Kampfe zurückzieht, hat sein Teil weg, nämlich bei der Austeilung der Geschenke, er muß die Schläge einstecken, ist gehörig ausgezahlt. Auch dachte man häufig dabei an ein Gericht, das dem Betreffenden vorgesetzt wurde; daher eine Tracht (eig. was bei Tafel aufgetragen wird) Prügel, trockenes Futter, Stockfisch ohne Butter, die Rute zu schmecken bekommen. Eine andere Auffassung finden wir bei folgenden Ausdrücken vertreten: Dem unartigen Knaben werden die Backen mit Fünffingerkraut gesalbt oder rote Nelken auf die Backen gepflanzt[1]), die Sträflinge empfangen, wenn sie nach „Nummer Sicher" kommen, den Willkommen, die Kinder geben beim Abschied von Altersgenossen diesen den Letzten (= die Letze, das Abschiedsmahl). Namentlich haben die einzelnen Handwerker Stoff zu reicher Abwechselung im Ausdruck geboten: der Schuhmacher versohlt das Leder, der Koch versalzt die Suppe, der Stiefelputzer wichst (d. h. überzieht mit Wachs), der Gerber walkt oder gerbt das Fell, der Kaufmann zählt auf, der Schneider flickt etwas am Zeuge oder bügelt die Fassade glatt, der Musiker paukt durch, der Tagelöhner drischt auf

1) Vgl. giroflée à cinq feuilles, fünfblättrige Levkoje.

jemand los, der Tischler vermöbelt, der Holzarbeiter verkeilt oder holzt, der Maler streicht den Rücken mit einem hagebuchenen Pinsel blau an, der Hausdiener fegt oder wischt (gibt einen Wischer); ebenso sagt man vom Geistlichen, daß er einen abgekanzelt oder ihm die Leviten gehörig liest, von einem Gerichtsdiener, daß er dem Verbrecher 25 Paragraphen mit dem schlehdornenen Gesetzgeber aufnötigt oder ihn mit ungebrannter Asche einreibt. Besser sind die daran, denen heimgeleuchtet, der Marsch geblasen oder etwas aufgemutzt wird (=aufgeputzt, herausgestrichen; vgl. auch heruntergeputzt werden).

31. Sehr geschäftig war die Phantasie auch, um neue Ausdrücke für Folter und Hinrichtung zu erfinden. Die Tortur hieß früher allgemein die scharfe Frage, und Lichtenberg nennt sie scherzhaft die geschärfte sokratische Methode; bei der Folterung wurde empfohlen, den Sträfling gut geigen zu lehren oder beichten zu lassen, den Scharfrichter nennt Luther Meister Hans, andere Hämmerling oder Meister Hämmerlein. Der zum Tode am Galgen Bestimmte wurde trocken geschoren, bekam eine hänfene Halsbinde oder ritt ein hänfenes Pferd, lernte fliegen oder sah durch einen Ring, ritt auf einem dürren Baum oder wurde zum Klöppel an der Feldglocke, weil er sich nicht vor dem dreibeinigen Tier (Galgen) gehütet hatte. Ebenso groß ist die Zahl derer, die mit dem kalten Eisen (Schwert) oder dem Morgenstern getötet werden, die über die Klinge springen, um die Ecke gebracht oder einfach abgetan werden. Zu ihnen gesellen sich andere, denen ein welsches Süppchen gekocht oder ein Pülverchen in die Suppe gerührt wird.

Auch manche Krankheiten erfreuen sich beschönigender Namen. Der gefürchtete Krebs wird bezeichnet als Neubildung, die Fußgicht als Zipperlein, die Fallsucht als böses Wesen, die Syphilis oder Lustseuche im Nd. als Unbenömt, d. h. Namenlos; und wenn wir im Simplicissimus lesen: Da bekam ich die lieben Franzosen mit wohlgeneigter Gunst, oder bei

Hans Sachs in den Fastnachtspielen: Ich kriege auch mit den Franzosen, so liegt darin eine Anspielung auf dieselbe Krankheit versteckt, die am Ende des 15. Jahrhunderts im französischen Heere weit verbreitet war. Häufig erfolgen Androhungen schlimmer Übel mit verhüllender Ausdrucksweise. Der unchristliche Wunsch, daß dich das Mäuslein beiß'! bedeutet eigentlich: Daß du den Aussatz bekommen möchtest! Denn dieser heißt mhd. misel (-suht), woraus nhd. Meisel werden konnte. Wenn wir ferner sagen: Daß dich die schwere Not oder die Krankheit! (Kränke, Kränkte), so drohen wir jemand die Fallsucht oder die Pest an, und mit den Worten: Daß du die Motten kriegest! die Blattern, die auf den Wangen ähnliche Spuren hinterlassen wie jene Tiere auf den Kleidern. Auch Verwünschungen wie: Wenn du doch wärst, wo der Pfeffer wächst! sind ziemlich schwer. Denn in Cayenne, dem Pfefferlande, sterben infolge des ungesunden Klimas viele Menschen.

Damit sind wir schon bei den Redensarten angekommen, die mit dem Tode in Zusammenhang stehen. Was sich hier an Euphemismen findet, ist durch den abergläubischen Sinn veranlaßt worden, der seit alters Tausende beherrscht. Bekannt sind Dichterstellen wie: So muß er statt deiner erblassen (Bürgschaft), so muß der Freund mir erbleichen (ebenda), tröstet ihr mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet (Tell), der nächste Neumond endet deine Furcht (denn dann ist deine Feindin getötet, die die „ewige Freiheit erwartet"; Maria Stuart), er hat schon manchen hinweggesungen (Kantor Tamm im 70. Geburtstag von Voß). In der Umgangssprache aber wird der Tod bezeichnet als Heimgang oder Hinscheiden, ein gestorbener Mensch ist ins Jenseits, in jene Welt, in Abrahams Schoß gegangen, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit, in die Wohnungen des Friedens gekommen, zu seinen Vätern versammelt worden; er hat ausgehaucht, ausgelitten, ausgerungen, überwunden, überstanden, vollendet, ist nicht mehr (unter den Lebenden); durch den Tod wird er uns geraubt

oder entrissen. Neben diesen vielfach der Bibelsprache entstammenden Redensarten stehen solche, die griechisch-römischen Vorstellungen entspringen wie der Lebensfaden ist abgeschnitten, das Lebenslicht ist ausgeblasen, er ist entschlafen, entschlummert (Tod als Bruder des Schlafes). Auch auf diesem Gebiete hat man von den verschiedenen Berufsarten besondere Kunstausdrücke hergenommen: Der Matrose läuft in den Hafen ein, der Totengräber fährt in die Grube, der Beamte wird in eine andere Welt versetzt, der Anwalt tritt vor einen höheren Richter, der Gelehrte gibt den Geist auf, der Pfarrer segnet das Zeitliche, der Soldat bleibt auf dem Platze oder wird vermißt, der Wegelagerer wird aus dem Wege geräumt, der Reisende zieht die Reisestiefel an, der Gesandte wird abberufen. Das niedere Volk verfügt über derbere Ausdrücke wie abrutschen, absegeln, abkratzen, abfahren, in die Wicken gehen, flöten gehen[1]), dem tut kein Zahn mehr weh, nach ihm kräht kein Hahn mehr.

32. Abergläubische Scheu, die auf religiöser Grundlage ruht, zeigt sich oft dann, wenn es gilt, die unheildrohenden Mächte zu besänftigen. Wie die Griechen den Rachegöttinnen den begütigenden Namen der Wohlgesinnten (Eumeniden) verliehen und die Römer die niemand schonenden Schicksalsgöttinnen als Parzen (d. h. die Schonenden) bezeichneten, so haben auch wir für das Wort Teufel eine große Menge von Umschreibungen und überdies Verdrehungen. Denn sobald der Unhold seinen Namen aussprechen hört, erscheint er nach dem Volksglauben und holt die Seele des Redenden oder fügt diesem Schaden zu. So nennt man den verderbenbringenden Gesellen Meister Urian, den leibhaftigen Gottseibeiuns, den Henker (= Hinker, Hinkenden); ebenso verbirgt sich sein Name in den Verwünschungen: Geh zum Kuckuck! oder Hol dich

---

1) Über diese und ähnliche Ausdrücke vgl. meine Abhandlung in der Zeitschr. f. hochd. Mundarten Bd. III, S. 211 ff.

dieser oder jener![1]) Auch verstümmelt man Teufel bald zu Deiker oder Deixel, bald zu Tausend (potztausend). Das Wort Gott aber wird entweder unterdrückt wie in der häufig vorkommenden Abwehrformel: Behüte! (Gott), bewahre! (Gott) oder entstellt zu Potz (potzblitz), gleichwie sich Jesus gefallen lassen muß, zu jesses und jerum verunstaltet zu werden. Belehrend ist eine Mitteilung, die Rosegger in seiner „Waldheimat"[2]) macht: „In Erwägung, daß das Fluchen dem Älpler im Geblüte liegt, daß wir dieses Laster also unser Lebtag nicht lassen würden, empfahl uns der Pfarrer, die gottlosen Ausdrücke wenigstens in etwas umzumodeln und dadurch zu mildern. So sollten wir z. B. anstatt sakra (= Sakrament) sikra sagen, anstatt Teufel Teuxel, anstatt verflucht verflixt, anstatt verdammt verdangelt oder verdankt ausrufen[3]); und das Himmelherrgottkreuzdonnerwetter sollten wir ganz dem lieben Gott überlassen, da wir es ohnehin nicht zu handhaben wüßten. Die Fluchreformen sind richtig durchgeführt worden, und kein Mensch in Alpl wird heutzutage in einem gelinden Zorne noch das heilige Wort Kruzifix ausrufen sondern stets Kruzitürken oder Kruzidiaxel rufen; nur in Momenten höchster Wut greifen die Leutchen noch zu ihren wuchtigen Ausdrücken zurück."[4])

1) Schon in Grimmelshausens Simplicissimus heißt es: Ja, ja, sagte Springinsfeld, hole mich dieser oder jener, wenn du ein Fähnlein bekommst.

2) Kinderjahre, S. 337 f. Alpl ist Roseggers Heimatsort.

3) Vgl. Herr Gott von Danzig = Herr Gott, verdamme mich!

4) Zu beachten ist auch, daß der Turnvater Jahn Napoleon I. immer nur „Er" nannte, „um den Teufel nicht an die Wand zu malen". Dazu bemerkt Jahn, daß er damit dem Beispiel der Schäfer in wölfereichen Gegenden folge, die den Wolf auch nur mit Er bezeichneten.

Europens übertünchte Höflichkeit.
Seume.

9. Höflichkeitsbezeigungen.

33. Das Wohlgefallen an feinerem Benehmen ist, wie der Ausdruck „höflich“ sagt[1]), von den Höfen ausgegangen; dort müssen wir also auch die ersten Spuren höfischer Sitte suchen. Vorbildlich wirkte dabei für Deutschland besonders das Beispiel der römischen Cäsaren und später der Herrscher von Frankreich. Dies zeigt sich zunächst im Gebrauche des persönlichen Fürwortes zur Anrede. Von Haus aus war bei uns wie überall das einfache Du üblich. Da aber die römischen Kaiser seit Gordian (238—244) in offiziellen Erlassen die erste Person der Mehrzahl von sich, also von einem einzigen Menschen gebrauchten und sie bald darauf von ihrer Umgebung ehrfurchtsvoll mit der zweiten Person der Mehrzahl begrüßt wurden, so bürgerte sich diese Sitte allmählich auch am Hofe der Franken ein. Sobald sich daher Pipin und Karl der Große mit wir bezeichnet hatten, griff auch das Anredewort Ihr immer weiter um sich, wenn man sich an den Herrscher oder einen anderen Hochstehenden wendete. Während so im 8. und 9. Jahrhundert Ihr unter römischem Einfluß an die Seite von Du trat, gesellte sich bei Beginn des 17. Jahrhunderts infolge französischer Einwirkung ein Neuling dazu, das Pronomen der dritten Person in der Einzahl (Er), veranlaßt durch die häufige Verwendung von Monsieur und Madame, Herr und Frau. In dem nach dem Dreißigjährigen Kriege entstandenen Simplicissimus finden sich die Anredeformen mit Herr und mit Er noch nebeneinander, z. B. der Herr wird Ihm belieben wollen (= Sie werden belieben) und dieweil Er ein junger, frischer Soldat ist, will ich Ihm ein Fähnlein geben, wann Er will (= weil Sie sind, will ich Ihnen geben). Den letzten Schritt vom Singular (Er) zum Plural (Sie) der dritten Person tat man am Ende desselben Jahrhunderts. Ob dabei Anredeformen

---

1) Vgl. auch frz. courtoisie von courtois, höfisch und cour, Hof (= lat. cohortem von cohors, cohortis).

wie die in Bayern und Österreich gebrauchten Jhro Gnaden oder Euer Liebden usw. von wesentlicher Bedeutung gewesen sind, ist nicht sicher. Möglicherweise hat schon die Analogie des Übergangs von Du zu Jhr den Ausschlag gegeben. So hatte man denn bei Beginn des 18. Jahrhunderts vier verschiedene Pronomina zur Verfügung, um eine Person anzureden, die sämtlich bis auf den heutigen Tag geblieben sind, allerdings mit wesentlichen Unterschieden. Du hat sich überall behauptet, wo ungekünstelte Sprache des Herzens vorliegt, vor allem bei dem traulichen Verhältnis ganz nahestehender Menschen, tritt aber auch gelegentlich bei leidenschaftlicher Aufwallung des Zornes an die Stelle des zeremoniellen Sie. In manchen Gegenden Deutschlands wie in Tirol hat es sich unter dem Volke in fast ausschließlichem Gebrauch erhalten, in anderen, wie Bayern und Österreich, teilt es die Herrschaft mit den höflich verwendeten Dualformen ess und tess. Im Gegensatz dazu steht Sie, das man meist gebraucht, um jemand seine Hochachtung auszudrücken, also gegenüber Personen, die durch Rang, Stellung, Ansehen und Würde den Sprechenden überragen. Eine Mittelstellung nehmen Jhr und Er ein, haben aber beide viel von ihrem alten Nimbus eingebüßt. Wohl bewahrt die Sprache der Poesie jenes fast im ganzen Gebrauchsumfange des heutigen Sie, aber in der Umgangssprache ist davon nichts wahrzunehmen; wohl kann noch gegenwärtig ein gereizter Mensch seinen Diener barsch anlassen: Schere Er sich zum Teufel! aber es ist nicht mehr möglich, daß ein Herrscher, wie Friedrich der Große tat, seine höheren Zivil- und Militärbeamten mit Er anredet. Denn Er ist im Werte sogar unter Jhr herabgesunken.[1])

34. Wie mit den Fürwörtern verhält es sich auch mit anderen zur Anrede verwendeten Ausdrücken. In der ältesten Zeit begnügte man sich damit, hochstehende Personen mit Herr, Frau u. ä. zu begrüßen. Daher heißt es im

1) Die Formen Jhro und Dero, Derselbe, Hochderselbe, Höchstderselbe, Allerhöchstderselbe, die der Kanzleisprache entstammen, sind auch meist auf diese beschränkt geblieben.

gotischen Bibeltext des Evangeliums Johannis 19, 3 hails thiudan (Heil, Herr), und im Ahd. entsprechen die Worte heil hêrro. Später, namentlich seit Anfang des 14. Jahrhunderts, wurde das Wort Herr und dementsprechend Frau zum Ausdruck der Hochachtung verdoppelt. So reden Bürger von Magdeburg 1376 den Kaiser an: Herr, Herr Kaiser. Doch kommt um dieselbe Zeit auch die Begrüßung mit gnädiger Herr, gnädiger Fürst auf. Als Kaiser Heinrich VII. 1308 eine Abordnung von Straßburger Bürgern empfing, die ihre Freiheiten bestätigt haben wollten, war er ungehalten darüber, daß sie ihre Ansprache begonnen hatten: „Unsere Herren von Straßburg haben uns zu Euren Gnaden gesandt", und ließ sie daher ohne Antwort stehen. Als sie aber nach eingezogener Erkundigung begannen: „Gnädiger Fürst, Eure Bürger und Diener von Straßburg haben uns zu Euren Gnaden gesandt", fanden sie geneigtes Gehör. Wieder ein höherer Grad der Höflichkeit lag darin, daß der Ausdruck Gnade, der früher nur in einem obliquen Kasus gebraucht worden war, im 16. Jahrhundert auch als Vokativ und Nominativ verwendet wurde: Eure Gnaden. In derselben Weise verfuhr man dann mit anderen abstrakten Substantiven wie Majestät (von Karl V. eingeführt), Hoheit, Durchlaucht, Weisheit, Strenge usw. Bald rückte man auch die zum Anredewort gefügten Adjektiva in den Superlativ. Aus dem gnädigen Herrn wurde ein gnädigster, aus dem durchlauchten (= durchleuchteten) Fürsten ein durchlauchtigster. Im Nibelungenliede haben Könige und Königinnen das Beiwort wohlgeboren; es galt noch im 16. und 17. Jahrhundert so viel, daß es dem Kaiser und den höchsten Adelsgeschlechtern vorbehalten war; im 18. Jahrhundert verlor es aber derart am Ansehen, daß es bereits den Edelleuten zu wenig dünkte, da diese hochwohlgeboren sein wollten. Dazu kam Ende des 18. Jahrhunderts noch hochgeboren. Als daher Bodmer († 1783) das Nibelungenlied herausgab, änderte er das Attribut der Könige wohlgeboren in hochgeboren, aus Furcht, sonst bei hochstehenden Personen Anstoß zu erregen. Wie mannigfaltig und übertrieben aber die Titulaturen bei Beginn des 19. Jahr-

hunderts waren, ersieht man am besten daraus, daß man sich 1810 in Preußen veranlaßt sah, sie auf dem Verordnungswege zu vereinfachen. Königlich sollte dem Herrscher, hoch den Ministern, hochlöblich den Provinzialbehörden zukommen, hochwürdig den Bischöfen, wohllöblich den Stadträten größerer und hochedel denen kleinerer Städte.

Demnach ist es nicht zu verwundern, daß man schon frühzeitig daran gedacht hat, besondere Schriften abzufassen, aus denen man ersehen konnte, welche Titel jedem Stande zukamen. Zu den frühesten gehören Briefsteller wie der von Anton Sorg, der 1484 in Augsburg erschien, oder Komplimentierbüchlein wie das von P. Lucius 1648 veröffentlichte. Seitdem hat es an derartigen Hilfsmitteln nicht gefehlt[1]; aus ihnen kann man erfahren, wem die Anrede Exzellenz, Magnifizenz oder Eminenz gebührt, durch sie wird man belehrt, daß es feiner sei, zu sagen: Sind der Herr Hauptmann wohl? als: Ist der Herr Hauptmann wohl? Bei ihrem Studium aber kommt man auch zu der Überzeugung, daß die Deutschen in kleinlicher Titelsucht von jeher Großartiges geleistet haben und jedenfalls ihre Vorbilder auf dem Gebiete des guten Tones, die Franzosen, darin überbieten. Während z. B. in Frankreich jede Dame, auch die Gattin des Präsidenten der Republik, mit Madame angeredet wird, begnügt sich die deutsche Frau von Stande damit nicht, sondern sie will gnädige Frau sein oder verlangt, daß Titel und Stand ihres Mannes bei der Anrede zu dem Worte Frau hinzugesetzt werden, z. B. Frau Kommerzienrätin oder Frau Hofapotheker. Viel einfacher und natürlicher sind die Anreden, die das Volk verwendet. Wenn es z. B. einen Mann lieber Freund nennt, so will es damit nicht das eigentliche Verhältnis der Freundschaft bezeichnen, sondern eine bloße Höflichkeit, die den Charakter des Herzlichen an der Stirn trägt. Wörter wie Freund sind hier nur lebendigere und bestimmtere Fürwörter. Zuweilen haben sich solche Ausdrücke in

---

1) Vgl. z. B. Menantes, Die Manier, höflich und wohl zu reden und zu leben 1710, Fr. Ebhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen, 15. Aufl. Berlin 1900.

beschränkterem Gebrauche festgesetzt, z. B. Schwager als vertrauliche Anrede an Postillone, die schon in der Studentensprache des 18. Jahrhunderts bezeugt ist[1]), oder Frau Gevatterin, wie die Obsthändlerinnen in Halle seit derselben Zeit von den Musensöhnen genannt wurden. Auch sonst bewahrt die große Masse ihre alte Einfachheit und Natürlichkeit. Dies gilt namentlich von den Begrüßungsformeln zu bestimmten Tageszeiten (guten Morgen, guten Tag, guten Abend, gute Nacht) und von dem Abschiedsworte Lebe wohl, neben dem das bereits in mhd. Zeit eingebürgerte Fremdwort Adieu (à dieu) oder Ade leider noch immer fortbesteht. Manche Kreise haben ihre besonderen Ausdrücke, wie die Bergleute: Glück auf! die Radfahrer: All Heil! und die Turner: Gut Heil! Häufig kommt dabei der fromme Sinn des Volkes zur Geltung, z. B. in dem schönen oberdeutschen Gruße: Gelobt sei Jesus Christus![2]) oder Grüß Gott! (vgl. mhd. Gott minne euch!). Daß die Anrede an die Gottheit besonders herzlich ist, kann als selbstverständlich gelten, z. B. lieber Gott, gnädiger Heiland! Dabei kommt die gehobene Stimmung oft auch im Akzent zur Erscheinung. Während sonst bei uns das Gesetz beobachtet wird, daß in zusammengesetzten Wörtern der Hauptton auf dem ersten Bestandteile liegt (vgl. Allmacht), rückt ihn ein andächtig gestimmtes Gemüt in der Emphase gern auf den zweiten, z. B. bei: Allmächtiger Schöpfer, barmherziger Gott, allgütiger Vater.[3])

---

1) Vgl. Kluge, Die deutsche Studentensprache, S. 15 f. Doch liegt hier vermutlich volksetymologische Umdeutung aus Schwaiger (ahd. sweigari) Inhaber eines Viehhofs vor, das dann den Sinn von Aufseher und Lenker der darin enthaltenen Tiere, also auch Pferde erhielt. Beziehung zur Post bekundet der für ein Gebäude des Marienburger Ordensschlosses belegte Ausdruck „Postschweige“. (S. Monatschrift für höhere Schulen 1903. S. 590 f.)

2) Mit der Antwort: In Ewigkeit. Amen!

3) So sagt man auch bei der Beteuerung wahrháftig und bei der Begrüßung herzlich willkómmen, während es wáhrhaft und Willkommen heißt. Doch können bei dieser Tonverschiebung auch andere Gründe maßgebend sein; vgl. Wilmanns deutsche Grammatik I, S. 315 ff.

35. Hatten wir es bisher vorwiegend mit mündlichen Höflichkeitsbezeigungen zu tun, so gilt es nun noch der beim schriftlichen Gedankenaustausch, besonders im Briefverkehr üblichen kurz zu gedenken. Hier ist die Anrede zum Glück nicht mehr so zopfig und umständlich wie im 17. und 18. Jahrhundert. Unwillkürlich lächeln wir, wenn wir hören, daß Chr. Weise einen seiner Musterbriefe (1681) begonnen hat: „Edle, Hoch-, Ehr- und Tugendbegabte Frau Bürgermeisterin, an Mutters Statt hochgeehrte Frau Pate", oder wenn wir das Gesuch lesen, welches Goethe 1771 an die „Wohl- und Edelgeborene, Veste und Hochgelehrte, Fürsichtige, insbesondere Hochgebietende Herren Gerichtsschultheiß und Schöffen" seiner Vaterstadt Frankfurt richtete, um durch die Güte ihrer Wohl- und Edelgeboren Gestreng und Herrlichkeit unter die Zahl der Advokaten aufgenommen zu werden. Auch die Unterschrift hat im Laufe der Zeit manche Änderung erfahren; vor allem aber ist sie verschieden nach der Stellung der Schreibenden zueinander. Treu oder getreu, herzlich liebend u. a. derartige Ausdrücke sind nur bei nahestehenden Personen am Platze, ergeben, ergebenst, hochachtungsvoll, ehrerbietigst gehorsamst, untertänigst bei anderen je nach dem Grade der Hochachtung, den man ihnen bezeigen will. Und wie schon zur Zeit des Kaisers Tiberius die Selbsterniedrigung der Römer so weit ging, daß man sich meine Wenigkeit (mea parvitas, tenuitas, mediocritas) unterschrieb, bediente sich der deutsche Mönch Otfried von Weißenburg bei der Widmung seines Evangelienbuches an den Kaiser des Ausdrucks meine Niedrigkeit (ahd. nidirî); ebenso verwendete man seit dem 17. Jahrhundert gern die Worte Ihr Diener, Ihr gehorsamer oder ergebenster Diener, und Goethe schließt das oben erwähnte Schreiben mit der Versicherung, daß die solchergestalt ihm erwiesene hohe Gewogenheit und großgünstige, hohe Erlaubnis im lebhaftesten Andenken bei ihm bleiben und zur unaufhörlichen Erinnerung dienen solle als treugehorsamster Johann Wolfgang Goethe.

Doch nicht allein bei der Anrede und Unterschrift der Briefe tritt die Zeitrichtung hervor, sondern auch in ihrer sonstigen Form. Welche Unterwürfigkeit z. B. im 17. und 18. Jahrhundert beliebt war, zeigt die gesuchte und geschraubte Redeweise, der steife, gekünstelte und phrasenhafte Stil, den man damals oft schrieb. Kann es etwas Abgeschmackteres geben als die folgenden Worte, die ein Geistlicher an seinen Vorgesetzten richtete: „Seine Hochwürden und Magnifizenz werden sich vielleicht verwundern, wenn ich rauchendes Döchtlein mich erkühne, mit so geringer und schlechter Feder vor Dero Hocherlauchte Augen zu kommen", oder als folgende Einladung zum Gastmahle, die an einen vornehmen Herrn gerichtet worden ist: „Eure Exzellenz habe untertänig ersuchen wollen, mir die Gnade zu tun und in meiner geringen Behausung sich Hochgeneigt einzufinden und mit einer Suppe bei Dero untertänigem Diener vorlieb zu nehmen. Ich werde solche Gnade in aller Untertänigkeit erkennen und sie unendlich zu rühmen wissen, da ich mich sonsten Dero ferneren Gnade untertänig empfehle"? Dies ist auch die Zeit, in der man es für gut befand, im Briefstil das Subjekt ich zu unterdrücken und damit seiner Selbstachtung den Todesstoß zu geben.

Schnell reißt der Zorn uns fort,
Und aus empörtem Grunde
Drängt nach dem stolzen Munde
Sich grollend Wort um Wort.

Jul. Sturm.

10. Schimpfwörter.

36. Trotz des christlichen Gebotes: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!" hat zu allen Zeiten unter den Christen Zwist und Streit bestanden. Denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Nur zu leicht lassen wir uns zu leidenschaftlichen Worten oder Taten hinreißen, die wir hinterher bei ruhiger Überlegung oft bereuen. Namentlich dann greifen wir gern zu derben Ausdrücken, wenn

wir uns von jemand verletzt glauben, und dabei machen wir oft unserem Zorne durch Schimpfwörter Luft, die den Urheber der widerfahrenen Kränkung in den Augen anderer herabsetzen oder ihm wenigstens zum Bewußtsein bringen sollen, daß er nicht ungestraft gereizt hat. Meist dienen derartige Kraftausdrücke zur Einleitung einer Rede und bilden das Vorspiel des Wortgefechtes, nicht selten werden sie aber auch im Verlaufe der Auseinandersetzungen wiederholt, zuweilen sogar allein ausgestoßen. In diesem Falle verschaffen sie dem Übelgelaunten wenigstens den Trost, daß er nicht ganz stumm geblieben ist, sondern gleich einem kläffenden Hunde den Gegner angeknurrt hat.

Die Schimpfwörter werden den verschiedensten Gebieten entnommen, am häufigsten dem der Tierwelt.[1]) Doch treten dabei die fremden Tiere wie Löwe und Tiger, zumal sie der großen Masse wenig bekannt sind, vollständig hinter den heimischen zurück, und unter diesen wieder erscheinen am häufigsten diejenigen, die dem Menschen als Hausgenossen nahestehen, deren Eigenschaften er also am besten kennt. Eine Ausnahme bilden fast nur das Kamel und der Affe, von denen jenes wohl durch den studentischen Brauch in die Reihe der Schelten gekommen ist. Im übrigen finden wir den Ochsen, das Rind (auch in der Form Rindvieh), den Esel, das Schaf, den Gimpel als Vertreter der Dummheit, den Hund[2]) zur Kennzeichnung eines unterwürfigen, niedrig stehenden, das Schwein zur Charakterisierung eines schmutzigen, die Range (= brünstiges Schwein) zu der eines wilden Menschen. Ausschließlich den Frauen bleibt die Gans vorbehalten, deren Geschwätzigkeit übel-

1) Wie alt der Gebrauch solcher Tiernamen zu Schimpfwörtern ist, lehrt der 33. Titel der Lex Salica, in dem unter anderen die Wörter Fuchs (vulpecula) und Hase (lepus) als Schelten von Menschen unter Androhung empfindlicher Strafen verboten werden. Über andere altgermanische Schimpfwörter vgl. G. Freytag, Bilder aus d. deutsch. Vergangenh. I, S. 202 f., z. B.: „Du Strolch und Rossedieb, du fütterst am Abend Schweine, gibst den Hunden die Atzung" usw.

2) Vgl. Heines Lied: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund."

beleumundet ist; ebenso bildet der Name Drache ein Vorrecht des weiblichen Geschlechts. Vorwiegend Kindern gelten die Ausdrücke Lork (nd. = Lurch), Kröte und Krabbe.

Doch vielfach genügt es dem Sprechenden nicht, den bloßen Tiernamen vorzubringen, sondern er hält es für nötig, noch einen bedeutsamen Zusatz zu machen. Auf diese Weise entstehen Schimpfwörter wie Himmelhund, Neidhammel, Brummochse, Pomadenhengst, Furchthase, Böhnhase (= Bühnenhase, Dachhase, urspr. Katze, dann unzünftiger Schneider, weil dieser auf dem Boden seinem unerlaubten Gewerbe nachging), Teigaffe, Teigesel[1]), Schmutzfinke, Unglückswurm, dummes Schaf, frecher Dachs, dumme Gans, Schlafratz.

37. Zuweilen werden auch Ausdrücke für einen Teil des tierischen Körpers benutzt, wenn es gilt, das erregte Herz durch ein Kraftwort zu erleichtern. Man denke an Schafskopf, Schafsnase, Katzenkopf, Hundsfott (cunnus canis), Bärlatsch, Hasenfuß u. a.; aber auch menschliche Körperglieder müssen herhalten, um die Zahl der Schelten zu vermehren, namentlich verbunden mit einer tadelnden Eigenschaft, z. B. Memme (= weibliche Brust) Knickebein, Geizhals, Schreihals, Geizkragen (Kragen = Hals), Dickkopf, Kindskopf, Hungermagen, Hungerwanst, Dürrlender, Dummbart (Bart = Kinn, Gesicht), Milchbart, Knasterbart, Linktatsche, Schielauge, Großmaul, Balg (eigentlich Haut, vgl. lat. scortum), ebenso Schlappschwanz und Lappsack (vgl. Kujon = frz. coïon, von lat. culleus). Auch sonst wird die Leibesbeschaffenheit herangezogen, um jemand einen Hieb zu versetzen. Einen kleinen Menschen verhöhnt man als Knirps, Purps oder Pieps, einen großen als langen Laban[2]),

1) Ursprünglich Gebäck aus Teig. Vgl. auch Schlaraffe = Schlauraffe, mhd. slûraffe von slûren, slûdern, nachlässig arbeiten.

2) In dem 1672 erschienenen Satyrus Etymologicus heißt es: „Sind die Weiber lang, so nennt man sie ein langes Register, dazu des Mannes Stylus zu kurz ist. Ist der Mann lang, so heißt man ihn einen Philister, einen Roland, einen großen Giegak, einen Hunnen, einen Eichbaum, einen großen Cyriaks, einen Schlaps."

einen alten, klapprigen als **Knacks** (oder Knackser). Ebenso sticht man **Auffälligkeiten im Benehmen** auf und nennt einen ungeschliffenen und ungeschickten Menschen **Schlaps** (von schlappen) oder **Schlacks** (von nd. slak, schlaff), **Taps** (von tappen), **Fläz** (von sich vletzen, sich hinbreiten), einen sich sonst unfein Benehmenden **Rülps** oder **Runks** (urspr. von runzeligen Menschen; vgl. Runke, Runzel und runzeliges Weib): lauter Ausdrücke, die charakteristisch gebildet sind und namentlich durch ihre Einsilbigkeit und den Ausgang auf -s vor anderen hervorstechen.[1]) Ähnliche Bedeutung haben solche Wörter, die mit der Endung -el abgeleitet sind wie **Rekel** (von sich rekeln), **Schlingel** (älter nhd. Schlüngel von slingen, schleichen, wovon auch Schlange herkommt), **Trottel** (der immer in demselben Trott einhergeht), **Dämel** (verwandt mit dämmern), **Tölpel** (= Dörpel, dorfartig).

Wieder andere Scheltworte werden von der **Bekleidung** hergenommen, wie **Filz** (eigentlich Bauer in grobem Filzkleid), **Schwarzkittel**, **Schubjack** (= Schubb, d. h. Schab die Jacke, also mit schäbiger Jacke)[2]), **Dummhut**, **Rundhut**, **Spitzhut** (im Mittelalter Abzeichen der Juden, jetzt auf betrügerische Gesinnung übertragen; vgl. **Spitzbube**), **Bärenhäuter** (urspr. einer, der ein Bärenfell trägt), **Lump** oder **Lumpenkerl** (der sich in abgerissene Kleider hüllt), **Lümmel** (älter Lümpel, vielleicht von Lump abgeleitet), **Jammerlappen**, **Schmachtlappen**, **Blaustrumpf**[3]), **Halunke** (= böhmisch holomek, nackter Bettler von holy, nackt), **Schlumpe** (Weib, das in

---

1) In vielen Fällen liegt dieser Endung das lateinische Suffix -us zugrunde, das noch jetzt in der Studentensprache (vgl. Kluge S. 35 ff.) und in den Mundarten ziemlich verbreitet ist, auch bei deutschen Stämmen, z. B. in der Schweiz: **Luftikus**, **Liederlikus**, **Wichtikus**, **Nidikus** (neidischer Mensch), allgemein **Luftikus**, **Pfiffikus**, **Schwachmatikus** u. a.

2) Möglicherweise ist das Wort slawischen Ursprungs; vgl. russ. schubnjak, Schafpelz des gemeinen Mannes und betreffs der Endung nd. swienjak im Korrespondenzblatt f. nd. Sprachforschung IX, S. 85.

3) Zuerst bei Christian Weise 1701 belegt; vgl. Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. I, S. 74.

schmutzigen und schlecht sitzenden Kleidern umhergeht). In Thüringen redet man einen anderen als „närrischer Zwickel“ an, in Norddeutschland ein Kind als „Gere, Göre (= Zwickel)“, womit sich litauisch skwernas, Rockzipfel und Schelte für ein unartiges Kind vergleichen läßt.

38. Zahlreich sind ferner Schimpfwörter, die aus menschlichen Vornamen erwachsen. Doch schwankt dabei der Gebrauch in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes sehr; z. B. in Holstein stehen Asmus und Drütje (= Gertrud) in üblem Rufe, in Hessen Staches (= Eustachius) und Dommes (= Thomas), in Baden Theobald und Apollonia, die in Thüringen und Obersachsen alle ohne Makel sind; dafür hat man hier andere, z. B. Gottlieb und Beate in Mißkredit gebracht. In großen Teilen Deutschlands gelten Toffel oder Stoffel (= Christoph, Christophel), Hans (= Johannes), Peter, Poppel (mhd. poppe, von Poppo, der Koseform zu Bodobrecht), Trine (= Katharine) als Bezeichnungen für dumme Menschen, Barthel (= Bartholomäus) und Matz (= Matthes) für schmutzige, Rüpel (= Ruprecht, besonders durch die Shakespeareübersetzungen verbreitet) für ungeschlachte, Nickel (= Nikolaus) für ungezogene. Man spricht von einer Schwatzliese, Heulsuse, Drecklotte, von einem Prahlhans, Großhans, Faselhans, Lausewenzel (vgl. Lausbube).[1]) Dem französischen Jean Potage und dem englischen Jack Pudding entspricht ein deutscher Hans Wurst (bei Hans Sachs auch Wursthans), wobei ein jedes Volk mit seiner Lieblingsspeise geneckt wird, der Franzose mit der Suppe, der Engländer mit dem Pudding, der Deutsche mit der Wurst. Und wie der Amerikaner den Spottnamen Bruder Jonathan führt (zuerst von Washington für den Gouverneur von Connecticut, Jonathan Trumbull, verwendet), der Brite John Bull (nach der 1712 erschienenen Satire The History of John Bull von Arbuthnot, einem Freunde Swifts), so wird

1) Vgl. auch Dummrian (= dummer Jahn), Wühlhuber, Schwindelmeier (nach den weit verbreiteten Familiennamen Huber und Meier), Raufbold, Trunkenbold u. a. derartige Bildungen bei Wilmanns, Deutsche Gramm. II, S. 392 ff.

der Vertreter unserer Nation als der deutsche Michel bezeichnet, nachweisbar zuerst bei Sebastian Franck: ein rechter dummer Jahn, der deutsche Michel.

In geringerem Maße werden Volksnamen als Schimpfwörter gebraucht, z. B. Hottentotte, Kaffer (wenn man nicht vorzieht, dieses von hebr. kāfār, Dorf abzuleiten, also = Tölpel aufzufassen), Slowake (Taugenichts). Während des Dreißigjährigen Krieges sind aufgekommen Krabate (= Kroate, älter nhd. Kravate, wie der französische Name für die Halsbinde), Schwede, z. B. Postschwede, Türke, z. B. Kümmeltürke. Gleichfalls einer Anregung von außen verdanken ihre Entstehung Tolpatsch, ursprünglich Name einer ungarischen Soldatengattung, der dann offenbar an Tölpel angelehnt worden ist. (Vgl. Melac, Schimpfwort für große Hunde und rohe Menschen, wobei der grausame Verwüster der Pfalz Pate gestanden hat.)[1])

Daneben sind Standesbezeichnungen und Berufsarten vertreten wie Schneider für einen dünnen Menschen, Racker (urspr. Schinder und Kloakenfeger, von racken, Unrat zusammenfegen), Kesselflicker, Leimsieder, Schotenhüter. Mythologischen Ursprungs können sich Wörter rühmen wie Quälgeist, Plagegeist, Bösewicht (vgl. Wichtelmännchen und Wichtelzopf = Weichselzopf), ebenso Butz (mundartlich auch Butzemann, vermummte Schreckgestalt = mhd. butze, klopfender Kobold von bôzen, stoßen, schlagen), Würgel, umgedeutet aus Wärgel (vgl. thüringisch Warg, Ungetüm), Trulle (vgl. Troll).

39. Auch Gerätschaften, die der Mensch häufig in Gebrauch nimmt, kommen als Schimpfwörter vor, namentlich wenn sie sich in irgendeiner Hinsicht mit einem menschlichen Wesen vergleichen lassen. Hierher gehören[2]) Kratzbürste, Reibeisen, Hungerharke, Flederwisch, Quäleisen, Pinsel (Einfaltspinsel), Plaudertasche, Teekessel (von der Hohlheit), Trantiegel, Sauertopf, Quatschkübel, Tranpott, Schandfaß, Umstandskasten, Lügenbeutel, alte Schachtel, Freßsack,

1) Vgl. d. Zeitschr. für d. deutsch. Unterricht XII, S. 291 und 610.
2) Weiteres in meiner Abhandlung in der Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten V (1904), S. 1 ff.

Lügensack, Trödelsack, Bärmelsack (mhd. gîtsac, Geizsack; vgl. jedoch oben Lappsack), ferner Bengel (= Prügel von oberdeutsch bangen, stoßen, engl. bang, schlagen, prügeln), Flegel (= lat. flagellum; vgl. Dreschflegel), Knoten (= Knotenstock), Knebel (eigentlich Pflock), Stöpsel, Stift, lange Latte, Galgenstrick, Schnapphahn von dem Schießgewehr (ndl. snaphaan) auf die damit hantierenden Menschen übertragen wie Roßkamm.

Den Auswurf der Menschheit bezeichnen derbe Ausdrücke wie Aas (Rabenaas), Keib (= Aas, schwäbisch) und Luder (aus der Jägersprache, zunächst der als Lockspeise hingeworfene tierische Leichnam, dann auch auf Menschen übertragen, die wert sind, Bestien zum Fraße zu dienen), ferner Schuft (= nd. schûf ût, stoß aus) und Schurke (von ahd. scurgan, fortstoßen; vgl. schürgen und würgen, schurigeln).

Von abstrakten Begriffen leiten sich Schimpfwörter her wie Scheusal, langes Laster, Ungeschick, die zum Teil sogar das grammatische Geschlecht zugunsten des natürlichen umändern, z. B. der Unart, der Unband, der Hoffart. Ganze Gruppen von Menschen aber werden wegwerfend mit kollektiven Begriffen bezeichnet wie Bande, Sippschaft, Rotte, Gesellschaft, Gelichter, Pack, Clique (= frz. clique, eigentlich das Klatschen, dann die Personen, welche jemand beklatschen; vgl. claque), die auch zusammengesetzt werden (Schwefelbande, Lumpenpack) oder einen verstärkenden Zusatz erhalten (elende Sippschaft).

Die meisten Scheltworte führt natürlich der gemeine Mann im Munde, ja, nach Joh. Elias Schlegel ist es diesem eigentümlich, daß er im Zorn die Sprache mit neuen derartigen Wörtern bereichert. Sie sind ihm daher so geläufig, daß er sie geradezu als Beteuerungsformeln verwendet, z. B. Narr in Schwaben, so in Schillers Räubern II, 3: Narr! Einen Spaß muß ich dir doch erzählen, den ich angerichtet habe (vgl. Grimms Wörterbuch VII, S. 363). Infolge davon werden auch niedrig stehende Leute im Dialog des Dramas reichlich damit bedacht, namentlich im Lustspiel. In Lessings Jugendschöpfungen nehmen

selbst Gebildete kein Blatt vor den Mund und schimpfen weidlich darauf los. Besonders kommt das Wort Schurke ziemlich häufig vor, z. B. wird dies dem Diener im jungen Gelehrten so oft zugerufen, daß er sich schließlich einbildet, es sei sein Taufname. Dazu gesellen sich in den übrigen Jugendstücken Narr, Schlingel, Kerl, Pinsel, Grützkopf, Dummkopf, Stockfisch, Spitzbube, Rabenaas, Nickel, Quirl, Hund, Lumpenhund, Galgenschwengel, Galgenstrick, Halunke; verwünschtes Pack, nichtswürdige Bestie, verfluchter Kerl, verdammte Weiber.

Ein besonderes Zeichen leidenschaftlicher Erregung aber ist es, daß ein zum Schimpfwort gesetztes Pronomen wiederholt (d. h. vor und hinter dem Schimpfwort gebraucht) und ein dabeistehendes Adjektiv hinter sein Substantiv gerückt wird. So hört man nicht selten Äußerungen wie: du Spitzbube du, ihr Schurken ihr oder Spitzbube verfluchter, Schurke niederträchtiger, sogar du elender Hund verdammter.

Diese kleine Auswahl aus dem deutschen Schimpfwörterlexikon mag genügen. Wer mehr, namentlich der älteren Sprache Angehöriges kennen lernen will, braucht nur die Fastnachtsspiele von Hans Sachs u. a. Dichtern durchzusehen, die eine große Fülle des einschlägigen Stoffes enthalten. Aber auch aus dem hier Gebotenen wird man mit Leichtigkeit ersehen, wie erfinderisch sich der Mensch zeigt, wenn es gilt, seine Mitmenschen herabzusetzen. Dabei ist zu beachten, daß nicht oft ein Fremdwort (Halunke, Kujon, Clique, Kanuff oder Kamuff von hebr. chânêf, Heuchler, Subjekt) unterläuft, sondern meist heimische Ausdrücke verwendet werden.

Jede Sprache ist ein Wörterbuch
verblaßter Metaphern.
Jean Paul.

11. Übertragungen (Metaphern).

40. Schon den Alten war es hinlänglich bekannt, daß die Sprache zahlreiche Metaphern enthält. Sagt doch bereits

Quintilian, die Übertragung sei den Menschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß auch Ungebildete sie oft unbewußt gebrauchten. In der Tat steckt unsere tagtägliche Rede voller Bilder, die allerdings meist ihre frische Farbe eingebüßt haben. Wohl ist das ursprünglich scharfe Gepräge des Ausdrucks noch erkennbar, wenn wir Erscheinungen der uns umgebenden Sinnenwelt nach unserem Körper benennen, also z. B. dem Berge Fuß, Rücken oder Kopf, dem Flusse Arm oder Mund (Mündung), dem Felsen Nase oder Adern und dem Meere einen Busen verleihen, dagegen ist bei Wörtern wie Kummer und Verdruß, in denen von Haus aus Geistiges durch Sinnliches bezeichnet wird, die bei der Begriffsschöpfung wirksame Vorstellung völlig verblaßt. Denn nur der Sprachkundige weiß noch, daß Kummer eigentlich die Belastung (vgl. mittelengl. combren, beschweren, belästigen und älter nhd. bekümmert mit etwas) und Verdruß den Stoß (vgl. lat. trudere, stoßen) ausdrückt.

Im Gegensatz zu diesen die ganze Alltagsrede durchziehenden Metaphern stehen die, welche von Dichtern und anderen phantasiebegabten Menschen neu geprägt werden. Sie verhalten sich zu jenen etwa wie das Kunstepos der Messiade zu den griechischen Volksepen, ein Kontrast, den uns Herder mit den Worten veranschaulicht: „Homer malt, indem er spricht, er malt lebendige Natur, Klopstock spricht, um zu malen, er schildert.“ Und wie dieser Dichter, so sind auch andere Sänger der Neuzeit von dem Bewußtsein erfüllt, daß die Rede durch Bildlichkeit des Ausdrucks entschieden an Leben und Anschaulichkeit gewinne, und geben dadurch ihrer Darstellung einen höheren Flug, ja, in der Erfindung schöner Metaphern tritt die dichterische Begabung vielleicht am glänzendsten hervor. Aber auch der Redner, der Schriftsteller und andere auf eine schmuckreiche Sprache bedachte Personen lieben es, ihre Worte durch Bilder plastisch zu gestalten; manchem drängen sie sich sogar in reicher Fülle auf. Lessing[1]) z. B. muß es sich ernstlich vornehmen, wenn er „auch

---

1) Vgl. A. Lehmanns Forschungen über Lessings Sprache, worin gleich das erste Kapitel von der „Bilderpoesie in Lessings Prosa“ handelt.

auf einem einzigen Bogen kein Gleichnis, kein Bild, keine Anspielung gebrauchen soll"; er spricht es geradezu aus, daß er durch die Phantasie mit auf den Verstand seiner Leser zu wirken suche und es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig halte, Gründe in Bilder zu kleiden. Und wenn seine Abhandlungen noch heutigentags eine große Anziehungskraft auf viele ausüben, so ist der Grund vor allem in dieser Vorliebe für den bildlichen Ausdruck zu suchen.

Auch bietet sich beim Gebrauch der Bilder reichliche Gelegenheit zur Abwechselung. Denn sie können im Haupt-, Eigenschafts- oder Zeitwort enthalten sein, wie in dem Schillerschen Verse aus dem Grafen von Habsburg: „Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold", wo wir alle drei Arten vereinigt finden. Sodann lassen sich hinsichtlich der Übertragungsweise vier verschiedene Formen unterscheiden, je nachdem

1. Sinnliches mit Sinnlichem (z. B. der Schiffe mastenreicher Wald, das grüne, kristallene Feld des Meeres),
2. Sinnliches mit Geistigem (z. B. Glanz des Ruhms, Zügel der Leidenschaft),
3. Geistiges mit Sinnlichem (z. B. es lächelt der See, mächtig zürnt der Himmel im Gewitter) oder
4. Geistiges mit Geistigem (z. B. das richtende Gewissen, treue Liebe)

vertauscht wird. Natürlich sind die beiden zuerst genannten Gattungen, welche die sinnfälligste Wirkung hervorrufen, in der Poesie am stärksten vertreten, und in ihrem Bereiche stehen wieder diejenigen Fälle obenan, wo das Auge ins Spiel kommt, während die für das Ohr und noch mehr die für die übrigen Sinneswerkzeuge berechneten Metaphern weit seltener vorkommen.

41. Selbstverständlich kann auch ein und dasselbe Wort in verschiedener Weise übertragen werden. So dient das menschliche Auge als Vergleichungspunkt für Gegenstände, die Ähnlichkeit damit haben; man spricht daher von Augen an Pflanzen, auf der Suppe, auf dem Würfel, auf dem Schweife des Pfauen, von Meeraugen (Gebirgsseen der ungarischen Tatra), dem

Himmelsauge der Sonne und von Windaugen (Fenster; vgl. engl. window); ferner wird das Eigenschaftswort bitter, das die Grundbedeutung beißend hat, im Beowulf von Messern und Pfeilen gebraucht, während wir es jetzt bei Speisen und Getränken wie Mandeln und Wermut, aber auch bei Naturerscheinungen (bittere Kälte), Äußerungen, die aus erregtem Gefühl hervorgehen (Worte, Tadel, Hohn, Haß) und bei allem, was ein solches Gefühl veranlaßt (Not, Weh, Reue), anwenden; endlich hat das Zeitwort fassen als Ableitung von Faß zunächst den Sinn von „in sich aufnehmen wie ein Faß", wird aber dann auch in der Bedeutung greifen, fangen, fahen gebraucht und auf das geistige Gebiet übertragen, wo es die „Fähigkeit" des Verstandes, etwas zu „erfassen", sowie die Kraft des Herzens, standhaft zu bleiben, „Fassung" zu bewahren, bezeichnet.

Auch Fremdwörter werden häufig metaphorisch angewendet, mag nun die Übertragung vor, bei oder erst nach der Entlehnung vorgenommen worden sein. Isolieren kommt von ital. isola = lat. insula, Insel, genieren von frz. gêner, das aus hebräisch-lat. gehenna, Hölle abgeleitet ist, also eigentlich = zur Hölle machen bedeutet, Charakter auf griech. charaktēr, eingeritztes Zeichen, Merkmal, Krater (Öffnung eines Vulkans) auf griech. kratēr, Mischkrug, Mappe = frz. mappe und lat. mappa ist ursprünglich Handtuch, das von Schmarotzern benutzt wurde, um Speisen wegzutragen, daher = Umschlag, Seminar (Lehrerbildungsanstalt) = lat. seminarium, Pflanzschule (vgl. Pepinière von frz. pépin, Obstkern aus griech. pepon, Pfebe, Melone), Kaprice = frz. caprice von lat. caper, Ziegenbock (eigentlich Bocksprung wie ital. capriccio und wie Kapriole = ital. capriola von lat. capreolus), Pedant = ital. pedante geht zurück auf griech. paideuein, erziehen, meint also ursprünglich den Lehrer, Farce bezeichnet von Haus aus das Füllsel (vgl. lat. farcire, vollstopfen) ähnlich wie Satire (lat. satura lanx, pêle-mêle, Allerlei), Bombast ist zunächst Baumwolle (= griech. bombyx), dann Zeug zur Wattierung des Körpers, Pflaster (griech. emplastron) zunächst eine Salbe, dann das Straßenpflaster. Vom lat. canna,

Rohr sind endlich abgeleitet Namen für rohrartige Gegenstände wie Kanal, Kanone, Kanüle, Kaneel (Zimt) und Kanon (Richtschnur, Meßstab).[1])

Zuweilen schlagen verschiedene Sprachen unabhängig voneinander denselben Weg ein. Wenn z. B. der Augapfel im Lateinischen pupilla (unser Pupille = kleines Mädchen), im Griechischen korē (Mädchen) und im Hebräischen îschôn (Männlein) heißt, so deckt sich dies mit dem oberdeutschen Ausdruck Kindl und erklärt sich daraus, daß man im Auge des Gegenüberstehenden sein Bild in verkleinerter Gestalt erblickt.

42. Noch gilt es, einen Blick auf die poetischen Metaphern zu werfen, die einen Hauptvorzug der Dichterwerke ausmachen. In mhd. Zeit sind zahlreiche bildliche Ausdrücke Gemeingut der Poesie, weil minder Begabte sie einfach von den erfinderischen Geistern übernehmen; so kehren Übertragungen wie des Glückes Scheibe, der Seligkeit (saelde) Tor, des Wunsches Kind, der Sorgen Stricke, des Leides Angel, der Ehren Kranz, das Siegel der Scham, der Freude Wünschelrute u. a. immer wieder.[2]) Aber schöpferische Dichter gehen ihre eigenen Wege und verleihen durch ihre Bilder der Sprache nicht bloß Glanz, sondern auch Schwung. Man vergleiche nur die schüchternen Tastversuche eines Opitz oder Philipp von Zesen mit dem königlichen Flug, den hier Klopstock genommen, und man wird die Bedeutung eines genialen Mannes auf diesem Gebiete zu würdigen wissen. Vor allem hat Goethe Großartiges geleistet, er, der die Phantasie als seine Göttin preist, die bald rosenbekränzt mit dem Lilienstengel Blumentäler betritt, Sommervögeln gebietet und leicht nährenden Tau mit Bienenlippen von Blumen saugt, bald mit fliegendem Haar

1) Im Grunde ist es auch eine Art Übertragung, wenn sich das Volk fremde Wörter zurechtlegt wie z. B. türkisch akmerdžan (von ak, weiß und merdžan, Koralle) in Meerschaum, lat. Venusti Montes in Finstermünz oder frz. valise in Felleisen.

2) Manche Bilder werden nach unserem Geschmack zu oft gebraucht, wie das Fiedeln für das Schlagen mit dem Schwert im Nibelungenliede, z B. 1821, 1966, 1976, 2002, 2006 f. 2285 u. ö. (Ausg. v. Bartsch).

und düsterem Blick um Felsenwände saust und tausendfarbig wie Morgen und Abend immer wechselt. Fast jedes seiner Gedichte legt davon Zeugnis ab, nicht zum wenigsten die Schöpfungen der Sturm- und Drangperiode. Wenn er z. B. in Mahomets Gesang den Felsenquell freudehell wie einen Sternenblick nennt, ihn Zedernhäuser auf seinen Riesenschultern tragen, ihm Blumen mit Liebesaugen schmeicheln und seine Quellbäche durch den gierigen Sand der Wüste auffressen läßt, so zeigt er sich einem Shakespeare geistesverwandt, der oft, z. B. in den Monologen Macbeths, geradezu in Bildern schwelgt.[1]) Goethes reiche Phantasie zeigt sich aber nicht nur in der Schönheit und Kühnheit der Metaphern, sondern auch in der Fähigkeit, diese in der verschiedensten Weise zu gestalten. So vermag er den Vogelflug und das Feuer, die er mit Vorliebe in der Iphigenie für den bildlichen Ausdruck heranzieht, uns immer von neuem vorzuführen und immer wieder interessant zu machen. Da heißt es IV, 4: Der Wind hebt lispelnd die holden Schwingen, I, 3: Die Nacht deckt viele Taten des verworrnen Sinns mit schweren Fittichen, III, 1: Die Ungewißheit schlägt die dunklen Schwingen Iphigenien um das bange Haupt, II, 1: Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten; ferner lesen wir III, 1 von der Feuerglut der Rache, III, 2 verlischt die Rache wie der Sonne Licht, V, 3 soll die Gnade lodern wie das heil'ge Licht der stillen Opferflamme, IV, 4 umlodert der Jugend schöne Flamme das lockige Haupt, III, 1 blasen die Erinnyen dem Orest die Asche von der Seele und leiden nicht, daß sich die

---

1) Z. B. Wider diese schauderhafte Tat werden sich seine Tugenden erheben wie Engel, posaunenzüngig, werden Klage führen um seines Mordes tiefschwarzen Höllengreuel; und Mitleid, nackt, ein neugeborenes Kind, auf Sturmwind reitend, oder Himmelscherubim zu Roß auf unsichtbaren, luft'gen Rennern werden die Tat in jedes Auge blasen, bis Tränenflut den Wind ertränkt. Vgl. ferner Heinrich IV., 1. Teil IV, 1: Ganz rüstig, ganz in Waffen usw. Hier wird uns ein in strotzendem Kraftgefühl und mit jugendlicher Kriegslust heranziehendes Heer geschildert, und darum sollte auch der Ausdruck eine sprudelnde Fülle von Bildern zeigen.

letzten Kohlen von seines Hauses Schreckensbrande still in ihm verglimmen; sie möchten, daß die Glut ihm ewig auf der Seele brenne.

Selbstverständlich dürfen die Bilder nicht vermischt werden. Denn, wie schon Niebuhr in dem bekannten Briefe an einen jungen Philologen schreibt, ist alles, was im Gebrauche der Metaphern nicht tadellos klingt, unausstehlich. Daher können wir selbst nicht mit Schiller einverstanden sein, wenn er den Don Karlos II, 2 zu seinem Vater sprechen läßt: „In diesem Busen springt eine Quelle, frischer, feuriger als in den trüben, sumpfigen Behältern, die Philipps Gold erst öffnen muß." Denn eine Quelle kann nicht gut feurig sein. Ebensowenig wird man es schön finden, wenn er in der Braut von Messina I, 7 sagt: „Also fürchtest du ein Licht zu schöpfen, das dich nicht erfreut." Vollends kleinere und unbedeutendere Dichter haben oft dagegen gesündigt.[1]) Ferner dürfen die Metaphern nicht unschön oder unnatürlich sein, wie in den Zeiten, wo der Geschmack stark gesunken war, z. B. im 17. Jahrhundert. Da ist unter anderem die Rede von dem Pech der Augen und von schwarzen Sternen, eine Modenarrheit, die Christian Weise in einem „zierlichen" Briefe seiner „Erznarren" folgendermaßen verspottet: „Schönste Gebieterin! Glückselig war der Tag, welcher durch das glutbeflammte Karfunkelrad der hellen Sonne mich mit tausend süßen Strahlen übergossen hat, als ich in dem tiefen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle Ihrer Bekanntschaft gefunden habe." Auch in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts leistete man in solchen Geschmacksverirrungen Erstaunliches; z. B. Heine, der von dicken, mürrischen Fichtenwäldern und von sehnsüchtigen Misthaufen spricht, der den Dichter Herwegh die eiserne Lerche des Völkerfrühlings nennt und ausruft: „Wehmut, dein Name ist Kattun!" Ebenso manieriert erscheinen seine Worte: „Horchend stehn die stummen

1) Noch mehr Prosaiker, namentlich Zeitungsschreiber, bei denen so häufig Ausdrücke unterlaufen wie eine brennende Frage erschöpfen, von trockenen Bemerkungen überfließen usf.

Wälder, jedes Blatt ein grünes Ohr, und der Wald wie träumend streckt er seinen Schattenarm hervor."[1])

Ferner darf die Sprache nicht an Stellen bilderreich sein, wo die Empfindung zurücktritt, also in diplomatischen Verhandlungen usf. Deshalb hat Schiller in den großen Dialogen zwischen Wallenstein und Wrangel, Burleigh und Maria Stuart eine einfache und schmucklose Ausdrucksweise gewählt, die den Verhältnissen einzig und allein angemessen ist.[2])

Die Natur aber, die den Menschen überall umgibt und beeinflußt, wird immer die Hauptquelle bleiben, aus der die Dichter den metaphorischen Ausdruck entlehnen. Daher sagt Lenau mit Recht:

„Wenn die Vögel, Blumen, Winde
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen."

Das Weitzerstreute sammelt der Poet,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Goethe, Tasso.

12. Beseelung des Leblosen.

43. „Natur und Geist stehen in ewiger Wechselbeziehung des Gebens und des Empfangens."[3]) Weil die um uns befindliche Außenwelt ahnungsvolle Bezüge in uns weckt, so wird sie zum Symbol unserer Innenwelt, so glauben wir in dem Unbeseelten unser Seelenleben wiederzufinden. Eine Landschaft, ein Farbenton, der über uns ausgespannte Himmel kann unser Gemüt fröhlich oder trübselig stimmen und wird daher selbst

1) Treitschke entwirft uns von dem Stil jener Zeit folgendes Bild: „Die Journalisten wetteiferten miteinander in unsinnlichen Bildern, verrenkten Wörtern, überfeinen Anspielungen, sie verliebten sich in ihre eigene Unnatur und freuten sich über ihre Künsteleien ebenso herzlich wie einst Lohenstein und Hoffmannswaldau."

2) Vgl. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker. 2. Aufl. S. 127.

3) A. Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888. S. 8.

heiter oder melancholisch genannt. Der Fels ragt trotzig in die Höhe, und der Baum streckt seine Arme sehnsüchtig gen Himmel. Mit kühnem Gedankenschwunge können wir im Märchen Pflanzen und Steinen Sprache verleihen und allen Gegenständen der Sinnenwelt Eigenschaften geben, die sonst nur Menschen oder Tieren zukommen. Ein großer Teil der griechischen Götterlehre verdankt dieser Naturbeseelung sein Dasein. Denn, um mit Schiller zu reden, „wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in stiller Majestät. Diese Höhen füllten Oreaden, eine Dryas lebt' in jenem Baum, aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Ströme Silberschaum. Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe, Tantals Tochter schweigt in diesem Stein, Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe, Philomelas Schmerz aus diesem Hain. An der Liebe Busen sie zu drücken, gab man höhern Adel der Natur, alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur." Daher verkörpert Goethe in seiner von griechischem Geiste durchwehten Iphigenie die Gewissensqualen nach hellenischer Art in die uralten Töchter der Nacht, die sich in ihren schwarzen Höhlen rühren, während aus den Winkeln ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue, leise herbeischleichen; ja, er macht ebenda die Erfüllung zur schönsten Tochter des größten Vaters, dessen Haupte sie wie Athene entsprungen sei.

Am einfachsten und natürlichsten ist der Hergang der Beseelung, wenn die betreffende Erscheinung wenigstens eine gewisse Lebenskraft zeigt, also sich regt und bewegt, wie z. B. die Wolken des Himmels, der Wind und das Feuer. Das dahinjagende Gewölk gleicht dem wütenden Heere des wilden Jägers Wotan, der Wind, „das himmlische Kind", erhebt sich und legt sich wieder wie ein gewaltiger Riese, das Feuer bricht aus und frißt um sich nach Art eines heißhungrigen Tieres, der Bach stürzt sich ausgelassen wie ein mutwilliger Knabe den Berg herab. Selbst in dem von der Luft bewegten Getreidefelde sieht die erfinderische Einbildungskraft des Volkes das Walten eines lebenden Wesens; denn es sagt, z. B. in

Thüringen, der Wolf geht im Korn oder der Wolf jagt die Schäfchen. Aber auch dann, wenn ein Gegenstand starr und regungslos dasteht, vermag ihn der Mensch als lebendig aufzufassen oder wenigstens in mancher Hinsicht mit sich ähnlich zu finden. Die Bergriesen schauen mit ihrem schneeweißen Haupte stolz ins Land hinaus und setzen ihren Fuß in Seen, sie springen in die Höhe und fallen schroff ab, als wären sie mit Leben begabt. Zwei Gipfel des Berner Oberlandes bezeichnen wir als Mönch und Jungfrau, ja, Heine besingt einen Felsen am Rhein, die Lurlei (= Lauerfels), mit den Worten: „Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar, ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldnes Haar." Und wenn wir auch nicht gleich den Griechen die Bäume mit niedlichen Nymphen bevölkern, so können wir doch den Waldmeister (d. h. Meister des Waldes) auf seiner Brautfahrt begleiten (vgl. O. Roquettes Gedicht) und die Blumen Rache nehmen lassen (vgl. Freiligraths Gedicht). Und ist nicht nach der Auffassung unserer Sprache der Wegerich ein Wegebeherrscher (rich = lat. rex) und die Alraune (d. h. alle Runen, alle Geheimnisse kennend) von Haus aus der Name eines weiblichen Zauberwesens?[1]) Läßt nicht Walter von der Vogelweide die Blumen mit dem Klee um den Vorrang streiten? Kein Wunder, daß wir von einer Mutter Natur und einer Mutter Erde reden, wie einst die Griechen von einer Demeter, d. h. Mutter Ge oder Mutter Erde.[2])

44. Eine andere Gruppe von Körpern, die der Mensch gern mit Leben ausstattet und durch seine Phantasie beseelt, sind Werkzeuge, wie die Schwerter, Geschütze, Glocken und Schiffe. Alle werden in unserer Sprache mit menschlichen Namen benannt, ein Beweis dafür, wie sehr sie dem Deutschen ans Herz gewachsen sind. Das Schwert Siegfrieds, das so oft unter den Feinden gewütet hat, heißt Balmung, das Wittichs Mimung, Namensformen, die uns lebhaft an Patronymika wie

1) Auch im Litauischen hat ein Wort (kaukas) den Doppelsinn von Kobold und Alraune.

2) Vgl. „Vater Rhein".

Amelungen, d. h. Abkömmlinge des Amala, oder Nibelungen, d. h. Nebelsöhne, erinnern. Unter den Geschützen[1]) treten uns allbekannte, wie die faule Grete und die schlimme Else, entgegen, bei den Glocken finden wir unter anderen Benennungen wie Susanna oder Maria vor, die Schiffe aber tragen oft Namen von bedeutenden Persönlichkeiten wie Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck.

Aber auch Werkzeuge anderer Art, die der Mensch bei seinen täglichen Verrichtungen braucht, werden mit Leben begabt. Der Stiefelknecht hilft uns beim Entfernen der Fußbekleidung, der Rechenknecht bei mathematischen Aufgaben; der Hausfrau steht ein stummer Diener (Tischchen) und in Basel ein Glättemann (Plättbrett) zur Seite, den Hausherrn peinigen die Vatermörder, wenn er auf Schusters Rappen reitet, d. h. ausgeht. Der lebendigen Einbildungskraft erscheint die Ramme, die den Pfahl hineintreibt, als stoßender Bock (ram, Widder), der Kran, der die Waren hebt, als Kranich (Kran = Kranich), die Schraube als Schwein (Schraube = lat. scrofa, Schwein; vgl. span. puerca, Schraube = lat. porca), der mit Schraubengang versehene Hohlraum als Schraubenmutter. So bezeichnen wir auch die Schale einer Perle als Perlmutter[2]) und die Hülle einer Gewehrkugel als Patrone, d. h. Patronin oder Herrin.[3]) Nun wird es uns klar, warum so viele Namen für Instrumente auf die ursprünglich nur den Personen zukommende Endung -er ausgehen. Sie sind eben von Haus aus nach Bedeutung und Form als lebende Wesen aufgefaßt worden, so daß sich Ausdrücke wie Korkzieher und Leuchter mit Wörtern wie Arbeiter und Schreiber vergleichen lassen. Danach ist der Kreuzer ein Geschöpf, welches das Meer

---

1) Diese wurden auch häufig als Schlangen, Habichte, Falken usw. aufgefaßt.

2) In Thüringen wird auch eine regenschwangere Wolke Regenmutter genannt.

3) Es ist entlehnt aus mtl. patronus und in älterer Sprache masc., bezeichnet zunächst nur die Hülse und erst später auch die Ladung mit.

kreuzt, der Dampfer ein dampfendes, der Schnellsegler ein raschsegelndes Schiff.[1]) Auf der gleichen Stufe stehen der Drücker, der Brenner, der Böller (von mhd. boln, werfen), der Federhalter, Zahnstocher, Scheinwerfer, Totschläger, Nußknacker u. a. Selbst der Humor kommt ins Spiel bei Bezeichnungen wie Ladenhüter für ein lange auf dem Lager befindliches Warenstück oder Tröster für einen Stock, mit dem man Schläge androht. Ebenso verstehen wir nun, weshalb der saure Wein als Krätzer oder Rachenputzer, der gute als Sorgenbrecher bezeichnet werden kann. Neben der Endung -er begegnen wir aber auch der Endung -el, die von Büttel (= der Bietende, Gebietende), Feldwebel (ahd. weibil vom Stamme des Zeitworts weibôn, sich hin- und herbewegen, herumwebeln), Krüppel (von as. kriupan, kriechen) auf Geräte übertragen wird, z. B. den Meißel (von ahd. meizan, schneiden), Wirtel (vgl. lat. verti, sich drehen), Schnabel (von ahd. snaban, schnappen) u. a.

45. Befremdlicher erscheint uns die Personifikation von Krankheiten, wie sie z. B. in den volkstümlichen süddeutschen Namen Beutelmann (= Fieber) und Blattermann (= Pocken) vorliegt. Doch erklärt sie sich aus der Annahme, daß alles Übelbefinden von bösen Dämonen hervorgerufen wird, die auf den Straßen umherschreiten (grassieren sagt man von Krankheiten = lat. grassari, hin- und herschreiten) und sich dann im Körper des Menschen festsetzen[2]), wenn sie es nicht vorziehen, ihn zu drücken wie ein Alp (= Elf) oder zu reiten wie der Teufel (vgl. galoppierende Schwindsucht). Von da ist nur ein kleiner Sprung zur Beseelung der Gefühle und Regungen, die im Herzen ent-

---

1) Bei einem angelsächsischen Dichter heißen die Schiffe Wogenhengste und bei den Engländern ein Kriegsschiff man of war (Kriegsmann), ein Handelsschiff merchantman (Kaufmann). Vgl. unsere Wörter Kauffahrer und Grönlandfahrer sowie Kluge, Neue Jahrbücher für Philologie. 1901. S. 702.

2) Vgl. die Redensart: „Ich will dir schon deinen Übermut austreiben", wo also der Übermut als böser Dämon aufgefaßt wird.

stehen. Wie ein Mensch außer sich sein, in sich gehen und wieder zu sich kommen kann, so können auch seine Empfindungen als von außen in ihn eintretend gedacht werden. Es ist nicht einerlei, ob ich sage: „Er hat Angst" oder „Die Angst packt ihn." Dort wird er wenigstens insofern als tätig hingestellt, als er im Besitze der Erregung ist, hier erscheint er leidend, weil diese von außen herkommt und ihn anfaßt. So ergreift, überfüllt, beschleicht, übermannt jemand auch der Zorn, die Wut, Verzweiflung usw. Ebenso werden sonst die abstrakten Substantiva behandelt; z. B. sagt man: Die Not geht an den Mann, die Arbeit steht still, ruht, schreitet vorwärts, kommt in raschen Gang, die Zeit vergeht mit Riesenschritten; besonders häufig ist dies der Fall in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten wie: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, Not bricht Eisen, Not kennt kein Gebot, Lügen haben kurze Beine, die Kunst geht nach Brot, Eile bricht den Hals, Hunger ist der beste Koch (vgl. hier ist Schmalhans Küchenmeister). Und erscheint es nicht anschaulicher und greifbarer, wenn das Volk sagt: „Er ist die Liebenswürdigkeit selbst" oder „Sie war die reine Güte"[1]), als wenn der Gebildete dafür einsetzt: „Er war sehr liebenswürdig", „Sie war außerordentlich gütig?" Ähnlich verhält es sich mit Schimpfwörtern der Umgangssprache wie das Scheusal, das lange Laster. Sogar Geschlechtswechsel kann bei personifizierten Abstrakten eintreten. Einen übermütigen Gesellen bezeichnen wir als einen Hoffart und einen unartigen Menschen als einen Unart; Lessing nennt den Krieg einen Gegenpart (vgl. la part) des Friedens, Goethe das Echo einen unsichtbaren Gegenpart (= Widerpart).

Wenn aber unsere Sprache so oft bei Naturerscheinungen (z. B. es blitzt, es donnert) das farblose es setzt, so läßt sie immer noch den Gedanken an die geheimnisvollen Gewalten

---

1) Vgl. auch die Wendungen: „Er war die leibhaftige, verkörperte Liebenswürdigkeit", „die Liebenswürdigkeit in Person", und Ausdrücke der mhd. und frühneuhochdeutschen Zeit wie Frau Treue, Frau Minne.

durchschimmern, die man früher als Urheber jener Vorgänge auffaßte. Desselben Fürworts bedienen wir uns oft zur Angabe von anderen Handlungen, die wir wahrnehmen, ohne zu erkennen, von wem sie ausgehen, z. B. es klopft, es klingelt.[1]) So ist das Pronomen es ein Lieblingswort von Dichtern wie Heine, die damit den Hauch des Geheimnisvollen, eine Art Rembrandtsches Halbdunkel über einen Vorgang ausbreiten, um unsere Phantasie in höherem Grade anzuregen, z. B. lesen wir bei diesem: „Es träumte mir, schaurig schaute der Mond und traurig schienen die Sterne; es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt, viel hundert Meilen ferne; es hat mich zu ihrem Haus geführt."

46. Auch sonst sind die Poeten große Freunde der Naturbeseelung, ja, sie haben diese als schönstes Erbteil ihrer Kunst von der „Zauberin Phantasie" erhalten. Je stärker sie mit dem herrlichen Geschenk wuchern, desto besser steht es um ihre Schöpfungen. „In der Personifikation erreicht die dichterische Kunst der belebenden Veranschaulichung ihren Höhepunkt. In ihr wird die Poesie gewissermaßen im eigentlichen Sinne schöpferisch." Am häufigsten kommt die Belebung im Beiwort oder im Prädikate vor, jenes z. B. in den Verbindungen das tückische Meer, der blutgierige Krieg, der männermordende Kampf, eine reizende Gegend, ein anziehender Stoff, eine verlockende Aussicht, der blonde, blauäugige Fehler (Kleist, Prinz von Homburg IV, 1), dieses in den Sätzen: Der Schmerz wühlt in meinem Innern oder nagt an meinem Herzen, der Verrat schielt, das Schwert lechzt nach Blut, der Bach spricht seinen Morgensegen.[2]) Im Volkslied warnt die Haselstaude

1) Dagegen heißt es man kommt (= ein Mann kommt), nicht es kommt, weil man das Nahen eines Menschen aus dem Tritte erschließt und nicht an eine andere Ursache des Geräusches denkt.

2) So heißt es auch im gewöhnlichen Leben: „Der Schuh drückt mich, der goldene Ring sticht mir in die Augen, der Verschluß lockert sich, die Tür öffnet sich, ein Haus springt vor oder tritt zurück, ein Weg läuft den Berg hinan." Warum sollte da nicht der Nagel, der sich krumm biegt und nicht in das harte Holz „hinein will", „seinen Kopf für sich haben"?

das Mädchen, klagen verwüstete Schlösser ihr Leid usw., im übrigen finden sich die schönsten und kühnsten Naturbeseelungen bei Heine, Lenau und Goethe. Da liegt die Mutter Erde in stillem Morgenschlummer, und der Mutter Sonne Scheideblick brütet die Beeren des Weinstocks (Goethe); da schauen sich die Sterne mit Liebesweh an, flüstern die Blumen, träumt der Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' von einer Palme, die einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand; oder der Tannenbaum pocht mit grünen Fingern an das niedre Fensterlein, und der Mond, der stille Lauscher, wirft sein goldnes Licht hinein (Heine); der Krieg und der Hunger schweifen heulend, die Pest durchtappt die Finsternis (Lenau).

Aber auch bei anderen Dichtern finden sich großartige Personifikationen. Anregend wirkte hier vor allem das Beispiel Shakespeares, der die kühnsten Naturbeseelungen bietet und z. B. den Othello, von Argwohn gegen sein Weib gequält, ausrufen läßt: „Den Himmel ekelt's und der Mond verbirgt sich, der Buhler Wind nur küßt, was ihm begegnet, verkriecht sich in die Höhlungen der Erde und will nichts davon wissen", oder die untergehende Sonne im König Johann V, 4 einen altersschwachen, müden Helden nennt, um dessen flammenden Federbusch der schwarze, giftige Atem der Nacht dampft. So spricht Haller vom Enzian: „Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enzian weit über den niedern Chor der Pöbelkräuter hin; ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne, sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn"; so läßt H. v. Kleist die Pest „mit weitausgreifenden Entsetzensschritten" durch das Lager ziehen, legt dem Prinzen von Homburg (I, 4) die Worte in den Mund: „Ich schlich erschöpft in diesen Garten mich, und weil die Nacht so lieblich mich umfing mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend, ach! wie den Bräut'gam einer Perserbraut, so legt' ich hier in ihren Schoß mich nieder", und läßt denselben (III, 1) reden von einer Tat mit Flügeln nach Art der Cherubime silberglänzig. Daher sagt E. Geibel mit Recht vom Dichter:

„An goldnen Quellen läßt er kühn
Arabiens Palmen rauschen,
Läßt unter duftigem Lindengrün
Die deutschen Veilchen lauschen.
Er winkt, da öffnet die Ros' in Glut
Des Kelches Heiligtume,
Und schimmernd grüßt aus blauer Flut
Der Mond die Lotosblume."

Allerdings ist die Vorliebe für diese Naturbeseelung noch nicht sehr alt. Erst die Schweizer Bodmer und Breitinger haben im Beginn des 18. Jahrhunderts die Personifikation unbelebter Gegenstände als hervorragendes poetisches Ausdrucksmittel gepriesen, das dann, freilich noch unter starkem Widerspruch, öfter angewandt wurde. Denn nicht nur Schönaich macht sich in seinem Neologischen Wörterbuch über einschlägige Ausdrücke Klopstocks lustig, sondern auch Ramler verspottet in seiner parodistisch gehaltenen Epopöe Stellen aus Gedichten seiner Zeitgenossen wie: „Sein blutgetränktes Schwert ist selbst vom Würgen satt." Aber diese Angriffe haben nichts gefruchtet. Der Dichter kann jetzt unbedenklich den Dolch wüten, den See lächeln und zum Bade laden lassen, kann kühn wie D. v. Liliencron sagen: „Der Sturm preßt trotzig an die Fensterscheiben die rauhe Stirn" (Kämpfe und Ziele S. 111), oder: „In der Fensterluken schmale Ritzen klemmt der Morgen seine Fingerspitzen" (ebenda S. 102). Und ist es nicht ein besonders schöner Gedanke von Schiller, daß er im Beginn seines „Spaziergangs", wo die Natur im Urzustande, unberührt von Menschenhand erscheint, den durch die Fluren wandelnden Menschen als untätig und leidend hinstellt, dagegen die ganze Umgebung auf ihn einwirken läßt? Da heißt es: „Der balsamische Hauch der Luft durchrinnt ihn erquickend, und den durstigen Blick labt das energische Licht, frei empfängt ihn die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich, glühend trifft ihn der Sonne Pfeil, tief neigen sich vor ihm die Kronen der Erlen, das prächtige Dach der schattigen Buchen nimmt ihn auf, und ein schlängelnder Pfad leitet ihn steigend

empor."[1]) Nach alledem hat Eichendorff recht, wenn er vom Dichter ſingt:

„Ich weiß nicht, was das ſagen will,
Kaum tret' ich von der Schwelle ſtill,
Gleich ſchwingt ſich eine Lerche auf
Und jubiliert durchs Blau vorauf.
Das Gras ringsum, die Blumen gar
Stehn mit Juweln und Perln im Haar,
Die ſchlanke Pappel, Buſch und Saat,
Verneigen ſich im größten Staat,
Die Au' verſtohlen nach mir ſchaut,
Als wär' ſie meine liebe Braut.
Umſonſt, das iſt nun einmal ſo,
Kein Dichter reiſt inkognito.

Alles grüßt ihn, denn er haucht der ganzen Natur lebendigen Odem ein.

Greift nur hinein ins volle Menſchenleben,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.
Goethe, Fauſt.

13. Volkstümliche Bilderſprache.

47. Über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten, ſagt ein alter Spruch. Was dem einen gefällt, das findet oft bei dem anderen keinen Anklang. Doch gibt es auch Erſcheinungen, über die das Urteil der meiſten übereinſtimmt. So iſt ein runder Körper im allgemeinen beliebter als ein eckiger. Demnach bezeichnet das Volk auch einen Menſchen, der wenig geglättete Manieren hat, als eckig und ſagt von dem, der im Überſchwang der Fröhlichkeit alles Maß vergißt, er ſei vor Freude eckig geworden (vgl. ſich bucklig lachen). Dagegen erſcheint jemand, der ſich im Herzen recht befriedigt fühlt, als geründet, wie das „arrondierte" Gebiet eines Staates und in manchen Gegenden Deutſchlands, z. B. in Bayern, ein tüchtiger, wackerer Menſch

---

1) In demſelben Gedichte finden ſich kühne Metaphern wie „die Ferne verſchlingt den Heerzug, der Adler knüpft an das Gewölke die Welt, die Landſchaft entflieht in des Waldes Geheimnis".

als rund. Nach alledem ist es begreiflich, daß wir uns etwas Glückliches nur in dieser Form vorstellen können. Tatsächlich tritt uns das Glück in den verschiedenen Zeiten ausgestattet mit den Attributen eines Rades, einer Scheibe, eines Balles oder einer Kugel entgegen[1]), und im Sprichwort heißt es: „Das Glück ist kugelrund.“ Auch der Kreis dient zum Ausdruck erfreulicher Vorstellungen. Ein Glückskind ist der, um den „sich alles dreht“, und „um ein Mädchen werben“ besagt so viel, als sich um sie herumdrehen (vgl. Wirbel) wie im Latein ambire, jemand schmeichelnd umgehen (vgl. um den Bart gehen, nämlich mit der Hand).

Ein anderer, häufig vorkommender Gegensatz ist der zwischen krumm, schief und gerade. Gerade ist uns so viel als bieder, ehrlich, offen; auch aufrecht und aufrichtig, die ursprünglich gleichbedeutend sind, behagen uns. Dagegen erscheinen schiefe Urteile und schiefe Auffassungen weniger angenehm. Einen bösen Menschen nennen wir einen schlimmen, d. h. schiefen Gesellen (vgl. nd. slimbên, schiefbeinig), und eine verschrobene, d. h. verschraubte Person tadeln wir und finden sie schief gewickelt wie eine Zigarre. Barock, wunderlich heißt von Haus aus schiefrund (frz. baroque). In der Verbindung wind und weh bedeutet wind ursprünglich schief. Das Wort Ränke aber geht auf denselben Stamm zurück wie verrenken, das eigentlich krümmen bedeutet. Und wer wüßte nicht, daß das am leichtesten „krumm genommen“ wird, was man gerade heraussagt?

Von den Größenbezeichnungen sind kurz und klein oft mehr nach dem Herzen des Volkes als lang und groß. „Kurz und gut“ sowie „klein, aber fein“ sind geläufige Redensarten, ein Kleinod ist ein kleiner, d. h. zierlicher Gegenstand, und in der Sprache der Liebenden spielt der kleine Schelm oder Schäker eine bedeutende Rolle. Dagegen ist ein langer Mensch nicht selten die Zielscheibe des Spottes und wird bezeichnet als langer

1) Vgl. Kleist, Prinz von Homburg I, 6: „Nun denn, auf deiner Kugel roll heran; du hast mir, Glück, die Locke schon gestreift.“ Leugnen läßt sich nicht, daß in den genannten Attributen des Glückes auch die Flüchtigkeit und Wandelbarkeit mit angedeutet werden soll.

Laban, langer Schlaps oder langes Laster. Lang und dumm[1]) gehören nach der Anschauung des Volkes so eng zusammen, daß dieses zu sagen pflegt: „Er ist so lang, wie er dumm ist.“ Daher heißt es auch schon in Freidanks Bescheidenheit: Langer man wîse, des lop man prîse. Denn es kam nach der gewöhnlichen Ansicht nicht oft vor, daß sich Länge und Klugheit in einem Menschen vereinigte. Auch das Allzudicke und Allzubreite erregt oft des Volkes Mißfallen. Dicke tun und bratschbreit dasitzen, breit treten und sich breit schlagen lassen, aufgeblasen oder geschwollen sein sind durchweg schlechter angeschrieben als etwa sich dünn machen; Schwulst stößt uns ab.

48. Von den Farben gefällt uns weiß in der Regel mehr als schwarz. Dies erkennt man schon an dem Gegensatze zwischen Engeln und Teufeln. Zauberkunst ist Teufelswerk, also Schwarzkunst, und wer Böses ahnt, sieht schwarz. Ein Übeltäter möchte sich gern weiß brennen, umgekehrt schwärzt man oft einen Menschen an, der nichts Böses begangen hat, so daß sich dieser darob schwarz ärgern könnte. Eine weiße Seele heißt in verschiedenen Mundarten dasselbe wie anima candida im Latein, nämlich ein harmloses unschuldiges Gemüt. Dem Dichter erscheint nach römischem Vorbilde zuweilen die Sorge (Uz) oder der Gram (Hagedorn) schwarz, dem Skatspieler aber der, welcher keinen Stich bekommen hat. Nicht minder mißvergnügt ist man über das Grau. Goethe nennt alle Theorie grau im Gegensatz zum grünen Baum des Lebens, und wenn derselbe Gewährsmann im Faust sagt: „Grau, grämlich, griesgram, gräulich, grimmig, etymologisch gleichermaßen stimmig, verstimmen uns“, so malt er grau in grau. Ebenso empfindet man mitunter Mißbehagen über Geflecktes, Scheckiges, Buntes. Dies läßt sich an Ausdrücken erkennen wie mhd. missevar (mißfarbig) = gefleckt, sich scheckig über etwas ärgern, hier geht es bunt zu, das ist doch gar zu bunt (= zu toll). Grün ist das Symbol der Lebenskraft und der Lebensfreude.

---

1) In dem schon S. 97 Anm. erwähnten Satyrus Etymologicus von 1672 heißt es: „Jetzo denkt man: Groß und faul, Longi und Lange sind Languidi.“

Schon mhd. Dichter brauchen das Bild vom grünen Baum zum Ausdruck des Glückes, wenn sie sagen: mîn grüeniu vröude ist worden val oder mîn vröude vant den dürren zwîc. Wer auf keinen grünen Zweig kommt, den nennen wir unglücklich. Zum Lebensglück gehört aber Liebe und Freundschaft; so wird die grüne Farbe auch zum Sinnbild der Gunst und der dürre Zweig zum Ausdruck der Zurückweisung. Deshalb rät in einem alten Studentenliede die Jungfrau dem werbenden Burschen: „Geh du nur immer hin, wo du gewesen hast, und binde deinen Gaul an einen dürren Ast!" Als grün bezeichnen wir auch die Seite des Herzens. Daher steht schon im Volksliede: „Mädel, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite!" Nicht grün sein heißt nicht gewogen, nicht günstig gestimmt sein. Auch Rot ist eine Farbe der Freude. In rosigem Lichte erstrahlt alles, was uns entzückt. Darum konnte Goethe singen: „Rosenfarbenes Frühlingswetter umgab ihr liebes Angesicht", darum kann der Berliner sogar von karmesinvergnügten Menschen reden. Blau ist für die Deutschen das Symbol der Treue und bei den Romantikern gleichbedeutend mit glücklich (vgl. blaue Tage bei Eichendorff); dann aber wird es auch im Sinne von unglaublich gebraucht (z. B. bei Wieland: blaue Märchen). Seitdem nämlich die Zauberkünstler und Hexenmeister des Mittelalters ihre Wundergestalten in blauem Dunste haben aufsteigen lassen, gilt die blaue Farbe als der Mantel, in den sich alles Fabelhafte hüllt; darum kann man sein blaues Wunder sehen, jemand blauen Dunst vormachen, von blauen Enten reden[1]) oder mit dem, der die Wahrheit einer Angabe bezweifelt, ausrufen: „So blau!"[2]) Blau machen aber, d. h. müßig gehen, leitet sich vom blauen Montage her, einem Tage ausgelassener Freude, an dem die Altäre blauen Behang hatten (vgl. Gründonnerstag dies viridium, Tag der grünen Kräuter, weil man an diesem solche zu essen pflegte).

---

1) Schon der Straßburger Franziskanermönch Murrner spottet, Luther predige von blâwen enten.

2) Der Holländer sagt, wenn ihm eine Behauptung unwahrscheinlich vorkommt: blauwe bloempjes! (blaue Blumen).

Ferner dürfte zu beachten sein, daß die Sinneseindrücke leicht ineinander übergehen, z. B. empfindet man die starke Reizung der Gesichts- und Geschmacksnerven ganz ähnlich wie die Wirkung eines grellen Tones. Daher redet man von schreienden Farben und nennt ein brennendes Rot wohl auch knallrot, platzrot oder klatschrot; ebenso kennt der Niederdeutsche nicht nur eine schrille Stimme, sondern auch den schrillen Geschmack eines Apfels oder den kritsauren des Essigs (vgl. kriten, schreien und die Redensart: es ist so sauer, daß es kritt = kritet), und der Franke verwendet in demselben Sinne die Wörter krachsauer und kirrsauer (von kirren, schreien). Der reine Ton des blauen Himmels macht auf das Volk vielfach den Eindruck des reinen Klanges einer Glocke; daher spricht es auch von einem glockenreinen oder glockenhellen Himmel, und wenn wir die Feinde in hellen Haufen dahinziehen lassen, so meinen wir damit eigentlich, daß sie in hallenden, lärmenden Scharen ihren Kriegszug unternehmen.[1]) Garstig heißt ursprünglich ranzig, ist also vom Geschmackssinn auf den Gesichtssinn übertragen worden; die Grundbedeutung von schmücken ist anschmiegen, das Wort geht also von Haus aus auf den Tastsinn; schmecken aber wurde früher und wird noch jetzt in Oberdeutschland auch vom Geruch gebraucht, z. B. bei Schiller, Kabale und Liebe I, 3: „ein Mann, den sie nicht schmecken kann.“ Ebenso reden wir von stechendem Geschmack und von warmen oder runden Tönen.[2])

Interessant ist auch die Zahlensymbolik. Sieht man von dreizehn ab, das seinen üblen Klang davon erhalten hat, daß Judas Ischariot als der dreizehnte am Abendmahl Christi

---

1) Hell hat im Ahd. und Mhd. noch nicht die Bedeutung des Glänzenden, sondern nur die des Tönenden.

2) Die Romantiker sprechen sehr oft von klingenden Farben, duftenden Tönen und singenden Blumen. Schön kommt her von schauen, bezeichnet also zunächst das, was einen angenehmen Eindruck auf die Augen macht; dann wurde es auf das Gehör bezogen, später auch auf Empfindungen des Geschmacks und Geruchs (das schmeckt, riecht schön = gut).

teilnahm, so sind die ungeraden Zahlen bei uns meist gut angeschrieben wie schon bei den Pythagoreern und den von ihnen beeinflußten Römern. J. Grimm sagt im deutschen Wörterbuch über die *Drei*: „Wie beim Verbum die drei Personen alle möglichen Verhältnisse erschöpften, wie im Märchen häufig drei Brüder ausziehen oder in den Sagen drei Schwestern als geisterhafte Wesen erscheinen, so bezeichnet bei allen Dingen und Handlungen drei das Abgeschlossene, Vollendete, Vollständige. Dreimal wird etwas bekannt gemacht, wird aufgefordert, angekündigt, gewarnt, geantwortet, ein Zeichen gegeben, ein Lebehoch ausgebracht.“ Auch im Volkslied treten die ungeraden Zahlen bedeutsam hervor; denn dort hören wir von drei Rosen im Garten und drei Lilien im Wald, von drei Burschen oder drei Jungfrauen, die zum Fenster herausschauen. Ein Beschränkter kann nach der gewöhnlichen Annahme nicht bis drei zählen, und ein kleiner Mensch ist nur drei Käse hoch. Ebenso kommt die *Sieben* oft in symbolischer Verwendung vor. Einen hervorragend schlauen Menschen nennt man *siebengescheit* oder *siebenklug*, ja, Wieland bildet sogar das Wort *siebenseltsam* (Brief von 1776: „Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe und ganz in ihm; ich kenne nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres und Größeres in der Menschheit als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen scheint“). Sieben Kurfürsten gab es im Deutschen Reiche und sieben Zeugen im alten Recht; daher konnte man einen übersiebenen (vgl. überzeugen, d. h. durch Zeugen oder durch Zeugnis überführen), und noch jetzt reden wir von den *Siebensachen*, die wir zur Reise zusammenpacken, oder von der *bösen Sieben*. Unter orientalischem Einfluß teilen wir die Woche in sieben Tage, ferner haben wir sieben Todsünden, sieben Sakramente, sieben Worte Jesu am Kreuz, sieben Werke der Barmherzigkeit. In Sagen und Märchen aber treten uns sieben Schwaben, sieben Zwerge und *Siebenmeilenstiefel* entgegen. Im altgermanischen Volksglauben galt besonders die *Neun* als heilig; in der Edda gibt es neun Welten, neun Walküren usf., und wie man einem durchtriebenen Menschen neun Häute zuschreibt und ihn *neunhäutig*

nennt, so kennt man auch neunkluge und neungescheite Männer. Pflanzen aber wie Neunkraft und Neunheil wurden früher für sehr heilkräftig gehalten.[1])

49. Hatten wir es bisher meist mit Erscheinungen zu tun, deren angenehmer oder weniger angenehmer Eindruck auf das Volk aus der sprachlichen Bezeichnung hervorleuchtete, so gilt es nunmehr, andere Anschauungskreise zu berühren. Bei der Übertragung von Körperlichem auf Körperliches und von Körperlichem auf Geistiges kommt hauptsächlich die sinnfälligste Eigenschaft in Betracht. Die Größe und der Stoff sind nicht so belangreich als die Form, das Bild, das man sich von dem Gegenstande entwirft, die Umrisse, mit denen man sich ihn ins Gedächtnis prägt. Der kleine Grashüpfer wird als Heupferd bezeichnet, die niedliche Libelle als Wasserjungfrau, die Tulpe hat vom Turban der Türken (vgl. Türkenbund), der Gallapfel von der Frucht des Apfelbaumes den Namen. Nach den gekreuzten Armen des mittleren Teiles ist die Brezel (von lat. bracchiolum, Ärmchen) benannt worden, die Grundform des Krapfengebäcks (Kräpfel) erkennt man aus der ursprünglichen Bedeutung Haken, die des Weckens aus der von Keil. Der Begriff des Schützens leitet sich ab aus den Anschauungen des Zudeckens, Vorhaltens, im Auge Habens: Schirmen heißt eigentlich einen Schirm (Schild) vorhalten, wie lat. protegere, aus dem unser französisch-deutsches protegieren hervorgegangen ist, behüten geht auf denselben Stamm zurück wie die Hut und der Hut (mhd. huot, Helm, vgl. den Blumennamen Sturmhut, Eisenhut), beschützen (= mhd. beschüten) kommt von mhd. schüte,

1) Zu beachten ist auch, daß viele Ortsnamen mit den ungeraden Zahlen gebildet sind, z. B. Driburg, Trifels, Triberg (mit drei), Fünfkirchen, Siebenbürgen, Siebeneichen, Neunkirchen u. a., ferner, daß in den Mundarten Redensarten ganz geläufig sind wie in Ostpreußen: „Er hat von sieben Gänsen Wurst zu machen" (er ist sehr beschäftigt), in Leipzig: „Flechten Sie sich Ihre sieben Haare!" in Böhmen: „Pack deine sieben Zwetschen zusammen!" (in Sachsen dafür: deine sieben gebackenen Birnen), in Süddeutschland: „Wir sind verwandt, aber von sieben Suppen e Schnittele" und im Erzgebirge „von sieben Suppen e wegele" = ein wenig u. a.

Erdwall (vgl. Schutt, Erdaufschüttung) zum Schutz gegen Wasser u. a., **hegen** heißt mit einem Hag umgeben, **wahren** und **warten** sind verwandt mit griech. horân, **sehen** und **pflegen** wahrscheinlich mit griech. blepein, sehen, **Vormund** aber hat gleichen Ursprung wie lat. manus, Hand, bezeichnet also den, in dessen Hand das Mündel steht. **Eingehen**, d. h. eigentlich in sich oder in die Erde hineinkriechen (vgl. Zeug, Stoff geht ein, d. h. schrumpft zusammen) sagt man in Oberdeutschland von absterbenden Pflanzen (und vom Jagdwild), während man in Niederdeutschland mit umgekehrter Anschauung auch von **ausgehenden** Bäumen spricht.

Da sich der Mensch als Maß aller Dinge betrachtet, so werden viele Metaphern von seinem Körper hergenommen, zunächst Ausdrücke für räumliche Entfernungen wie **Elle** (ahd. elina, eigentlich Ellbogen, Vorderarm), **Fuß**, **Spanne** (Breite der ausgespannten Hände), **Faden** (as. fathmos, beide ausgestreckte Arme)[1]), **Klafter** (Maß der ausgestreckten Arme, daher studentisch umklaftern = umarmen). Doch abgesehen von den Maßen kommen solche Übertragungen auch sonst vor. Denn wir reden von **Landzungen**, **Flaschenbäuchen**, **Stuhlbeinen**, **Röhrenknien**, **Kohlköpfen** usw. Namentlich verwendet man gern **äußere Merkmale** eines Menschen, um sein geistiges Wesen zu kennzeichnen, z. B. **steifleinen** und **zugeknöpft**. Nach der Tonsur, die der katholische Geistliche oben auf dem Kopf hat, benennt man den **Hochgeschoren**, nach den sich sträubenden Haaren den **Borstigen**. **Halsstarrig** ist eigentlich der, welcher den Nacken steif hält, **verschnupft** von Haus aus der, der den Schnupfen hat. Noch sinnfälligere Ausdrücke gebraucht die Umgangssprache. Von einer Sache, deren man überdrüssig geworden ist, heißt es hier: **Es steht mir bis oben herauf** (wie eine Speise im Magen), ein Aufmerksamer **hält die Ohren steif**, ein Offener **hat das Herz auf der Zunge**, ein Verwunderter **sperrt Mund und Nase auf**. Ferner läßt der Betrübte

1) Ein Garnfaden ist also ursprünglich so viel, als man mit dem ausgestreckten Arme mißt.

den Kopf hängen, der Verblüffte macht ein langes Gesicht, der Neugierige einen langen Hals, den Reuigen beißt das Gewissen, der Verschwenderische macht große Sprünge, der Ärgerliche hat einen andern im Magen und kann ihn nicht verknusen (= verdauen; vgl. lat. stomachari, sich ärgern, von stomachus, Magen). Wer sich frei von Sorgen fühlt, atmet auf, wer stolz ist, wirft sich in die Brust oder trägt die Nase hoch, die Geringschätzung zeigt man damit, daß man den Widersacher über die Achsel ansieht, die Verachtung, indem man ihn mit Füßen tritt. Der Betrunkene hat einen Affen, nämlich im Leibe, der Entzückte einen Narren an jemand gefressen, der Launische Mucken, d. h. Mücken im Kopfe, der Schalkhafte den Schalk im Busen. Sich täuschen wird im Volksmund ersetzt durch sich schneiden oder brennen, jemand täuschen durch beschuppen (von schuppen, fortstoßen), leimen, einseifen, prellen, übers Ohr hauen, anschmieren u. a. Auch Körperreflexe werden oft benutzt, um Gefühle und Empfindungen des Herzens auszudrücken. Erschrecken heißt zunächst emporspringen wie eine Heuschrecke (= Heuspringer), schaudern ist so viel als sich schütteln, dem Beklommenen wird es klamm oder angst, d. h. eng, dem Zornigen sind die Gesichtszüge verzerrt (Zorn von mhd. zern, zerren), der Empörte richtet sich empor. Die Ausdrücke betroffen, gedrückt, niedergeschlagen bedürfen keiner Erklärung. Schmerz ist mit lat. mordere, beißen, eines Stammes, reuen mit griech. kruein, stoßen, staunen mit stauen, und trauern heißt eigentlich die Augen niederschlagen.

Als Überreste der einst in viel größerem Umfange gehandhabten Gebärdensprache sind Redensarten zu betrachten wie „die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen“, „eine Nase drehen“, „durch die Finger sehen“, „ein Auge zudrücken“, „auf etwas pfeifen“, „die Hand aufs Herz legen“, „sich an seiner Nase zupfen“, „sich vor jemand bekreuzigen“, „ein Schnippchen schlagen“, „die Feige weisen“ (die geballte Faust, wobei der Daumen zwischen Zeigefinger und Mittelfinger durchgesteckt wird).

Vor allen Dingen tritt uns die tagtägliche Beschäftigung des Menschen, namentlich seine gewerbliche Tätigkeit, überall im sprachlichen Ausdruck entgegen. Vom Spinnen stammen Metaphern wie „Werg am Rocken haben", „Hirngespinst", „eine Sache abwickeln", „keine gute Seide mit jemand spinnen", „der Geduldsfaden reißt mir", „ich verliere den Faden", „es entspinnt sich ein Kampf"; vom Weben „fadenscheinig", „etwas anzetteln", „es bleibt kein guter Faden daran"; vom Schmieden „geschmeidig", „Ränke schmieden", „gut beschlagen sein", „vor die rechte Schmiede kommen", „Hammer oder Amboß sein"; vom Kaufmann „das paßt nicht in seinen Kram", „Kleinigkeitskrämer"; vom Zimmermann „sich verhauen", „über die Schnur hauen", „nach der Schnur" (Richtschnur), „Maßstab" (Maßregel; vgl. Regel = Lineal), „Winkelzüge machen"; vom Bergmann „zutage fördern", „ans Licht kommen", „Schacht der Wissenschaften", „alle Schichten der Bevölkerung", „Schicht machen" u. a. Von Haus aus schlägt der Schuhmacher über einen Leisten, der Schneider fühlt auf die Naht (der Tasche) und fädelt etwas schlau ein, der Barbier nimmt jemand in die Schere oder schert über einen Kamm, der Schlosser legt die letzte Feile an, der Müller hat Oberwasser, und dies ist Wasser auf seine Mühle. Dem Goldschmied können Metalle zur Folie (= lat. folium, Blatt, d. h. zur Unterlage für Edelsteine) dienen, dem Brauer ist Hopfen und Malz verloren, dem Metallgießer paßt alles wie angegossen (wie aus einem Guß), dem Tischler geht etwas aus dem Leim. Man kann sein Geld verposamentieren oder zuschustern und beim Skate mauern, postmeistern, Lehrgeld geben oder Schneider werden. Wer das Zeug (= Handwerkszeug) dazu hat und nicht hausbacken ist, kann schöne Worte drechseln; wer aufgekrämpelt ist, wird leicht ein Ausbund[1]) von Ungezogenheit.

---

1) Dies bezieht sich darauf, daß das zwölfte Stück vom Dutzend einer Ware der leichteren Übersicht wegen nicht eingewickelt, sondern auf das Papier gebunden wird.

Vielfach erben noch alte medizinische Anschauungen des Volkes in unserer Sprache fort. Weil die Ärzte das Wohlbefinden von der richtigen Verteilung der Feuchtigkeit im Körper abhängig machten, nannten sie einen des Humors (d. h. der Feuchtigkeit) Ermangelnden einen trockenen Menschen, und weil sie das Temperament mit der Körperwärme (Temperatur) in Verbindung brachten, sprachen sie von heißblütigen und kaltblütigen Naturen. Die Redensart „böses Blut machen" erklärt sich aus dem Volksglauben, daß das Blut an bösen Taten schuld sei. Die Adern werden als Sitz des seelischen Lebens gekennzeichnet durch die Wendungen „es ist keine gute Ader an ihm" und „er hat eine poetische Ader"; die Hypochondrie leitete man von der Beschaffenheit der Milz ab und nannte sie daher Milzsucht (vgl. engl. spleen mit lat. splēn, Milz). Die Annahme, daß bei Kühnheit und Schrecken die Leber beteiligt sei, ergibt sich aus Äußerungen wie frisch von der Leber weg reden und es läuft mir eiskalt über die Leber (Schiller in den Räubern; vgl. ital. tu hai del fegato, du hast Leber = Mut).

Auch alte Rechtsformeln sind zum Teil noch erhalten, aber das meiste davon ist leider durch das Corpus juris verdrängt worden, und statt der anschaulichen Bilder und Gleichnisse, die man einst, z. B. bei Zeit- und Maßbestimmungen, verwendete, treten uns jetzt gewöhnlich trockene Zahlangaben entgegen. Wo man heute sagt, auf so und soviel Meter, hieß es früher: „Einen Steinwurf weit", „soweit der Hahn schreitet, die Katze springt oder der Hammer geworfen wird"[1]); für eine sehr große Entfernung: „Soweit der blaue Himmel reicht", für eine ewige Zeitdauer: „Solange der Mond scheint, der Wind weht und der Hahn kräht." Doch sind noch jetzt Wendungen in Gebrauch wie „unter den Hammer kommen" (rechtssymbolischer Brauch, der an den Hammer des Gewittergottes Donar erinnert), „die Hand auf etwas legen" (als Zeichen der Besitzergreifung), „etwas auf die lange Bank schieben" (und so vergessen) u. a.

1) Daher heißt es noch jetzt von einem Großsprecher: „Er wirft das Beil zu weit."

Große Anschaulichkeit bekunden endlich, um nur noch ein Gebiet zu berühren, die Ausdrücke der Gaunersprache. Oder zeugt es nicht von sprachschöpferischer Phantasie und großer Gestaltungskraft, wenn der Mantel als Windfang, der Degen als langer Michel bezeichnet, der Hut Wetterhahn, der Dornbusch Kratzling genannt wird oder die Gans als Breitfuß und der Steckbrief als Fledermaus erscheint?

Welcher Reichtum an Ausdrücken aber dem Volke für einzelne Begriffe zu Gebote steht, kann man deutlich erkennen, wenn man erwägt, in wie verschiedener Weise das hochdeutsche Wort klug von ihm wiedergegeben wird. Da stehen Metaphern zu Gebote wie bewandert (= routiniert), erfahren (einer, der weit gefahren ist), gewürfelt (umhergeworfen wie ein Würfel), gerieben, gewandt (= viel umhergewendet), gerissen, ausgerippt (heidelbergisch ausgebeint, ausgeknöchelt), durchtrieben (mit etwas durchzogen, z. B. bei Luther ein Herz durchtrieben mit Geiz), gewiegt (einer, der sich viel in etwas bewegt hat), abgefeimt (= abgeschäumt von Feim, Schaum; vgl. raffiniert von frz. raffiner, läutern), gut beschlagen (von Rossen), verschlagen (= oft geschlagen), verschmitzt (mit der Schmitze gehauen) schlau (wohl von schlagen; vgl. callidus von callere, Schwielen haben), pfiffig (der den Pfiff, d. h. die List versteht); hierher gehören auch Redensarten und Vergleiche wie er ist mit allen Wassern gewaschen, mit allen Hunden gehetzt, er hört das Gras wachsen, er hat die Weisheit mit Löffeln gegessen, er hat es dick hinter den Ohren, er hat Haare auf den Zähnen, er ist nicht auf den Kopf gefallen, er ist klug wie ein Torschreiber oder klug wie der Teufel.[1])

1) Vgl. oben neunhäutig (einer, der neun Häute hat) und Spitzhut für einen durchtriebenen Menschen im Gegensatz zu Breithut, einfältiger Mensch, z. B. bei Rachel Sat. I, 101: „Sie weiß mit tausend Fünden dir, Breithut, was sie will, mit Listen aufzubinden."

Es ist mir wichtig, die Bildersprache wieder aufzufrischen im Bewußtsein; denn die Bilder geben uns die ursprüngliche geniale Beobachtung der Welt.

R. Hildebrand (Nachlaß).

14. Geschmack im bildlichen Ausdruck.

50. Bei Beginn des 20. Buches der Odyssee erzählt Homer, daß sich Odysseus in der Nacht vor dem Freiermorde unruhig auf seinem Lager hin- und hergewälzt habe:

„Also wendet ein Mann am großen brennenden Feuer
Einen Ziegenmagen, mit Fett und Blute gefüllet,
Hin und her und erwartet es kaum, ihn gebraten zu sehen;
Also wandte der Held sich hin und wieder bekümmert,
Wie er den schrecklichen Kampf mit den schamlosen Freiern begönne",

und im 11. Buche der Ilias (V. 558) vergleicht er den im dichtesten Schlachtgewühl kämpfenden Ajax mit einem Esel, der sich trotz der heftigsten Schläge nicht aus dem Saatfelde vertreiben läßt; auch stellt er den Odysseus mit einem Bocke (Il. 3, 197) und den Antilochus mit einem Hunde (Il. 15, 579) zusammen. Welcher epische Dichter der Gegenwart würde ihm darin folgen wollen? Täte es aber einer und wagte wirklich einen Helden einer Magenwurst und einen anderen einem Esel ähnlich zu finden, so würde er sich lächerlich machen. Doch in jener naiven Zeit, wo die Homerischen Gesänge entstanden, nahm man nicht den geringsten Anstoß an derartigen Parallelen. Wie noch kein Tier zum Gespött herabgesunken war, so wurden auch geringwertige Dinge wie Ziegenmagen unbedenklich zu Gleichnissen mit Menschen herangezogen, sofern sie nur irgendwelche Ähnlichkeit darboten.

Und wenn wir uns dann in die Zeit des deutschen Rittertums versetzen, wo Anstand und gute Sitte nach französischem Vorbilde gepflegt und hochgehalten wurde, so finden wir beim Durchblättern der poetischen Erzeugnisse wiederum Vergleiche, die nicht nach unserem Geschmacke sind. Bei Kämpfenden, die sich gar nicht von den Feinden trennen können, würden wir

wohl sagen können: „Sie haben sich festgebissen", aber nicht mehr wie ein mhd. Dichter: „Sie klebten wie ein Pech in ihrer Feinde Scharen"; ebensowenig befriedigt eine Stelle in Wolframs Parzival unser ästhetisches Gefühl; dort berichtet nämlich der Dichter, die göttliche Erscheinung der Herzogin sei durch die Augen in das Herz eines Mannes gedrungen und habe darin eine so starke Wirkung hervorgebracht, wie die Nieswurz, die durch die enge Öffnung der Nase gegangen sei. Dasselbe gilt von einem Gleichnisse in Gottfrieds Tristan, wo die stolze Brangäne dem schönen Vollmond (volmaene) ähnlich gefunden wird. Eine solche Zusammenstellung meiden neuere Dichter aus Furcht, eine komische Wirkung zu erzielen[1]); denn der Vollmond erinnert uns wohl noch an ein rotbäckiges, rundes Gesicht (z. B.: „wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht"), doch denken wir dabei nicht mehr an die ruhige Klarheit des Gestirns wie die epische Dichtung jener Zeit.

Ähnlich wie mit den Vergleichen ist es mit den Metaphern und anderen Ausdrücken. Wer spricht jetzt noch von geleimter Liebe (gelîmeter minne) wie Gottfried im Tristan oder vom Klebenbleiben im Sinne des Liegenbleibens Verwundeter auf dem Schlachtfelde, wer noch vom kranken Schilfrohr oder von den kaiserlichen (= herrlichen, schönen) Beinen eines Menschen (Tristan V. 708), von dem kaiserlichen Antlitz Christi und der kaiserlichen Magd Maria? Zur Zeit der Minnesänger aber lag gar nichts Befremdliches in diesen Bezeichnungen. Leimen und kleben hatten noch keineswegs unedlen Nebensinn, krank hieß noch allgemein schwach oder schlank und übernahm erst später von siech die jetzige Bedeutung, kaiserlich aber konnte noch ebensogut von etwas Herrlichem und Großem gesagt werden wie jetzt fürstlich in der Wendung ein fürstliches Geschenk oder royal, königlich im Plattdeutschen von der „rajalschen" Nase eines mecklenburgischen Bauern. Wir lassen ferner das Feuer nicht mehr singen wie Wolfram (Parz. 104, 3), aber

1) Eine Ausnahme macht Uhlands „Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein" in des Sängers Fluch.

wir sengen (d. h. machen singen) und brennen Städte und Fluren. Das Wort Mährte, das mundartlich noch oft in Zusammensetzungen wie Biermährte vorkommt, wird zur Zeit der Staufer vom Abendmahl Christi (merâte) gebraucht, wie Gerbehaus (gerwehûs) von der Sakristei (vgl. gerwe, Zubereitung, Kleidung, besonders der Priester). Der Dichter des Rolandsliedes nennt das Abendmahl des Heiligen Christes Schenke und Gott als Hausherrn den himmlischen Wirt. Im Parzival ist von einem barfußen (d. h. unbeschlagenen) Pferde die Rede, und in Freidanks Bescheidenheit wird die Fliege, die ja vom Fliegen benannt ist, als Vogel bezeichnet: „Die Fliege ist, wird der Sommer heiß, der kühnste Vogel, den ich weiß." Ebenso war es im Mhd. verstattet zu sagen: „Der Frosch blähte sich, bis er zerbrach" (= platzte oder krepierte), und ein Wirt konnte damals noch ellenden (elenden, d. h. ausländischen) Wein anpreisen.

51. Auch im älteren Nhd. begegnen wir zahlreichen Ausdrücken, die uns jetzt absonderlich erscheinen. So sagt Luther von den Heuschrecken: „Sie beleidigen das Gras" und von den Menschen: „Sie werden durch die Propheten gehobelt" (vgl. ein ungehobelter Mensch). Geiler von Kaisersberg nennt Gott hübsch (= wohlwollend) und ein Kirchenliederdichter fromm („O Gott, du frommer Gott" = gerechter Gott; vgl. es frommt). Martin Opitz bezeichnet Christum als einen Kapitän (Hauptmann), den Turm des Straßburger Münsters als Prinzen aller hohen Türme und Paris als Prinzessin aller Städte. Philipp von Zesen äußert sich über den Mond: „Ich sah das Nachtlicht ganz feuerrot aufgehen", und Megenberg gebraucht die Wendung: „Er biß ihm die Ehre ab" (= schnitt ab).[1]) Bei dem geschmacklosen Hoffmann von Hoffmannswaldau lesen wir in einem allegorischen Sonett: „Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen, der Liebe Feuer-

1) Bei Shakespeare sagt der sterbende Romeo zu der scheintoten Julia: „Hier will ich weilen mit Würmern, die dir Kammerjungfern sind."

zeug, Geldschachtel edler Zier, der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier, Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen, du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen." Der Schweizer Haller sagt: „Wenn zwischen Haß und Gunst bei ihm ein Abtritt (= Wechsel) ist und manchmal sich sein Herz im Munde gar vergißt", und in Bodmers Noachide finden wir folgende Stellen: „Gleich der Rose, die erst am Morgen ihr Klosett verlassen" (= ihre Blätterhülle gesprengt hat)[1], und „der Seraph Raphael glitscht (= gleitet) über die Gefilde", ferner der starke gebirgige (= sich wölbende) Walfisch und das gepflügelte (= dem Pflügen vergleichbare) Schwimmen. Bei anderen Dichtern jener Zeit werden die Sterne Feldlaternen genannt, schöne Frauen mit hyazinthenen Zöpfen erwähnt und von Jakob erzählt, daß er mit geizigem Ohr die Symphonie getrunken habe. Friedrich der Große belustigte sich über die Ausdrücke: „Ihre Majestät funkeln wie ein Karfunkel am Finger der heutigen Zeit" und „Scheuß, großer Gönner (Zeus), deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder". Eine gleiche Geschmacksverirrung sehen wir darin, daß in der 1756 zu Braunschweig erschienenen sogenannten Exzellenzbibel von dem hochwohlgebornen Landpfleger Pilatus die Rede ist und die Worte „auf Befehl des Kaisers" ersetzt sind durch „auf seiner Majestät Erkenntnis".[2])

---

1) Ebenso sagt der dänische Lyriker Christian Winther (1796—1876) vom Junker „Lenz": „Sieh da tritt er leisen Schrittes hervor aus dem Klosett hinter zarten Wolkenschleiern, schüchtern, fein und nett."

2) Auf Spottlust dürfte es zurückzuführen sein, wenn den Schweizern in die Schuhe geschoben wurde, daß eine ihrer Bibelübersetzungen die Worte des 23. Psalms „Du salbest mein Haupt mit Öl" wiedergegeben habe: „Du schmierst min Grind mit Schmer." Die angeblich in evangelischen Gesangbüchern stehende sogenannte Rabenaasstrophe ist, wie man neuerdings ermittelt hat, als Spottvers von dem radikalen Schriftsteller W. Wolff († 1864) verfaßt und in die schlesischen „Provinzblätter" (Jahrg. 1840 II, S. 361) eingeschmuggelt worden, wo sie sich zuerst nachweisen läßt, und zwar in folgender Form: „Ich bin ein wahres Rabenaas, ein rechter Sündenknüppel, der seine Sünden in sich fraß gleichwie den Rost die Zwippel. O Jesus, nimm mich Hund beim Ohr, wirf mir die Gnadenknochen vor und nimm mich Sündenlümmel

Ferner schreibt Lessing abweichend von dem jetzigen Sprachgebrauche: „Vieles von dem Anzüglichsten (= Anziehendsten) liegt außerhalb der Grenzen der Kunst"; ebenso: „Ich würde den Ruhm des Empfindlichsten (= Empfindungsreichsten) mit dem Verluste aller meiner Weisheit dafür eintauschen." Gellert verwendet kläglich im Sinne von betrübt (er sah den Kenner kläglich an), Chr. Ewald von Kleist läßt die Sonne bei einem heranziehenden Gewitter hinter die Vorhänge von baumwollenähnlichem Dunste eilen, Adelung die gekränkten (= beschädigten) Schiffe ausbessern. Schuppius nennt eine Witwe eine miserable (= erbarmungswürdige) Person und phantasielose Poeten ungesalzt. Musäus erzählt von einer Vertreterin des weiblichen Geschlechts, sie sei tiefsinnig (= nachdenklich) in die Küche gegangen und habe zum erstenmal alle Brühen versalzen. Jean Paul spricht vom gedämpften, benebelten Sonnenlichte und Goethe von der bitteren (urspr. so viel als beißenden) Schere der Parzen; auch finden sich bei diesem die Worte: „Ein ecce homo gefiel mir gut wegen seiner erbärmlichen Darstellung", d. h. weil er einen erbarmungswürdigen Eindruck machte. Bei anderen Schriftstellern lesen wir von inbrünstigen (= gut brennenden) Fackeln, von einem bleiernen Schlafe und von wetterwendischen Quellen und Bächen, d. h. solchen, die sich mit ihrem Wasserstande nach dem Wetter richten. Anderswo ist die Rede von Stahlfedern des Geistes (er wandelt, getragen von den Stahlfedern seines Geistes, in voller Gesundheit auf seiner Bahn, J. Grimm), von niederträchtigen (= sich niedrig tragenden) Palmen und Menschen (= leutselig), von geistreichem Wein und geistreichen Nachtigallen. Schwierig heißt von Haus aus voller Schwären, jetzt ver-

---

in deinen Gnadenhimmel." (Genaueres darüber in der „Deutschen Zeitung vom Jahre 1902" S. 189 und 198.) Dagegen sind allerdings in den Liedern pietistischer Richtung Stellen zu finden wie folgende: „Du bist heilig, laß dich finden, wo man rein und sauber ist, flieh hingegen Schand' und Sünden wie die Tauben Stank und Mist" oder: „Du heißgebratnes Osterlamm, du meiner Seelen Bräutigam, laß mich dich recht genießen. (Im Porstschen Gesangbuch S. 181 und 221.)

wenden wir das Wort für schwer in übertragenem Sinne. Früher konnte man den Wein ärgern, d. h. ärger machen, durch Mischen mit Wasser verschlechtern, Tabak trinken (= rauchen; vgl. auch roeksoeper, Rauchsäufer in Laurembergs Scherzgedichten), sich auslegen (= auskleiden, z. B. bei Goethe in den szenischen Bemerkungen zum Götz von Berlichingen). Von einem altenburgischen Dorfe erfahren wir, daß es 25 besessene Mann (= seßhafte, angesessene Männer) gehabt habe, und ebenda schreibt ein Richter Anfang des 18. Jahrhunderts in sein Tagebuch: „Die Pflaumen sind in diesem Jahre unartig (= von schlechter Art) und ungeschmack.“ Gestandener Mut war einst so viel als feste Gesinnung (vgl. gesetztes Alter) und eine ungefährliche Zahl eine ungefähre.

Selbst die Mundarten der Gegenwart bieten vieles, was dem an die nhd. Schriftsprache gewöhnten Ohr und Auge wunderbar vorkommt. Aus der großen Zahl hierher gehöriger Ausdrücke will ich nur einige hervorheben. In Flensburg heißt es: „Bringe die Kinder um und ziehe sie ab“ (d. h. bringe sie ins Nachbarhaus um die Ecke herum und kleide sie aus)[1]), oder: „Essen Sie von dieser Speise nicht zu viel! Es gibt noch etwas hinten auf“ (= eine Speise zum Nachtisch); in Gumbinnen: „Die Kinder sind alle gut; sie schlachten sich“ (= sie schlagen trefflich ein, sind nicht ungeschlacht); in Thüringen: „Ihr Kinder habt euch gestern schön erzogen“ (= eure Kleider sehr schmutzig gemacht)[2]), in Tirol nennt man eine zum Fallen reife Birne eine feige Birne, und in Schwaben spricht man von blödem (= fadenscheinigem) Tuche sowie von leisen (= faden) Suppen.

Also nicht nur in den verschiedenen Zeiträumen verknüpft man mit demselben Worte verschiedene Bedeutungen, sondern auch die einzelnen Landschaften weichen auf semasiologischem Gebiete voneinander und von der Schriftsprache ab. Wer solche

---

1) Ebenso sagt man in Flensburg: „Ich werde umkommen“ im Sinne von „zu dir kommen“.

2) Vgl. den fränkischen Ausdruck: „Die Kinder haben gestern eine große Zucht (Lärm) gemacht“, der z. B. in Römerstadt üblich ist.

Wendungen tagtäglich gebraucht, findet nichts Absonderliches darin, wer sie aber zum erstenmal hört oder in einem alten Buche liest, wird sein Befremden darüber kaum unterdrücken können. Denn die Sprache ist Gewohnheitssache und der Sprachgebrauch ein Tyrann.

Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.
Schiller, Würde der Frauen.

15. Die Frau und die Sprache.

52. Die schriftstellerische Tätigkeit und der sprachliche Ausdruck des weiblichen Geschlechts hängt eng mit seiner geistigen Eigenart zusammen. Weil sich die Durchschnittsfrau nicht zu tieferen Studien hingezogen fühlt, zeigt sie auch selten das Bestreben, auf wissenschaftlichem Gebiete mit dem Manne in Wettbewerb zu treten. Gelehrte Frauen haben nach der Ansicht des Volkes ihren Beruf verfehlt und werden darum als Blaustrümpfe bespöttelt. Wenn aber neuerdings manche Mädchen das Gymnasium und die Hochschule besuchen, so geschieht dies meist aus Selbsterhaltungstrieb im Kampfe ums Dasein und ist als Ausnahme zu betrachten gleich der Beteiligung des zarteren Geschlechts an den humanistischen Bestrebungen im Zeitalter der Ottonen und der Reformation. Frauen des 10. Jahrhunderts wie die Nonne Roswitha von Gandersheim, die in lateinischer Sprache dichtete, und die Herzogin Hadwig von Schwaben, die sich von dem Sankt Gallener Mönche Ekkehard im Latein unterweisen ließ[1]), oder Vertreterinnen des 15.—16. Jahrhunderts wie die Schwester Pirkheimers, die mit C. Celtes u. a. in wissenschaft-

1) Im 12. Jahrhundert zeichneten sich durch wissenschaftliche Tätigkeit aus die heilige Hildegard († 1179), die Verfasserin medizinischer und naturgeschichtlicher Schriften, und Herrad von Landsberg, Äbtissin des Klosters auf dem Odilienberge, von der der Hortus deliciarum (Lustgarten) herrührt, eine Art Konversationslexikon des Mittelalters.

lichem, lateinischem Briefwechsel stand, und die Gemahlin C. Peutingers, die ihren Gatten bei seinen gelehrten Forschungen eifrig unterstützte, sind als Ausnahmen zu betrachten. Am bedeutendsten zeigt sich die schöpferische Kraft des Weibes im Bereiche der Dichtkunst, aber weniger in der dramatischen Poesie als in der lyrischen und epischen, wohl deshalb, weil im Lied und im Roman mehr die Empfindungen des eigenen Herzens zum Ausdruck gebracht werden können, sich also die Subjektivität hier freier entfalten kann. Daher gelingen den Frauen auch die Romane am besten, in denen die psychologische Entwickelung in den Vordergrund tritt, wie „Das Tagebuch eines armen Fräuleins" von Marie von Nathusius, während sie die von außen beeinflußte Handlung nicht in gleicher Weise darzustellen vermögen. Eine besonders große Zahl von Romanschriftstellerinnen hat das 19. Jahrhundert gezeitigt; hier verdienen unter anderen genannt zu werden von den älteren Fanny Lewald, Luise von François, Gräfin Hahn-Hahn, Johanna Kinkel und aus jüngerer Zeit Marie von Ebner-Eschenbach, Ossip Schubin (Lola Kirschner), Eugenie Marlitt (John), Sophie Junghanns, Ilse Frapan, Charlotte Niese, Bertha von Suttner und viele andere, unter den lyrischen Dichterinnen aber läßt durch Originalität der Gedanken und Schönheit der Form die westfälische Freiin Annette von Droste-Hülshoff alle hinter sich, wiewohl auch auf diesem Gebiete manche Namen einen guten Klang haben, z. B. für das weltliche Lied Carmen Sylva (Elisabeth, Königin von Rumänien), Anna Ritter, Marie Janitschek, Isolde Kurz, Ricarda Huch und Frieda Schanz; für das Kirchenlied Luise Henriette von Brandenburg († 1667), die Dichterin von „Jesus, meine Zuversicht", Ämilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt († 1706), die Verfasserin von „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende", Eleonore von Reuß (Das Jahr geht still zu Ende, nun sei auch still, mein Herz) und Luise Hensel (Müde bin ich, geh' zur Ruh, schließ' die müden Äuglein zu).

Aber nicht allein bei der Wahl des schriftstellerischen oder dichterischen Schaffensgebietes, sondern auch im sprachlichen Ausdruck der Frauen spielt das Gefühl und die Empfindung eine

größere Rolle als bei dem Manne, weil dieser in der Regel mehr verstandesmäßig begabt und nüchtern ist. Der Weg vom Kopfe zur Feder geht bei den Gedanken des Weibes durch das Herz; wo dieses nicht beteiligt ist, bleibt die Feder oft unberührt. Mit dieser Eigentümlichkeit hängen die Vorzüge und Mängel zusammen, denen wir im Stile der Frauen begegnen. Vor allem schreiben sie meist einfach und natürlich; wie ihnen die Worte über die Zunge gleiten, bringen sie sie gewöhnlich auch zu Papier. Die geschraubte und gekünstelte Art der Kanzleisprache ist ihnen fremd, die langen Perioden und Satzungeheuer der in die Schule des Lateins gegangenen Gelehrten liegen ihnen fern. Selbst in den Zeiten, wo unsere Sprache unter den Händen pedantischer Stubenhocker zu verknöchern drohte, haben sie ihre schlichte Darstellungsweise großenteils beibehalten. Dies zeigt sich besonders in den Briefen, dem Hauptgebiete schriftlicher Aufzeichnungen, das die Frauen seit alters gepflegt haben. Zur Zeit des Rittertums, als die Männer dem Kriegsgewerbe oder dem Weidwerk nachgingen, war das weibliche Geschlecht dem männlichen an Bildung oft überlegen. Dichter wie Wolfram von Eschenbach, der geniale Verfasser des Parzival, konnten weder lesen noch schreiben (swaz an den buochen stât geschriben, des bin ich kunstelôs beliben), und Ulrich von Lichtenstein mußte sich die Herzensergüsse seiner Geliebten durch einen Schreiber vorlesen und beantworten lassen, während die Auserkorene sie selbst aufgezeichnet hatte.

Seit dem 16. Jahrhundert wurde das freilich anders; man sorgte für die Herzensbildung der Frauen und vernachlässigte darüber oft den Geist.[1]) Viele „Mägdlein" besuchten gar keine Schule oder wurden nur in wenigen Fächern unterrichtet, meist begnügte man sich mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Natürlich kleideten die, welche mit der Feder umzugehen wußten,

1) Ausnahmen gibt es auch hier; Frau Gottsched war überzeugt, daß man mit der Latinität bekannt sein könne, ohne pedantisch zu sein und zu scheinen. Sie hatte als Neuvermählte das Lateinische gründlich erlernt. Auch das Griechische war ihr nicht fremd. Ihr Lehrer rühmt, daß sie gewagt habe, den Herodot, Homer, Plutarch und Lucian zu lesen.

ihre Gedanken in ein einfaches Gewand. Ursula von Frundsberg teilte ihrer Tochter im Jahre 1510 mit: „Ich schicke dir da ein Weschhemdlin, das wollest du von meinen wegen (meinetwegen) behalten, und ich han es selber gesponnen, und der allmächtige Gott gebe dir Glück dazu, daß du es mit Freuden brauchest.“[1]) Hier sind die Sätze meist gleichwertig aneinander gereiht, die Unterordnung macht sich kaum geltend, aber das Gefühl bricht selbst in diesen wenigen Zeilen deutlich durch. In ähnlicher Weise schrieben fürstliche Frauen, wie Sibylla, die Gemahlin des lange gefangen gehaltenen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen von Sachsen u. a. Auch als sich später der Stil unter französischem Einflusse etwas glättete, blieb er immer natürlich. Daher kommt es, daß wir in den öden Zeiten des 17. Jahrhunderts, besonders aber im 18. wahre Perlen deutschen Stiles in Frauenbriefen finden. Was Gellert einem Fräulein schrieb: „Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß die Frauenzimmer bessere Briefe schreiben als die Mannspersonen, und dies gilt nicht allein von Frauenzimmern von Stande, die eine gute Erziehung genossen, sondern auch von anderen Personen Ihres Geschlechts“, das kann man in gleicher Weise Frau Aja, der Mutter Goethes, Charlotte von Lengefeld (der Braut Schillers) und ihrer Schwester, ferner Karoline Schlegel, Eva König (der Braut Lessings), Gottscheds Gattin, geb. Kulmus, und verschiedenen anderen nachrühmen.[2]) Selbst in der Fremde unter dem Hochdruck französischen Einflusses blieben sie ihrer zwanglosen und ungekünstelten deutschen Art treu. Ein glänzendes Beispiel dafür bietet Elisabeth Charlotte (Liselotte) von Orleans, geb. Prinzessin von der Pfalz. Sie schreibt „ohne weitere Fasson“ in einem vorzüglichen Plaudertone. Darüber berichtet sie selbst: „Herr Leibniz, dem ich etliche Male schreibe, gibt mir die Vanitet, daß ich nicht übel deutsch schreibe“; und Frau Rat Goethe äußert über sich: „Dieses unverfälschte und starke

1) Dieses und die folgenden Beispiele sind großenteils aus der Geschichte des deutschen Briefes von Steinhausen entnommen.

2) Vgl. Klaiber und Lyon, Die Meister des deutschen Briefes, S. 123, 179 u. a.

Naturgefühl bewahrt meine Seele, Gott sei ewig Dank, vor Rost und Fäulnis." Daraus erklärt sich, daß sie in der Wahl ihrer Worte und Wendungen nicht anders verfuhr, wenn sie an die Herzogin Amalie von Weimar oder an andere hohe Persönlichkeiten schrieb, als wenn sie sich an ihren „Hätschelhans" wandte. Das beweist z. B. folgende Stelle aus einem Briefe, den sie an die genannte Dame richtet und worin sie ein Urteil abgibt über den Hofrat Möhn, den von Sophie Laroche für ihre Tochter auserſehenen Bräutigam: „Teuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf den Tochtermann sehen, den die Verfasserin der Sternheim ihrer zweiten Tochter Luise aufhängen will, so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott! Wenn mich der zur Königin der Erde (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte, so — ja so gäbe ich ihm einen Korb. Er sieht aus wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus, ist so dumm wie ein Heupferd, und zu all seinem Unglück ist er Hofrat. Wenn ich von all dem Zeug etwas begreife, so will ich zur Auster werden."[1]) Hier finden wir weder Schwulst und Bombast, noch gezierte, zimperliche Art; dafür aber echt deutschen, wenn auch oft derben Humor. Frau Rat nimmt kein Blatt vor den Mund, sondern spricht offen ihre Gedanken und Empfindungen aus, aber gerade durch die Ungezwungenheit ihrer Darstellung gewinnt sie den Leser für sich.

Nach alledem können wir unbedenklich das Urteil Schröders unterschreiben, der in seiner Schrift vom papiernen Stile S. 32 sagt: „Wenn ihr deutsch schreiben wollt, wendet euch an die Frauen. Nach ihnen nennt sich ja die traute Muttersprache. Mit der Mutter, der Schwester, der Geliebten, der Tischnachbarin spricht man nicht so leicht im papiernen Deutsch. Frauen und Bücherstaub werden einander hoffentlich immer feind bleiben.

1) Vgl. die Schriften der Goethegesellschaft, herausgegeben von Erich Schmidt, I, S. 26.

Darum darf ich auch die Frauen gegen den Papiernen zu Hilfe rufen. Was man zu ihnen niemals sagt und aus ihrem Munde niemals hört und was sich weder von ihnen noch zu ihnen gesprochen denken läßt, das ist sicherlich papieren." Doch fügt Schröder hinzu: „Damit stelle ich den weiblichen Stil noch nicht als Vorbild hin. Stil, mein Schatz, hat dein Profil, deine Briefe, gottlob, keinen." In der Tat laufen bei der weiblichen Schriftstellerei auch Mängel unter, die man mit in Kauf nehmen muß: die Frauen verstoßen leicht gegen die Logik, fallen aus der Konstruktion, verknüpfen die Sätze oft gar nicht und behandeln die Satzzeichen mit großer Flüchtigkeit.

53. Dafür haben sie sich in anderer Weise um unsere Sprache verdient gemacht. Ihr deutsches Empfinden hat sie meist davor bewahrt, der Ausländerei zu verfallen. Frauen waren die ersten, die dem Latein des Mittelalters den Laufpaß gegeben, Frauen waren es auch, die sich am längsten von der Französelei des 17. Jahrhunderts frei gehalten haben. Namentlich wo ihre Liebe ins Spiel kam, bedienten sie sich gern der heimischen Rede. In einer Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee ist ein Schreiben verzeichnet, das aus der Feder einer Frau stammt und sich an den Geliebten wendet. Es beginnt mit einem Verse des römischen Dichters Ovid und ist nach Art der Briefe jener Zeit lateinisch verfaßt. Die Schreiberin zieht darin gegen den Auserwählten ihres Herzens zu Felde und geht überhaupt nicht gerade zart mit dem männlichen Geschlechte um. Was aber die Hauptsache für uns ist, in der Erregung ihres Inneren durchbricht sie die Schranken der lateinischen Sprache und mischt fortwährend deutsche Wörter und Sätze ein. Und wie hier eine Frau von dem richtigen Gefühle geleitet wird, daß für die Empfindungen des Herzens nur die Muttersprache am Platze sei, so auch andere Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts bei den sogenannten Liebesgrüßen jener Zeit. Wohl waren die Frauen vielfach des Lateinischen mächtig, wohl erhielten sie auch in der Regel lateinische Antworten, aber ihre Liebesäußerungen strömten in deutschen Worten aus, wie in den poetischen Freundesliedern

(winileodos = Freundeslieder, nennt sie der Geschichtsschreiber), die Karl der Große durch ein Kapitular von 789 den Klosterjungfrauen zu schreiben und abzusenden verbot. Ähnlich geartet sind die Briefe der Elisabeth von Österreich, der späteren ersten Gemahlin Kaiser Franz' II., an ihren Verlobten. Sie sind französisch geschrieben, aber die Liebesangelegenheiten werden darin gewöhnlich deutsch zum Ausdruck gebracht. Und haben nicht deutsche Fürstinnen im Auslande an ihrer Muttersprache festgehalten? Konnte doch die schon oben genannte Liselotte nicht verstehen, wie Frauen in der Heimat miteinander französisch korrespondierten. Sie bedauert sehr, daß sie selbst infolge mangelnder Übung manchen guten Ausdruck vergessen, und fragt ab und zu bei ihren Verwandten an, wie dieses oder jenes französische Wort richtig in unsere Sprache übersetzt werden könne. Ihren Stiefbruder Karl Moritz aber, der es für gut befand, an sie französisch zu schreiben, setzt sie darob zur Rede und beruhigt sich erst wieder, als er sich entschuldigt. Daher schreibt sie: „Lieber Karl Moritz, sobald ich weiß, daß Ihr das liebe Teutsch nicht verachtet und auch persuadiert seid, daß ich es nicht tue, so könnt Ihr mir nur schreiben, wie es Euch am gemächlichsten ist"; und ein andermal äußert sie: „Daß man einander auf französisch schreibt, approbiere ich nicht. Denn warum kann man nicht ebensowohl ohne Ceremonie in teutsch als französisch schreiben?" Ferner ist es bedeutsam, daß in Goethes Wahlverwandtschaften die Geliebte über einen französisch geschriebenen Brief ihres Liebhabers so erschrickt wie über einen halben Beweis seiner Untreue.

Und wie mit der fremden Sprache, so verhält es sich auch mit den Fremdwörtern. Auch ihnen sind die Frauen meist abgeneigter gewesen als die Männer. Weil sie sich selten mit wissenschaftlichen Stoffen beschäftigen, liegen ihnen die griechischen und lateinischen Brocken fern, und wenn sie auch in neuerer Zeit infolge des englischen und französischen Unterrichts ab und zu Ausdrücke dieser Sprachen einfließen lassen, so geschieht es doch meist unwillkürlich und nicht in dem Bestreben, damit zu prunken. Sagt doch schon Liselotte 1699: „Was mich ver-

drießen kann, ist, daß man fremde Ausdrücke aus Affektion einmischt. Dieses Wort konnte ich unmöglich anders auf Deutsch sagen."

54. Bezeichnend ist ferner für die Frauen ihre Neigung, Altes in der Sprache zu bewahren. Da sie weniger in die Welt hinauskommen und viel auf ihre Häuslichkeit beschränkt sind, finden sie nicht so reiche Gelegenheit wie die Männer, Neues kennen zu lernen, halten daher im mündlichen Ausdruck und im schriftlichen Verkehr Altertümlichkeiten oft mit Zähigkeit fest. Schon Plato hebt im Cratylus diese Eigenschaft hervor mit den Worten: „Die Frauen bewahren hauptsächlich altertümliche Wendungen", und Cicero bestätigt dies in seiner Schrift über den Redner (III, 12, 45), wo er sagt: „Wenn ich meine Schwiegermutter Lälia höre, so glaube ich Plautus oder Nävius zu hören. So richtig, so schlicht ist der Ton ihrer Stimme; nichts von Ziererei, nichts von Nachäffung. So sprach gewiß ihr Vater, so sprachen ihre Vorfahren, nicht plump, bäurisch, stockend, sondern knapp, gleichmäßig, sanft." Dazu fügt er als Grund: „Die Frauen bewahren nämlich leichter das Altertümliche unverdorben, weil sie mit wenigen verkehren und daher immer das festhalten, was sie zuerst gelernt haben." Ähnlich verhält es sich in neuerer Zeit. Der italienische Dichter Dante schrieb die ersten Versuche, die Volkssprache Italiens für den Schriftgebrauch heranzuziehen, dem stillwirkenden Einfluß der Frauen zu, die des Lateinischen unkundig seien. Und um auch einen Vertreter unserer Literatur zu Worte kommen zu lassen, so erwähne ich, daß Jean Paul im Siebenkäs von der Frau des gleichnamigen Armenadvokaten berichtet: „Sie konnte ohne Bedenken sagen, fleuch, reuch, kreuch anstatt flieg, riech, kriech. Diese religiösen Altertümer aus Luthers Bibel waren ihr brauchbare Beiträge zu dem Idiotikon ihrer Empfindungen und seiner Honigwochen."

Endlich ist noch hervorzuheben, daß es das weibliche Geschlecht auf den Gebieten, die ihm besonders naheliegen und seine persönliche Teilnahme hervorrufen, mit dem Ausdruck genauer nimmt als das männliche. Während es mit der

Geometrie meist auf gespanntem Fuße steht und z. B. von einem viereckigen Zimmer redet, wo ein quadratisches gemeint ist, liegt ihm daran, die Farbenabschattungen, mit denen es bei den Kleidern so viel zu schaffen hat, möglichst genau zu unterscheiden, und was die Angelegenheiten der Kinder betrifft, so haben die Frauen dafür ein vorzügliches Gedächtnis und eine reiche Darstellungsgabe. Rudolf Reichenau gibt dafür in seiner Schrift „Aus unseren vier Wänden" einen niedlichen Beleg: Die Mutter hat das Kind vor sich im Schoß, lächelt und nickt ihm zu. „Wie alt ist der Kleine?" Mittwoch ein Vierteljahr!" Also Mittwoch! Der Vater des Kindes würde vielleicht gesagt haben: „ein Vierteljahr oder bald, nächstens ein Vierteljahr." Im Munde der Mutter wäre das ein unerklärlicher Mangel an Genauigkeit.

55. So viel vom Stil der Frauen! Sehen wir nun zu, wie sie selbst von der deutschen Sprache gekennzeichnet und in unserem Schrifttum geschildert werden! **Weib** ist jetzt die Geschlechtsbezeichnung, in alter Zeit aber auch ehrender Ausdruck für die einzelne Frau. In diesem Worte lag sogar etwas Geheimnisvolles, Bezauberndes, Prophetisches[1]), und noch Walter von der Vogelweide gibt ihm den Vorzug, wenn er sagt: „Möchte Weib immer der Weiber höchster Name sein! Er gilt mehr als Frau, wie ich's erkenne." Dieser Zusatz deutet darauf hin, daß zu seiner Zeit das Rittertum bereits das Weib herabgesetzt und dafür die **Frau**[2]), die Gemahlin des frô (Herr, also die Herrin), erhoben hatte. Für die vrouwe und in ihrem Auftrage verrichtete der Ritter seine Dienste, um ihr zu gefallen,

---

1) Weil man den Frauen die Gabe der Weissagung zuschrieb, verlieh man ihnen gern Namen, die mit -run (Gudrun, Friderun, Ortrun, Wolfrun u. a.) zusammengesetzt sind.

2) Poetisch, doch unrichtig ist die Ableitung Rückerts, der im „Kleinen Frauenlob" sagt: „Frauen sind genannt vom Freuen, weil sich freuen kann kein Mann ohn' ein Weib, das stets von neuem Seel' und Leib erfreuen kann. Wohlgefraut ist wohlgefreuet, ungefreut ist ungefraut; wer der Frauen Augen scheuet, hat die Freude nie geschaut. Wie erfreulich, wo so fraulich eine Frau gebärdet sich so getreulich und so traulich, wie sich eine schmiegt an mich."

zog er auf Abenteuer aus; ihre Gunst erwarb er durch wackere Taten. Doch auch das Wort Frau erlitt mit dem Niedergange des Rittertums Einbuße an seinem Ansehen, und als sich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges französische Art in deutschen Gauen verbreitete, traten Dame (= lat. domina, Herrin) und Madame[1]) an die erste Stelle. Erstarrte Bildungen aber wie Liebfrauenkirche oder Kirche unserer lieben Frau lassen erkennen, daß einst sogar die Mutter Gottes den Ehrentitel Frau gehabt hat.

Auch in den Namen der Frauen macht sich der Unterschied der Zeiten deutlich wahrnehmbar. Mit Recht bemerkt Scherer in seiner Literaturgeschichte: „Die alten deutschen Frauennamen zerfallen in zwei verschiedene Gruppen; die eine verbindet Natur und Schönheit, sie sucht das Liebliche und Anmutige, das Wohltätige und Erfreuende zu bezeichnen. Die Namen dieser Gruppe reden von Liebe, Treue, Wonne, Heiligkeit und Frieden[2]), die andere Gruppe zeigt uns die Frauen als kampfesfroh, waffenführend, Fackeln schwingend, zum Siege stürmend.[3]) Ob aber diese doppelte Auffassung auf verschiedene Zeiten zurückzuführen ist, vermögen wir nicht mehr zu sagen." Seit dem 13. Jahrhundert drangen in wachsendem Maße die kirchlichen Namen ein, die nach den Heiligen des Kalenders oder nach biblischen Persönlichkeiten gewählt wurden. Hedwig, Hildegard, Kunigunde u. a. Bezeichnungen mußten jetzt zugunsten von Anna, Maria, Martha, Magdalena, Agnes, Sophie weichen, vor allem wurde Elisabeth beliebt, das noch jetzt in allen möglichen Variationen wie Elsbeth, Lisbeth, Elise, Else, Elly, Betty häufig auftritt. Bei der tieferen Hingabe an die christliche Lehre räumten die Frauen

1) Dame wurde auch ein bevorzugter Stein im Brettspiel und dann dieses selbst genannt.

2) Z. B. Berta (die Glänzende), Adelheid (die Adelglänzende), Dagmar (glänzend wie der Tag), Liebetraut, Liebegard, Irmintrud, Hulda.

3) Z. B. Hildegunde, Brunhild, Gertrud, Hedwig, Walburg, Schwanhild, Mechthild, Hildegard, Sigrun.

viel gründlicher mit den deutschen Namen auf als die Männer, ja, es gab Familien, in denen alle Söhne deutsche, alle Töchter aber biblische, besonders hebräische Namen führten.[1]) Eine andere Zeit spricht aus Benennungen wie Selinde, Belinde, Melinde, Philinde, Rosalinde, die dem Rokokogeschmack des 18. Jahrhunderts besonders zusagten und im Munde von Schäfern wie Corydon und anderen Helden der Schäferpoesie ebenso gang und gäbe waren wie Sigelinde und Theudelinde im Zeitalter des Nibelungenliedes. Die Damen à la mode in Reifrock und Turmfrisur schämen sich alter deutscher und biblischer Namen, wenden ihre Gunst den mit französischen und italienischen Endungen -ette, -otte, -ine geschmückten zu und huldigen den mit diesen Kose- und Tändelsilben versehenen Namen Henriette, Jeannette, Charlotte, Karoline, Georgine, Philippine.[2]) Die kosmopolitische Art der neueren Zeit aber hat uns mit Erzeugnissen aller Kultursprachen beglückt. Die Namen von Goethes Dorothea und Dora, Philine und Euphrosyne sind griechischen Ursprungs, die von Schillers Laura und Kosegartens Jukunde stammen aus dem Latein, Klopstocks Geliebte Fanny (Sophie Schmidt) erfreut sich einer aus Franziska oder Stephanie in England umgeformten Bezeichnung usf.

56. Gleichfalls einen starken Wandel können wir bei den schmückenden Beiwörtern beobachten, mit denen die Frauen in der Dichtung eingeführt werden. Im Heldenliede des Mittelalters erscheinen sie meist als schön, edel, gut, ab und zu auch mit der Steigerung viel edel, viel gut, unmäßig schön; seltener sind Ausdrücke wie minnigliche Maid, wonnigliches Kind, wätliches Weib, mächtige (reiche) Königin, wohlgetane, hochgemute Frau; Walter von der Vogelweide redet auch von werten Weibern, ja, er nennt sie

1) So kommt es, daß von den Hunderten altdeutscher Frauennamen jetzt nur noch 10—15 im Gebrauche sind wie Gertrud, Adelheid, Hedwig, Berta, Ida, Emma, Gisela, Mathilde, Klothilde, Hildegard.

2) Vgl. Blumschein, Streifzüge durch unsere Muttersprache. S. 97.

schon Engel: „Recht wie Engel sind die Weiber geartet.“[1]) Aber mit Beiwörtern körperliche Schönheit zu malen liegt jener Zeit noch ziemlich fern. Wohl ist schon von der weißen Hand, von dem gelben Haar oder roten Munde die Rede, aber ziemlich selten, und homerische Zusammensetzungen wie weißarmig, flechtengeschmückt, helläugig, hoheitblickend sucht man in den mittelhochdeutschen Epen vergeblich. Wie das 15. Jahrhundert über die den Jungfrauen gebührenden Epitheta dachte, sagt uns die Vorschrift eines Briefstellers aus jener Zeit, wonach man in der Anrede zu verwenden habe: minnigliches, subtiles, wohlgebildetes, gerades, fürbündliches, inbrünstiges, wollüstiges, wohltätiges, überliebstes Frauenzimmer. Im Volksliede begegnen wir namentlich dem Worte lieb, das auch in Gebilden wie Liebchen, Feinsliebchen, Herzliebchen vertreten ist. Einen höheren Ton schlägt Klopstock an mit der Bezeichnung göttlich für seine Fanny und mit den Worten, die er über Petrarkas Geliebte Laura äußert: „Laura war jugendlich schön[2]), ihre Bewegungen sprachen alle die Göttlichkeit ihres Herzens, und

1) Walter von der Vogelweide sagt zum Preise der Frauen unter anderem: „Wenn voll Schönheit eine edle Maid, wohlgekleidet und das Haupt geschmückt, sich zu freuen, unter Leute geht, hochgemut in ihrer Fraun Geleit, und bisweilen züchtig um sich blickt, der Sonn' bei Sternen gleich an Majestät; der Mai bring' alle seine Wunder, sagt, was ist so Wonnigliches drunter als ihr gar so wonniglicher Leib? Wir lassen alle Blumen stehn und schauen an das werte Weib.“ Ferner „Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen. So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen in Lüften und auf Erden und in allen grünen Auen.“ Gottfried von Straßburg nennt die schöne Frau eine Wunderrose im Mai und sagt von ihr: „Die Wonnige, Sonnige, Sonnengleiche erleuchtet alle Reiche.“ Bei demselben Dichter lesen wir: „So kam die Königin Isot, das wonnigliche Morgenrot, mit ihrer Sonne (Isolde) an der Hand. Die junge, süße Königin zog die Gedanken zu sich hin aus manches Herzens Schiff wie der Magnet zum Riff die Barken.“ Von Brunhild heißt es im Nibelungenliede: „Sie war unmäßig schön, gar groß war ihre Kraft.“

2) Das weibliche Geschlecht wird geradezu das schöne Geschlecht genannt; auch findet sich für ein einzelnes weibliches Wesen das substantivierte Wort „die Schöne“.

wert, wert der Unsterblichkeit trat sie hoch im Triumph daher, schön wie ein festlicher Tag, frei wie die heitere Luft, voller Einfalt wie die Natur." Die Anakreontiker des 18. Jahrhunderts lieben es, die Frauen mit Epithetis wie hold, zärtlich, sanft und anmutsvoll zu bedenken. In der Sturm- und Drangzeit spricht man gern von englischen Mädchen und von Engeln. In den Briefen Goethes an Frau von Stein kehrt dieser Ausdruck sehr oft wieder, auch in der dritten Person bezeichnet er sie so (nach Tische ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe), und im Clavigo werden fünfmal Frauen mit Engeln verglichen; daneben begegnen wir dem Beiworte golden, wie z. B. Goethe die Gräfin Auguste von Stolberg ein goldenes Kind nennt. Realistischer ist derselbe Dichter in Schöpfungen wie Hermann und Dorothea. Wo er uns dieses echt deutsche Mädchen zum erstenmal vorführt, ist ihm darum zu tun, ihre kernige, kräftige Art hervorzuheben. Daher verleiht er ihr eine Umgebung, aus der wir einen Schluß auf ihren stattlichen Wuchs ziehen können, und sagt II, 22 ff.: „Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget, von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands; nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen, lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Tiere, trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich." Auch Gretchen im Faust und Lotte im Werther sind getreu nach der Wirklichkeit gezeichnet. Schiller schwärmt in seiner Jugend von der sanften Augen blauem Himmel, dem wollustheißen Munde, dem Strahlenblicke, dem purpurischen Blute der Wangen Lauras, später aber fordert er die Männer auf: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben, flechten der Liebe beglückendes Band, und in der Grazie züchtigem Schleier nähren sie wachsam das ewige Feuer schöner Gefühle mit heiliger Hand", und fügt hinzu: „Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er; aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib."[1])

---

1) Vgl. Goethes Tasso II, 1: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an."

57. Wir haben bisher nur von den guten Eigenschaften der Frauen gesprochen und müssen nun noch der Schattenseiten gedenken, die oft genug gegeißelt worden sind. Wie das Volk darüber denkt, lassen die Sprichwörter deutlich erkennen, z. B. „Morgenregen und Frauentränen dauern nicht lange“ oder „zwischen eines Weibes Ja und Nein läßt sich keine Nadelspitze stecken“ und „der Weiber Weinen ist heimlich Lachen“. Auch an Versen ähnlichen Inhalts fehlt es nicht, so sagt schon Freidank: „Weib und Spieles Liebe macht manchen Mann zum Diebe“, und ein Spruch aus neuerer Zeit lautet: „Fürstengunst, Aprilenwetter, Frauenlob und Rosenblätter, Würfelspiel und Kartenglück wechseln jeden Augenblick“, ein anderer: „Weiberlieb' und Herrengunst sind nicht mehr als blauer Dunst“ und „Weibertränen, Tröpfelbier, gibt kein Mensch was Rechts dafür“. Über den Wankelmut und die wählerische Art des verliebten Mädchens läßt sich das Volkslied oft aus. Selten heißt es da: „Mein Schatz is a Reiter, a Reiter muß'r sein, das Pferd gehört dem König, der Reiter is mein“, oder mit volksetymologischer Deutung: „Mein Schatz is a Schandarm, und a Schandarm muß'r sein, die Schand' is 'm König und der Darm der is mein“; viel häufiger singt die Unzufriedene: „Ich hab' immer denkt, ich krieg' a Student, jetzt hat mi der Teisi (Teufel) a Schneider aufgehängt“ oder „Meine Mutter hat gesagt, sauer is nicht süße, nimm dir keinen Bäckerjungen, der hat krumme Füße, nimm dir einen aus der Stadt, der 'ne schlanke Taille hat.“ Sie will keinen Schuster, weil dieser schwarze Hände habe, keinen Schneider, weil dieser zu lange sitze, keinen Kaufmann, der zu viel verborge, keinen Fuhrmann, der zu weit fahre uff.

Dem Musensohne erscheint das Mädchen als Backfisch oder Schmaltier, als Evas Tochter oder Besen; die Geliebte nennt er Dulcinea oder Rosinante. Der Mann aus dem Volke hat ein großes Register von Wörtern zur Verfügung, um Frauen zu bezeichnen, die nicht so sind, wie sie sein sollen; er spricht von Klatschbasen und Zanktippen

(Xanthippen), **Naschkatzen** und **Schnattergänschen**, **Betschwestern** und **Rabenmüttern**.[1]) Namentlich gern verwendet er Zusammensetzungen mit Vornamen wie Liese, Suse, Lotte oder mit Sachbezeichnungen wie Tasche und redet daher von einer **Schwatzliese**, **Heulsuse**, **Drecklotte**, **Plaudertasche**. Aber auch **zimperliche** (vgl. oberdeutsch zimpfer, fein) und **schnippische** (= redegewandte, von nd. sneb, Schnabel), **aufgedonnerte** und **aufgetakelte**, **schwänzelnde** und **kokette** (coquet von coq, der Hahn) sind übel angeschrieben und verfallen leicht dem Gespötte des männlichen Geschlechts. Wenn man sie schnöde beim Tanze sitzen läßt, spielen sie die Rolle von Mauerblümchen oder scheuern die Bänke (Leipzig), tanzen mit Bankhansen (Altenburg), pflücken Petersilie (Mecklenburg), hüten den Hund (Bayern) oder schimmeln (Sachsen), haben auf jeden Fall keinen Ankratz.[2]) Wenn sie aber **alte Jungfern** geworden sind, ergeht es ihnen im Volksmund nach dem Tode noch schlimmer: die Thüringerinnen müssen dann ewig Schloßen quirlen, die Frankfurterinnen den Pfarrturm putzen, die Pinzgauerinnen müssen auf dem Brugger Moos Backscheite sieben, die Tirolerinnen das Sterzinger Moos mit ausgespannten Fingern messen, die Bayerinnen Kiebitze, die Brandenburgerinnen Gänse oder Ziegen hüten; in einem großen Teile Deutschlands ist auch die Anschauung verbreitet, daß die lediggebliebenen Mädchen nach dem Tode den Altweibersommer herstellen, den sonst die Nornen verfertigen. Weil sie nicht unter die Haube[3]) gekommen sind, bleibt es

---

1) Vgl. auch Muhmenweisheit und Rockenphilosophie (= Aberglaube).

2) Da man im 16. und 17. Jahrhundert sagte „viel Ankrähens haben" und noch jetzt in Westfalen spricht „Ankrigg haben" (d. h. Ankräh), so ist nicht unmöglich, daß Ankratz entstellt ist aus Ankrahts, also das Gegenteil bezeichnet von der Wendung „nach dem kräht kein Hahn". Doch wäre auch möglich, an kratzen zu denken; denn in Mitteldeutschland sagt man von jemand, der sich geehrt fühlt, er fühle sich gekratzt oder gekrabbelt.

3) Diese trugen einstmals nur verheiratete Frauen.

ihnen wenigstens erspart, „böse Sieben“[1]) zu werden; ebenso entgehen sie dem üblen Rufe der Stiefmütter und Schwiegermütter. Die Stiefmutter ist nach dem Sprichwort des Teufels Unterfutter oder des Teufels Großmutter; denn schon seit den ältesten Zeiten erscheint der Böse auch in weiblicher Gestalt. Begegnet uns doch das Wort Unhold zuerst als Femininum, werden doch in dem alten fränkischen Taufgelöbnis vom Ende des 8. Jahrhunderts diejenigen, welche sich zum Christentum bekehren, an erster Stelle aufgefordert, sich von der Unholdin (= dem Teufel) loszusagen (vgl. got. unhulthôns, Unholdinnen, Teufel neben ahd. holdo, genius).

So stehen sich auf diesem Gebiete Dichter und Volk meist schroff gegenüber; jener idealisiert gern und sucht mehr die Lichtseiten des weiblichen Wesens hervorzuheben, dieses hält sich an die gemeine Wirklichkeit und greift in seiner Lust am Scherz und in seiner Neigung zu übertreiben oft zu grellen Farben, nimmt daher den Mund gern etwas voll, wo es eine Blöße entdeckt. Das Richtige wird, wie so häufig, in der Mitte liegen.

---

1) Schon 1664 betitelte Joachim Rachel die erste seiner Satiren „Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben“ und führte darin je ein mürrisches, schmutziges, verschmitztes, schimpfendes, herrschsüchtiges, plauderndes und hochmütiges Weib vor. Der Ursprung des Ausdrucks böse Sieben ist noch nicht aufgeklärt. Man vermutet Zusammenhang mit den sieben Todsünden, die schon 1520 personifiziert und als Töchter Luzifers angesehen werden. Ebenso kann das Karnuffelspiel von Einfluß gewesen sein, in dem die Sieben, die das Bild des Teufels trägt, alle übrigen Karten abstechen kann, weshalb schon 1562 ein Buch verfaßt wurde über „die böse Sieben in des Teufels Karnuffelspiel“. Dagegen ist wohl nicht an eine Anspielung auf die siebente Bitte („Erlöse uns von dem Übel“) zu denken. Genaueres findet man bei Kluge, Zeitschr. f. d. Wortforschung I, S. 363 ff.

Brevity is the soul of wit.
Kürze ist des Witzes Seele.
Shakespeare (Hamlet II, 2).

16. Der Volkswitz.

58. Humor und Witz sind Geschwister, aber von ungleicher Beschaffenheit. Jener entspricht mehr der germanischen Art und ist daher besonders von Engländern wie Sterne oder Dickens und von Deutschen wie Jean Paul, F. Th. Vischer, W. Raabe und Fr. Reuter gepflegt worden, dieser erfreut sich namentlich der Gunst der Franzosen, in deren Lande die Calembourgs heimatsberechtigt sind. Der Humor will uns mit behaglicher Ruhe über die Kleinheit der irdischen Verhältnisse und über die Unannehmlichkeiten des Lebens hinwegheben. Er ist daher harmlos und gutmütig und sucht, weil er im Herzen wurzelt, das Unglück durch sanftes Mitleid zu verklären. Der Witz dagegen will die Lachmuskeln der Hörer in Tätigkeit setzen, ihm ist daher jedes Mittel recht. Er schont niemand; denn er ist lediglich Sache des Verstandes und geht besonders darauf aus, versteckte Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Dingen herauszufinden.[1] „Der Humor ist ein Krösus, der aus der Fülle eines reichen, warmen Herzens schöpft, der Witz aber ein Bettler, der von der Hand in den Mund lebt.“ Humoristisch ist die bekannte Antwort, die Luther auf die verfängliche Frage gab, was der liebe Gott

---

1) Der Humor hat seinen Namen (humor, Feuchtigkeit) von der längst aufgegebenen Ansicht erhalten, daß die Gemütsstimmung von der Mischung der „vier Hauptsäfte“ des Körpers abhängig sei, der Witz dagegen ist benannt von wissen und bedeutet ursprünglich Klugheit, wie man noch jetzt aus gewitzigt, d. h. durch Erfahrung klug geworden, erkennen kann. Der Name Calembourg wird auf den Pfaffen vom Kahlenberge (Ende des 15. Jahrhunderts) zurückgeführt. Das deutsche Wort Kalauer ist entweder von den aus der brandenburgischen Stadt Kalau datierten Korrespondenzen des Kladderadatsch benannt oder unter Anlehnung an ihren Namen aus Calembourg zurechtgelegt. Vgl. auch G. Leuchtenberger, Hauptbegriffe der Psychologie, Berlin 1899, S. 88 ff.

während der Ewigkeit, die der Weltschöpfung vorausging, getan habe: er habe in einem Birkenwalde gesessen und Ruten abgeschnitten für unnütze Fragesteller, witzig dagegen die Bezeichnung Engel mit einem B für einen Bengel.

Reiche Fundgruben des Witzes sind der Kladderadatsch und die Fliegenden Blätter, am üppigsten aber quillt er im mündlichen Verkehr des Volkes, das mit scharfer Beobachtungsgabe Parallelen zu ziehen und den springenden Punkt herauszufinden weiß. Alles bringt der Witz zusammen; denn nach Jean Paul ist er ein verkleideter Priester, der jedes Paar kopuliert, und nach Geibel „ein schelmischer Pfaff, der keck zu täuschendem Ehbund zwei Gedanken, die nie früher sich kannten, vermählt. Aber der nächste Moment schon zeigt dir im Hader die Gatten, und vor dem schreienden Zwist stehst du betroffen und lachst". Mit besonderer Vorliebe werden eben solche Paare vereinigt, die ganz ungleich sind und ein Mißverhältnis zueinander aufweisen. Ein Wortwitz entsteht, wenn die Ähnlichkeit bloß in den Worten, ein Sachwitz, wenn sie im Gedanken liegt. Als Moltke am 14. Juni 1866 zu Bismarck sagte: „Wissen Sie schon, daß die Sachsen die Elbbrücke in Dresden gesprengt haben?" und bei dessen Verwunderung hinzufügte: „ja, aber mit Wasser", lieferte er einen Beitrag zu jener Gattung; als aber ein Berliner Schusterjunge dem mit ausgestreckter Hand dargestellten Helden eines Denkmals die Frage in den Mund legte: „Tröpfelt's schon?" bekannte er sich zu dieser Art des Witzes. Wie es in der Natur der Dinge begründet ist, liegt von seiten des Redenden meist Absicht vor, doch fehlt es auch nicht an unfreiwilliger Komik. Diese liegt z. B. vor, wenn ein zerstreuter Professor erzählt, Alexander der Große sei in Abwesenheit seiner Eltern geboren.

59. Wir führen nun zunächst eine Reihe von namentlich in Niederdeutschland verbreiteten witzigen Aussprüchen (apologetischen Sprichwörtern) an, in denen eine allgemeine Wahrheit durch einen besonderen Fall erläutert wird, und zwar so, daß ein dort in übertragener Bedeutung gebrauchtes Wort hier in gewöhnlichem Sinne steht und infolge davon die beiden Teile

herzlich schlecht zueinander passen; z. B. alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle tot; so kommt Gottes Wort in Schwung, sagte der Teufel, da warf er die Bibel über den Zaun; dem Gefühle nach hat der Mann recht, sagte der Advokat, als ihm der Bauer einen Dukaten in die Hand drückte; aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Amboß. Doch nicht bloß auf absichtlich falscher Auffassung der Worte beruht der Witz solcher Redensarten, sondern überhaupt auf dem Gegensatze zwischen dem vorgetragenen Ausspruche und der angenommenen bestimmten Situation, z. B. nur nicht ängstlich, sagte der Hahn, da fraß er den Regenwurm; nichts für ungut, sagte der Fuchs, da biß er der Gans den Kopf ab; vom Himmel hoch da komm' ich her, sagte der Zimmermann, als er vom Dache fiel; der liebe Gott ist auch im Keller, sagte der Mönch, als er zum Wein ging; wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sagte der Teufel, da setzte er sich in einen Bienenschwarm. Die Form dieser Wendungen ist also die denkbar einfachste und bleibt sich immer gleich; überall wird die erste Hälfte in direkter Rede eingeführt und die zweite durch da oder als angeknüpft; dazwischen steht in allen Fällen „sagte der und der". Unwillkürlich denkt man beim Lesen solcher Witzworte an die Art des gleichfalls niederdeutschen Till Eulenspiegel. Denn wie schon Goethe (Sprüche in Prosa) hervorhebt, beruhen die Hauptspäße dieses lustigen Gesellen darauf, daß alle figürlich sprechen und er es eigentlich nimmt, so daß er z. B. auf die Aufforderung: „Gehe mir aus den Augen!" antwortete: „Da müßte ich euch durch die Augenlöcher kriechen, wenn ihr die Augen zutätet." Damit lassen sich Sätze vergleichen nach Art des bekannten: er *reißt aus* wie Schafleder, die in dem größten Teile Deutschlands üblich sind und den Widerspruch zwischen einer Behauptung und dem dazu gefügten Vergleich enthalten. Denn der Witz entsteht hier durch den Doppelsinn des Wortes ausreißen (= zerreißen und davonlaufen). Ähnlich verhält es sich mit den volkstümlichen Ausdrücken: er hat *Einfälle* wie ein altes Haus, sie ist *gerührt* wie Apfelmus, es *zieht* wie Hechtsuppe, er ist *grob* wie Bohnenstroh

oder wie Sackdrillich (vgl. sackgrob und Martini, Gelehrter teutscher Rednerschatz 1704, S. 177), falsch wie Galgenholz, er hat eine Anstellung an der Wand (vom umherlehnenden Faulpelz), er hat einen anschlägigen Kopf (von jemand, der auf den Kopf fällt)[1]), er ist verschmitzt wie eine Fuhrmannspeitsche (die vorn eine Schmitze hat), wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Anders liegt der Fall, wenn zwei Wörter von gleichem Klange, aber verschiedener Bedeutung miteinander vertauscht und füreinander eingesetzt werden. Dies geschieht besonders häufig in den Mundarten, wo lautlicher Zusammenfall weiter verbreitet ist als in der Schriftsprache. Z. B. sagt man in Thüringen zu einem Zweifelnden: Wenn du's nicht glêbst (= gläubst, d. h. glaubst, und kleibst), da mauerst du's[2]); ebenso hört man dort das Scherzwort: Wenn's hüte (= heute und Häute) regnet, werden die Schuhe wohlfeil, wenn's aber morn (= morgen und Mauern) regnet, fallen die Häuser ein. (Vgl. Lappländer = Mensch mit zerrissenen Kleidern, Lappen.)

Auch durch volksetymologische Umdeutung eines Wortes erzielt man oft einen komischen Effekt. Darin haben Schriftsteller wie Fischart Großes geleistet, der Jesuiter in Jesuwider, Podagra in Pfotengram, melancholisch in maulhenkolisch, Notar in Notnarr, Sarazenen in Saurezähne, Apotheker in Abdecker verdreht; aber ebenso willkürlich und gewaltsam verfährt das Volk mit Fremdwörtern und Eigennamen, und wenn dies mit Absicht geschieht, ist der Wortwitz oft beißend. So wurden die für Deutschland faulen Friedensschlüsse von Nymwegen (1678) und Ryswyk (1697) mit Anspielung auf die Länderverluste als Friede von Nimmweg und Reißweg bezeichnet, so nannte man den Gegner Luthers statt Murrner Murrnarr, den mißliebigen hessischen Minister Hassenpflug Hessenfluch und den französischen General Mortier Mordtier. Aus Zivilverdienstorden wird Zuvielverdienst-

1) Schon bei Gryphius im Peter Squenz.

2) Vgl. Weiße, Überflüss. Ged. 1701 S. 4 und Grimms Deutsch. Wörterb. V, 1067.

orden zurechtgelegt, aus Rheumatismus Reißmatismus, ein bequemer Stadtsekretär heißt Stadtkommode und ein Professor Brotfresser.

60. Wieder anderer Art ist der Witz, wenn ein Wort und die damit bezeichnete Sache in Widerspruch stehen. So pflegt der Mann aus dem Volke das Wasser mit Namen zu belegen, die ähnlich wie die Weinmarken oder Bierbenennungen lauten, z. B. Plumpenheimer, Gänsewein, Bornsches (nämlich Bier: Anspielung auf Born = Brunnen und auf die sächsische Stadt Borna) oder mit genauerer Angabe des Jahrganges Schöpfesechziger, Brunnenachtziger; so sagt man von einem Menschen, der schmutzige Fingernägel aufweist, er habe Landestrauer, und von einem, der mit den Beinen baumelt, er läute zu einem Eselsbegräbnis. Auch durch Änderung eines Wortes in einer formelhaften, fest ausgeprägten Redewendung entsteht ein komischer Sinn, z. B. wenn es heißt: Der Mensch denkt, die Menschin lenkt, oder: der Mensch denkt, der Kutscher lenkt (statt Gott lenkt); kommt Zeit, kommt Draht (= Geld statt Rat); alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von dummen Fragen (statt schönen Tagen); ebenso wenn durch Übertreibung von jemand etwas behauptet wird, was er in Wirklichkeit gar nicht ausführen kann; z. B. sagt man von einem ungeduldig Wartenden, er stehe sich die Beine in den Leib, von einem hastig Davonlaufenden, er nehme die Beine unter den Arm, von einem Altklugen, er höre das Gras wachsen oder die Krebse niesen, von einem Bäcker, der zu poröse Semmeln gebacken, er habe seine Frau durchgejagt, von einem Schläfrigen, er besehe sich inwendig; dem Kahlhäuptigen ist nach der Anschauung des Volkes der Kopf durch die Haare gewachsen, dem Furchtsamen fällt das Herz in die Hosen, dem Blatternarbigen hat der Teufel Erbsen auf dem Gesichte gedroschen. Nicht einmal schwere Erkrankung oder Tod gebieten dem Witze Einhalt; so sagt man von einem Schwindsüchtigen (oder wie ihn das Volk wohl auch scherzhaft nennt, von einem Schwindsuchtskandidaten), er pfeife auf dem letzten Loche (nämlich der Flöte), von einem dem Tode Nahen, dem

bereits die Füße geschwollen sind, er habe die Reisestiefel angezogen; ein in der sandigen Lausitz Begrabener treibt Sandhandel, ein ins Gotteshaus getragener Leichnam ist auf dem Rücken in die Kirche gegangen. Henken hieß in der Sprache des 17. Jahrhunderts in der Luft arrestieren, zum Feldbischof machen, Hanfsalat zu essen geben, Würgelbeeren kosten lassen; ein Gehenkter ist an der Brezel erstickt, die in eines Seilers Haus gebacken worden, hat Henkelbeeren gegessen, ist halsleidend, geht mit den vier Winden zu Tanze oder muß an der Herberge zu den drei Säulen als Bierzeichen aushängen.

Bei der Neckluft, die unser Volk von jeher besessen hat, kann es nicht auffallen, daß sich auf manchen Gebieten eine große Zahl von witzigen Benennungen findet, z. B. für die einzelnen Gewerbe. So muß sich der Schmied die Bezeichnung Rußwurm gefallen lassen, der Schuster wird Pechhengst, Knieriem oder Zickendraht[1]) genannt, der Schneider Fadenbeißer oder Ritter von der Nadel[2]), der Wagner Krummholz, der Roßhändler Roßkamm, der Maurer Dreckschwalbe, der Hutmacher Kopfschuster, der Jäger Laubfrosch, der Barbier Verschönerungsrat, der gewerbsmäßige Mäusefänger Kammerjäger, der Apotheker Neunundneunziger (weil er 99 % verdient), Pillendreher oder Giftmischer, der Ökonom Stoppelhopser (vgl. das mhd. Wort ackertrappe), der Rechtsanwalt Linksanwalt, die Köchin Küchendragoner oder Küchenfee und der Kaufmann Ladenschwengel, Tütchensdreher, Heringsbändiger, Rosinenengel, Sirupsritter, Ölprinz, Trankonditor usf. Sehr beliebt sind, namentlich in Niederdeutschland, imperativische Ausdrücke wie Kiek in Aben (sieh in den Ofen) für den Bäcker, Kiek in Busch für den Jäger, Lur upn Penning (Lauer auf den Pfennig) für den Kaufmann, Griepenkerl (Greif den Kerl) oder Packan für den Büttel, Sladot für den Soldaten, denen hochdeutsche Eigennamen wie Ficken-

1) Vgl. mittelniederdeutsch pekdrât, Pechdraht.

2) Vgl. mhd. böckelîn, Böckchen.

wirt (hau den Wirt), Jagenteufel an die Seite gestellt werden können.

Ein anderes Feld, auf dem sich der Volkswitz mit Vorliebe getummelt hat, sind die körperlichen oder geistigen Mängel der Menschen. Im Volksmunde trägt ein Ausgewachsener die Kriegskasse und wird Buckelinsky, Buckelomini oder Buckelorum genannt, ein Schnarchender reißt Barchent, ein Rückenmarkleidender hat vergnügte Beine, weil sein Gang aussieht, als machten sich die Beine ein Privatvergnügen, der Übermütige treibt sein Kälbchen aus, der Kleine heißt abgebrochener Riese oder Dreikäsehoch, der Dicke Fettgriebe, der Unbeholfene Tapp(s) ins Mus oder Platschinbrei[1]), der Geizige Knickebein oder Schabhals, der Leichtsinnige Guckindieluft, der Zerstreute Konfusionsrat, der Wucherer Halsabschneider oder Krawattenfabrikant.

Aber auch sonst ist das Volk außerordentlich erfinderisch. Der Zylinderhut trägt den Namen Angströhre, der hohe Halskragen Vatermörder, ein Insekt, welches den Menschen oft unangenehm belästigt, Schwarzburger, Geld Knöpfe, Asche oder Draht, die Habseligkeiten, die jemand besitzt, seine sieben gebackenen Birnen (vgl. Siebensachen), eine Kleinigkeit niederdeutsch Lickup, Snapup, Sluckup, d. h. etwas, was man gleich auflecken, aufschnappen oder aufschlucken kann.[2]) Ein Schnaps heißt sanfter Heinrich, die Schnapsflasche Karoline, Buchweizengrütze Bokweten- (Buchweizen) hinrik, ein kleines, dickes Kind Pumpernickel, d. h. pumpernder Nikolaus; wer Unglück im Spiel hat, reitet auf der dürren Henne, der Windhund hat Fässer gefressen und die Reifen nicht verdauen können, bar-

1) Schon Oswald von Wolkenstein (1367—1445) kennt einen haintzl tritenbrey, d. h. Heinzel Tritt in den Brei als Bezeichnung für einen ungeschickten Menschen.

2) Personennamen wie Schmeckdiekost, Schmeckebier, Lecksbrätlein, Ißkraut für starke Esser und Trinker oder Hassenpflug für einen trägen Bauern usf. reden eine deutliche Sprache. Vgl. auch A. Heintze, Die deutschen Familiennamen, Halle 1882, S. 50ff.

füßige Kartoffeln sind solche ohne Butter, Dreimännerwein solcher, bei dem zwei Männer nötig sind, um den, der trinken soll, zu halten, und einer, um das Getränk einzugießen, endlich Rachenputzer solcher, bei dem man sich in der Nacht auf die andere Seite legen muß, damit er kein Loch in den Magen frißt.

61. Reiche Ausbeute liefern auch Ortsnamen. Oft knüpft der Volkswitz zur Bezeichnung einer Handlung an Ortsbenennungen an oder erfindet selbst ähnliche. Nach Laufenburg appelliert einer, der entläuft, nach Bethlehem, Bettingen (Dorf bei Basel), Ruhland (Stadt in Schlesien) oder Federhausen geht der Ermüdete, aus Schenkendorf stammt der Freigebige, aus Greifswald oder vom Stamme Nimm der Habgierige, aus Eilenburg der Hastende, aus Anhalt oder Anklam der Geizige. Wer gern etwas umsonst genießt, ist ein Nassauer oder Freiberger, wer allem Unangenehmen aus dem Wege geht, ein Drückeberger, wer gern etwas Gutes ißt, vermacht alles dem Kloster Maulbronn.[1]) Charakteristisch sind auch Bezeichnungen von Kleinbahnen, z. B. in Thüringen und der Mark Brandenburg. Die von Weimar nach Rastenberg wird die kleine Laura genannt, weil man immer auf sie lauern (warten) muß, die von Paulinenaue nach Neuruppin heißt die stille Pauline, die von Berlin nach Kremmen die lahme Karoline, die von Neustadt nach Pritzwalk der tolle Hengst, die von Paulinenaue nach Rathenow die zahme Josephine. Merkwürdige Namen haben ferner oft die Wirtshäuser und Bierlokale. Da gibt es z. B. in Berlin die schmale Weste, die Feldtrompete, den hungrigen Wolf, den blutigen Knochen, den schlottrigen Schuh, anderswo finden wir Gasthöfe und Güter mit den Benennungen der kalte Frosch, der dürre Esel, die nackte Henne, die gerupfte Ente, Fegesack,

---

1) Weitere, namentlich literarische Belege aus Abraham a Santa Clara u. a. bei Wackernagel, Kleine Schriften III, S. 122 ff. Vgl. auch schwäbisch Wüstenberger für einen rohen Menschen und meinen Artikel über nassauern (entstellt aus naß sein, d. h. schlau, verschlagen sein) in Kluges Zeitschr. f. d. Wortforschung I, S. 273.

Fegebeutel, Fallum. Ebenso originell sind die Bezeichnungen von Straßen und Stadtteilen. In niederdeutschen Städten begegnet man öfter Straßennamen wie Sackpfeife, Seidenbeutel, Sperlingsnest, Löffelstiel, Gänsehals, Salzfaß, Bügeleisen, Leimrute, Brotkorb, in schwäbischen Städten Pfannenstiel; das von den Ärmsten bewohnte Viertel heißt ebenda mehrfach Calabrien, in Leipzig die Schweiz, anderswo das Himmelreich. Das Westende von Berlin nennt man Westindien, den Nordwesten derselben Stadt Moabit (für Moab), weil man die Bewohner mit den biblischen Moabitern verglich. Bekannt ist die gleichgültige Ecke in der Reichshauptstadt. Hier ist nach vier Eckhäusern der Jäger- und Oberwallstraße, in denen ein Parfüm-, Wurst-, Kleider- und Lichtziehereigeschäft betrieben wurde, alles Pomade, Wurst, Jacke wie Hose und Schnuppe, also gleichgültig.

Das führt uns zu den Berliner Denkmälern, über die sich der Witz des „Berliner Schusterjungen" in reichem Maße ergossen hat. Der Scharnhorststatue am Kastanienwäldchen, wo die Wachtparade stattfindet, legt man die Worte in den Mund: „Hör' mal die schöne Musik!"[1]) Dagegen wird dem Denkmale Blüchers am Opernplatz die Äußerung zugeschrieben: „Komm mir hier keiner 'rauf auf meinen alten Ofen! Ich habe allein kaum Platz." Der Freiherr von Stein auf dem Dönhoffsplatze spricht: „Noch einen Schritt, und ich falle 'nunter", Graf Wrangel auf dem Leipziger Platz: „Rechts fahren!", Graf Brandenburg in dessen Nähe: „Und wenn der Dreck so hoch ist, mit den Stiefeln komm' ich doch durch."

62. Wie sich hier ganze Gebiete an Witzworten ergiebig zeigen, so stehen auch gewisse Stände in dem Rufe, daß sie diese besonders gepflegt haben; in erster Linie gilt dies von den Soldaten und den Studenten. So heißt das Gardefüsilierregiment im Munde der übrigen Soldaten Maikäfer, angeblich, weil es aus den früheren Garnisonen immer um die Maikäferzeit zu den Paraden nach Berlin gekommen ist,

---

1) Scharnhorst legt die rechte Hand nahe ans Ohr.

die roten Husaren werden Leuchtkäfer genannt, die Feldartilleristen Knalldroschkenkutscher, die Infanteristen Sandlatscher oder Dreckstampfer, die Pioniere Maulwürfe, die Jäger Grünspechte, die Proviantbeamten Mehlwürmer, der Train das schwere Getränke, die Hornisten das Hornvieh. Im Munde der Musensöhne aber erscheinen die Packträger als Tragiker, die Leiermänner als Lyriker und die Agronomen als Mystiker mit Anspielung auf den Stoff, welcher die Fruchtbarkeit der Äcker wesentlich erhöht; die Nichtfarbenstudenten heißen in Jena Finken, in Breslau Kamele, in Tübingen Nachtstühle.[1])

Auch vieles von dem, womit es Soldaten und Musensöhne gewöhnlich zu tun haben, unterliegt dem Witze. Schon in früheren Jahrhunderten waren zahlreiche scherzhafte Bezeichnungen für Geschütze vorhanden. Bekannt ist die faule Grete des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, die ihren Namen von der Schwerfälligkeit der Fortbewegung erhielt[2]); ein anderes derartiges Geschütz hieß die böse Elfe. Ein drittes, das den Braunschweigern gehörte und 1411 mit gegen die Harzburg verwendet wurde, die faule Metze, d. h. Mechthild, verdient diese Bezeichnung schon deshalb, weil es in einem Zeitraume von 317 Jahren nur neun Schüsse abgegeben hat. Ihnen reihen sich würdig an Kaiser Maximilians I. Donnerbüchsen, die man unter anderem Schnurrhindurch, Weckauf, Hummel nannte, und Kurfürst Karl Augusts von Sachsen Kanonen, welche z. B. Scherenteufel, d. h. Scher den Teufel, und Höllenhund hießen. Ferner bezeichnet der Soldat noch heutigentags den Tornister als Affen, das Gewehr als Knarre, Schießprügel oder Kuhfuß, den Helm als Dunstkiepe oder Hurratute, das Seitengewehr als Käsemesser oder als Plempe, die verhüllte Fahne als Bataillonsregenschirm, die Flintenkugeln als blaue Bohnen. In der Sprache der Studenten aber hat vor allen Dingen das

1) In früherer Zeit auch Esel, schiefe Kerle, Mucker, nasse Prinzen.

2) Eine tolle Grete gab es 1452 in Gent.

Bier komische Namen aufzuweisen. Das Tangermünder wurde Kuhschwanz getauft, das Stendaler Taubentanz, das Dransfelder Hasenmilch, das Eislebener Krabbel an der Wand, das Arneburger Betere di noch (bessere dich noch), das Boitzenburger Bit den Kerl (beiß den Kerl), andere Dorfteufel, Totenkopf, Mord und Totschlag, Ausdrücke, die Fischart in seiner Geschichtsklitterung als „süßklingende, sirenische Taufnamen“ bezeichnet hat. Der Karzer heißt in der Studentensprache Hotel zur akademischen Freiheit (in Göttingen nach Heines Harzreise Hotel de Brühbach), das Geld Moos (rotwelsch, Plur. von hebr. meo, Pfennig) oder nach Luk. 16, 29 umgestaltet und erweitert: „Moses und die Propheten“, der Hering Schneiderkarpfen, ein alter Rock alter Gottfried, die Geige Wimmerholz; eine Uhr, die sich auf dem Leihhause befindet, steht Gevatter oder nimmt hebräischen Unterricht usf.[1])

Doch es würde zu weit führen, wenn man noch andere Gebiete besprechen wollte. Denn der Volkswitz ist unerschöpflich und treibt täglich neue Blüten. Überall aber gilt, was Shakespeare im Hamlet sagt: „Kürze ist des Witzes Seele.“

Auch dem beschwerlichsten Stoff noch
abzugewinnen ein Lächeln ·
Durch vollendete Form strebe der wahre
Poet. Geibel.

17. Die Sprache der Dichter.[2])

63. Klopstock sagt in seiner Abhandlung über die Sprache der Poesie 1759, so viel sei gewiß, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie Vortreffliches geleistet, die ihre

---

1) Auch Verdrehungen gehören hierher, wie z. B. Gasthof zum „schlauen Bild“ in Dorndorf bei Jena statt Gasthof zum „blauen Schild“.

2) Von den zahlreichen Mitteln der poetischen Darstellung kann hier nur ein kleiner Teil besprochen werden.

poetische Sprache nicht merklich von der prosaischen unterschieden habe; und J. Grimm äußert sich in seinen kleinen Schriften (VII, S. 446): „Mit der Erhebung eines Volkes zur Poesie geht Hand in Hand eine Erhebung seiner Sprache, ein Streben, gemeine Gedanken und niedrige, zuchtlose Worte zu bannen." Die Blütezeit der deutschen Schriftsprache fällt mit den Höhepunkten der poetischen Literatur um das Jahr 1200 und 1800 zusammen. Denn die Schöpfungen der großen mittelhochdeutschen Dichter stehen an Schönheit der Darstellung weit über dem althochdeutschen Evangelienbuche eines Otfried von Weißenburg, und während im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges die Sprache der Dichtung so tief herabsank, daß sie sich oft kaum von der Rede des tagtäglichen Lebens unterschied, erhob sie sich sofort wieder zu Glanz und Würde, als das Doppeldreigestirn Lessing, Wieland und Herder, Klopstock, Goethe und Schiller dem deutschen Volke aufging. Und wie in der Literatur, so ist es auch im Leben des einzelnen Menschen. Wenn er unter dem Einflusse einer höheren Macht steht, also bei besonders feierlichen Anlässen, vertauscht er das Alltagsgewand der Sprache gern mit dem Festtagskleide, bei gehobener Stimmung greift er sogar zum Verse, gibt aber jedenfalls seinen Worten, z. B. in einer Festrede, größeren Schwung, mehr Wohllaut und Rundung. Das höher gestimmte Gemüt verlangt einen edleren Ausdruck. Zwar spricht die gute Sache in der Regel schon genug für sich selbst und wird daher, auch wenn sie im schlichten Gewande erscheint, einer wohlwollenden Aufnahme versichert sein können, aber eine glänzende Dialektik und eine schöne Darstellung erhöhen meist den Erfolg des Redners. Brachte doch Fronto seinem kaiserlichen Zögling die Überzeugung bei, daß man in öffentlichen Reden den Ohren der Zuhörer schmeicheln müsse. Gestand doch selbst ein Cicero, daß man sich um des Wohllauts willen sogar einmal einen Sprachfehler gestatten dürfe.

Am wesentlichsten dürfte die schöne Form für den Dichter sein, der ja dazu berufen ist, uns die ewigen Wahrheiten des menschlichen Lebens zu Gemüte zu führen und uns für alles

Edle und Gute zu begeistern. Für ihn bildet Schönheit das höchste Ziel. Denn, um mit Goethe zu reden:

> Wirken will der Poet wie der Redner, aber das Höchste
> Bleibt ihm die Schönheit doch, die er zu bilden sich sehnt.

Jedoch „er gehorcht der gebietenden Stunde"; nur wenn ihm die Muse günstig ist und ihm die nötige weihevolle Stimmung verleiht, vermag er die rechten Worte zu finden. Was das aber besagen will, erkennen wir aus einer Äußerung Schillers. Dieser erklärte nämlich, als er damit umging, den Wallenstein in poetische Form zu gießen, am 24. November 1797: „Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz anderen Gerichtsbarkeit. Selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen scheinen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen. Sie waren bloß gut für den augenblicklichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers erfordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, so in Versen, wenigstens anfangs, konzipieren. Denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart gesprochen wird." Auch ohne das Band des Versmaßes wirkt der Bericht über alltägliche, nichtssagende Dinge komisch, wenn sie in gehobener Sprache vorgetragen werden. Einen Beleg dafür bietet uns Balthasar Schuppius, der von einem im Rufe gezierter Rede stehenden hessischen Prokurator berichtet, daß er die Mitteilung an seine Frau, es habe 9 Uhr geschlagen, es sei also Zeit, sich niederzulegen, in die Worte gefaßt habe: „Du Hälfte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehilfin, meiner Augen Lust, das gegossene Erz hat den neunten Ton von sich gegeben; erhebe dich auf die Säulen deines Körpers und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide." Dementsprechend wird nüchterne, platte Sprache

noch lange nicht zur Poesie, auch wenn sie in gebundener Rede vorgeführt wird. Das erkennt man deutlich an den in Versform gekleideten Worten, mit denen sich Melchior Meyr einmal über die Art gewisser Dichterlinge lustig macht:

> Du tust, o Freund, in deinem Liede zierlich dar,
> Daß du gar wohl Ursache hättest, froh zu sein.
> Das mein' ich auch, und ebendarum wundr' ich mich,
> Daß du nicht lieber gleich es bist und fröhlich singst
> Und uns dadurch auch Frohsinn gießest ins Gemüt.

Damit vergleiche man die Worte, mit denen Macbeth seiner Gemahlin ausspricht, daß er in der Dämmerstunde den Banquo töten wolle: „Ehe die Fledermaus den klösterlichen Flug beendet, eh' noch auf den Ruf der bleichen Hekate der hornbeschwingte Käfer, schläfrig summend, das gähnende Geläut der Nacht vollendet, wird eine Tat furchtbarer Art getan sein", und man wird sofort den Dichter von Gottes Gnaden erkennen.

64. Fragen wir nun, über welche Mittel die Poesie verfügt, um ihre Sprache dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Lebens zu entrücken und auf einen höheren Standpunkt zu stellen, so muß als eins der wirksamsten der Gebrauch von Figuren und Tropen bezeichnet werden. Sie erfüllen die Aufgabe, Gegenstände und Handlungen recht lebendig und anschaulich zu machen. Dies geschieht auf zweifache Weise, indem man das Entfernte entweder vergrößert, wenn man es nicht nahe bringen kann, oder nahe bringt, wenn man es nicht vergrößern kann. Jenes wird besonders durch verschiedene Arten der Steigerung wie Hyperbel, Polysyndeton und Anapher erreicht, dieses durch Plastik des Ausdrucks, namentlich durch Epitheton, Gleichnis und Metapher. Das schönste aller poetischen Darstellungsmittel aber ist das letztgenannte. „Die metaphorische Phantasie ist tausendfarbig wie Morgen und Abend. Sie durchgaukelt die Welt und wirft jenen geistigen Widerschein aus der Höhe herab auf das Irdische, umgoldet es, füllt es mit Leben, mit dem schimmernden Glanze der Schönheit; unter ihrem Zauberstabe gewinnt das Tote Leben und bestrahlt selbst das Unscheinbare im Lichte des Geistigen." So bemerkt auch

schon Lessing, der Dichter wolle nicht bloß verständlich sein und seine Vorstellungen klar und deutlich aussprechen, hiermit begnüge sich der Prosaist, sondern er wolle die Ideen, die er in uns erwecke, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu verwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören. Und wie dieser Dichter selbst reichen Gebrauch davon gemacht hat, ja die Neigung zum Gleichnis und zur Metapher als seine „Erbsünde" bezeichnet, so ist nach ihm Goethe ein Meister im Gebrauche des bildlichen Ausdrucks geworden, dank seiner Mutter, von der er nicht allein die Frohnatur und die Lust zu fabulieren überkommen, sondern auch, besonders im Kindesalter, vielseitige Anregungen erhalten hat. Darüber läßt Lewes im Leben des Dichters I, S. 33 Frau Aja berichten: „Ich konnte nicht müde werden zu erzählen, sowie er (Wolfgang) nicht ermüdete zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte als meine Zuhörer." Kein Wunder, daß Goethe zeitlebens die Gabe behalten hat, alles plastisch zu schauen und bildlich auszusprechen. Wie die frische Einbildungskraft des Kindes der Höhle ein Auge und dem Felsen ein Antlitz verleiht, so zaubert uns der Liebling der Musen nicht selten eine ganze Reihe schöner Bilder vor die Seele, z. B. wenn er sagt: „Der Abend wiegte schon die Erde und an den Bergen hing die Nacht, schon stand im Nebelkleid die Eiche, ein aufgetürmter Riese, da, wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah."[1]) Damit steht auch die

1) Fr. Vischer, Ästhetik III, S. 1216: „Aufgabe des Dichters ist es, dafür zu sorgen, daß das Wort dem Hörer nicht mechanisches, totes Zeichen bleibe, er muß ihn zwingen zu sehen und selbständig Belebtes, Lebendiges zu sehen"; ebenda S. 1222: „Es ist poetischer zu sagen: der Schmerz wühlt, gräbt, nagt, bohrt im Inneren als er bewegt, erfüllt es. Die nähere, schärfere, sinnlichere Bezeichnung ist der allgemeineren vorzuziehen."

Neigung des Dichters im Zusammenhange, die Wörter wieder in ihrer ursprünglichen, sinnlichen Bedeutung zu gebrauchen; so läßt er z. B. die Sonne und den Mond sich im Meere laben, d. h. baden (= lat. lavare), so daß uns ihr Gesicht dann wellenatmend doppelt so schön erscheint, so gebraucht er vorläufig im Sinne von vorausgehend, entgegnen für entgegenkommen, spricht von bequemen (= willkommenen) Geboten, gerechten (= richtigen) Stunden, wirksamen (= werktätigen) Menschen usf.[1])

Ein anderer Weg, die Sprache über die Alltagsrede hinauszuheben, ist die Verwendung archaischer Formen. Der Dichter hat das Recht, alte Wörter und alte Ausdrucksmittel wieder hervorzuholen und zu neuem Leben zu erwecken. Denn dadurch erhält die Darstellung eine gewisse Würde und den köstlichen Duft des Altertümlichen wie Wein, der jahrzehntelang im Keller gelegen hat. Daher rühmt Klopstock von sich in der Ode „neuer Genuß: („Ich) hatte, suchend im alten Hain Thuiskonas, vom Stamm hergeführt neue Leiber, wenn mir würdig der Wahl keiner im Walde schien"; daher hat Goethe in seinem Götz manches brauchbare Korn aus der Biographie Gottfrieds von Berlichingen, Schiller in seinem Tell vieles aus Tschudis Schweizerchronik beibehalten. Natürlich gilt es dabei, maßvoll vorzugehen; nur wenn beabsichtigt wird, dem ganzen Gedicht ein altertümliches Gepräge zu geben, wie bei Hans Sachsens poetischer Sendung, kann damit stärker aufgetragen werden. Aber auf diese Weise ist unserer Sprache eine große Zahl verlorengegangener Wörter wieder gewonnen worden, namentlich durch den Einfluß der Romantiker, doch auch schon Herders, welcher in den Fragmenten zur deutschen Literatur 1769 die Macht und die Herrlichkeit der alten Sprache preist, deren Klangworte man wieder erobern müsse, an der die ermattende, lechzende Schreibart sich Kraft und Stärke trinken solle. Den genannten Dichtern haben wir es in erster Linie zu verdanken,

1) Vgl. auch O. Pniower, Zu Goethes Wortgebrauch, Goethejahrbuch XIX (1898), S. 229 ff.

wenn wir jetzt wieder, wenigstens in der Poesie, Aar[1]) und Eiland, Hort und Hain, Minne und Brünne, frommen und kiesen, heil und hehr und viele andere Ausdrücke verwenden können; ebenso, wenn es möglich ist, Hinde, Lenz, Eidam und Tann für die Komposita Hirschkuh, Frühjahr, Schwiegersohn und Tannenwald zu gebrauchen. Doch die Möglichkeit zu archaisieren geht noch weiter. Wie der Dichter die ältere Beiordnung bevorzugt und verwickelte Perioden in der Regel meidet, so verwendet er auch gern die bloßen Kasusformen statt der vielfach an ihre Stelle getretenen Fügung mit Präpositionen. So sagt Schiller in der Braut von Messina: „wenn der Mächtige des Streits ermüdet" (= von dem Streite) und in der Bürgschaft: „von Stunde zu Stunde gewartet er der Wiederkehr" (= wartet er auf die Wiederkehr). Auch Partikeln, die wir in der Schriftsprache jetzt gewöhnlich hinzufügen, werden zuweilen weggelassen, z. B. er fühlt sich bald (als) ein Mann, (als) einen Fremdling sah ich mich in diesem Kreise, die Schicksalsschwestern grüßten ihn (als) den Vater einer königlichen Reihe. Ebenso wird Fürwort und Artikel öfter unterdrückt, z. B. (du) füllest wieder Busch und Tal, (es) sah ein Knab' ein Röslein stehn, (der) König und die Königin, sie sind aufs neu verbunden, welches Band ist sichrer als (das) der Guten? Beim Verb ist bald der Vokalstand ursprünglicher (beut, fleucht), bald der Konsonantismus (du willt, sollt), beim Nomen werden die Biegungsendungen hier hinzugefügt (Apollen, Ulyssen) und dort weggelassen (ein eisern Gittertor); manchmal weist die Einzahl eine eigenartige Bildung auf (Schatte = Schatten, Bronne = Brunnen), manchmal die Mehrzahl (Lande, Bande, Tale). In der Wortbildung greift man gern auf einfache Wörter zurück, die schon längst durch abgeleitete oder zusammengesetzte aus dem täglichen Gebrauche verdrängt worden sind, wie höhen (= erhöhen), langen (= verlangen), ängsten (= ängstigen), befesten (= befestigen). Ander-

---

1) Schiller wird noch 1799 von Reinwald getadelt, daß er im Eleusischen Fest Strophe 13 Aar gebraucht hat; Goethe sagt immer Adler.

seits sind auch wieder längere Gebilde üblich wie die Umstandswörter auf -lich (ewiglich, wonniglich, bitterlich), die uns an den Sprachgebrauch von Luthers Bibel gemahnen, und die Adverbien auf -e wie balde, alleine, die mit den Formen mitteldeutscher Mundarten übereinstimmen.

65. Den Gegensatz zum Archaisieren bildet die Neuerung, zunächst die Schöpfung neuer Wortgebilde. Besonders auf dem Gebiete der Zusammensetzung tritt diese stark hervor. So sind entblümen, entkeimen, entknospen, entrauschen vorzugsweise in der Dichtersprache üblich, ebenso erglänzen, erglühen, erkiesen, erlöschen und Getal, Gebreite, Gezweig, Gejaid (von Jagd). Ihre schönsten Erfolge erzielen die Dichter aber durch Komposita von Haupt- und Eigenschaftswörtern, wie Schattenwald (= schattiger Wald), Schreckengefild, Schwermutmeer, Silberton, Blütenstrauch, Sternenflur, Flutgebraus, Flammenruten und engelsmild, morgenfroh, schlangenkrumm, sturmesmunter, mondbeglänzt, duftverloren, felsentstürzt u. a., die wir sämtlich bei Lenau antreffen, oder von Hauptwörtern mit Partizipien, wie gottgesandt, fruchtbelastet, blumenbestreut, tatenumgeben, ruinenentflohen, die Klopstock geschaffen hat. Aber auch im Bereiche der Ableitung treffen wir neue Gebilde an, namentlich hat die Sprache Lessings, Klopstocks und Schillers hier manches Wort auf -er zu verzeichnen, das sich durch frische Lebendigkeit und sinnliche Anschaulichkeit auszeichnet, z. B. der Erbarmer, Vergesser, Hasser, Täuscher (Klopstock), Bringer der Lust, Waller (= Wallfahrer), Segler der Lüfte (Schiller), die namentlich bei appositivem Gebrauche eine kräftige Wirkung haben: sein Blick, der Verderber (Messias VI, 300), du Tag, du Versöhner (ebenda VII, 7).

Aber auch neue Fügungen verdanken wir der Poesie. So verwenden unsere Dichter statt eines einfachen Verbums mit einer Präpositionalverbindung (z. B. kreisen um) gern das zusammengesetzte (umkreisen) mit bloßem Akkusativ, sagen also lieber der Sturm durchbraust den Wald oder mich umfluten sanfte Lüfte, als der Sturm braust durch den Wald, sanfte Lüfte fluten um mich. Wirkungsvoll ist auch die Verbindung

von Zeitwörtern mit Adverbien wie hin, her, herab, zurück und einem davon abhängigen Akkusative, z. B.: Höre die Woge Tod herrauschen oder: der Mond schimmert Gedanken herunter, ein glücklicher Griff Klopstocks, der dadurch Lebloses zu beleben vermochte. Doch haben die Dichter auch andere intransitive Verba zu transitiven gemacht: so tönen (die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied), dampfen (die Erde dampft erquickenden Wohlgeruch), triefen (Honig triefen deine Lippen), schnauben (die Rotte schnaubet Mord), lächeln (er lächelt Gnade). Eine andere, namentlich bei Klopstock häufige Neuerung ist der Gebrauch des Plurals an Stelle des Singulars, worüber sich Cramer folgendermaßen ausspricht: „Klopstock ist sehr kühn in der Bildung manches neuen Plurals bei Wörtern, die vorher keinen hatten, wenngleich ihr Begriff die Mehrzahl gern zuließ: die Ehren, die Frühen, die Tode, und nicht selten bei solchen, wo nur der Dichter sich ihn erlauben darf: Ewigkeiten, Verwesungen, Einsamkeiten u. a." Wie man sieht, handelt es sich um abstrakte Begriffe, die der Natur der Sache nach meist des Plurals entraten, ihn aber bei Klopstock oft erhalten zum Ausdruck größerer Anschaulichkeit und Fülle, sowohl bei Wörtern auf -ung und -heit (Verzweiflungen, Kühlungen, Erbarmungen, Lebendigkeiten) als bei anderen Gebilden (Kummer, Schauer, Ruhen, Röten). Ebenso haben die Dichter nach griechischem Vorbilde das Partizip in mannigfacher Weise gebraucht und ihm wieder Fügungen verstattet, die es schon in den ältesten deutschen Literaturdenkmälern nicht mehr hatte, namentlich die Verwendung an Stelle eines Nebensatzes, z. B. bei Rückert (Adler und Lerche): „Könnt' ich steigen dem Adler gleich der kommenden Sonn' entgegen, die Brust getaucht in Morgenrot, badend im Glanz des Äthers." Wenn daher Jean Paul in der Vorschule der Ästhetik sagt, die Neueren stünden in ihrer erbärmlichen Partizipienbürftigkeit gegen die Römer als Hausarme da, gegen die Griechen gar als Straßenbettler, so gilt dies mehr von der Prosa und den Mundarten als von der Poesie unseres Volkes.

66. Ferner ist der Dichtung eigentümlich, daß sie die Wörter in viel freierer Weise stellen darf, wobei sie

teilweise alte Gewohnheiten festhält, die die Prosa längst aufgegeben hat, teilweise Neuerungen einführt. Zunächst bietet sich die Möglichkeit, nach Art des alten Volksepos das Eigenschaftswort hinter sein Hauptwort zu stellen (Mündlein rot, Äuglein klar, von flinken Rossen vier), ebenso kann man es zu einem ganz anderen Hauptworte ziehen, als zu dem es grammatisch gehört, z. B. das jauchzende Rufen der Menge, der Sonne rötlicher Untergang, der beste Becher Weins = das Rufen der jauchzenden Menge usf. Zusammengehöriges wird oft durch ein dazwischengeschobenes Wort auseinandergerissen (Meister rührt sich und Geselle, seine Wort' und Werke merkt' ich und den Brauch). Zuweilen geschieht dies sogar mit Absicht; denn wenn Schiller in der Braut von Messina II, 1 sagt: „Den Schleier zerriß ich jungfräulicher Zucht" oder „Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle", so wird wirklich etwas zerrissen oder durchbrochen wie die regelrechte Wortfolge im Satze. Anderseits wird auch manches verbunden, was sonst getrennt ist, z. B. dagegen überfließt mein Herz von allen Lastern, abschwur ich die Beschuldigungen alle, losband ich das Roß, hertrat zum Tisch der Ungestüme. Auch kommt der Genetiv weit häufiger vor sein Substantiv zu stehen als in gewöhnlicher Rede, ja, Klopstock äußert in seinen grammatischen Gesprächen: Mir kommt es vor, daß nur die Dichtkunst „des Stroms Geräusch" sagen darf.[1])

Überdies hat der Dichter die Verpflichtung, unter dem vorhandenen Wortmaterial sorgfältig zu wählen. So beklagen sich z. B. Matthisson (Briefe I, 112) und Salis (Gedichte 1794, S. 103), daß oft die liebsten Blumen so barbarische und unedle Namen hätten, daher in der Poesie kaum verwendet werden könnten, weil ihre Nennung den guten Geschmack beleidigen würde. Tatsächlich beschränken sich die Dichter in der Regel auf Veilchen, Rosen, Lilien und Nelken, lassen aber Storchschnabel, Mäuseohr, Hahnenfuß,

1) Selbst vor den unbestimmten Artikel kann ein solcher Genetiv treten, z. B. des Speerwurfs ein Verächter, deines Hauptes ein allmächt'ger Wink, deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt.

Läusekraut, Saudistel u. a. mit Recht beiseite. Geschieht dies hier aus ästhetischen Gründen, so ist oft auch aus anderen Rücksichten eine Auswahl im Wortschatz zu treffen. Verstandesmäßige Unterscheidungen sind der Dichtung ein Dorn im Auge und werden daher möglichst gemieden. Für sie gibt es keine Petroleumlampe, keine Dampfmühle, sondern nur eine Lampe und eine Mühle; die Steineiche macht der Eiche, der Fichtenschwärmer dem Falter Platz. Lippenblütler, Säugetier u. a. wissenschaftliche Kunstausdrücke bleiben unberücksichtigt. Für den Dichter ist ein Kleid seiden, nicht halbseiden, rot (oder purpurn), nicht kirsch- oder dunkelrot. So genaue Unterschiede überläßt man der nüchternen Prosa.[1]) Und wenn es in poetischer Sprache oft heißt ein unbesiegter Held statt ein unbesiegbarer oder ungezählte Scharen statt unzählbare, so liegt dies daran, daß alles, was nicht bloß als möglich, sondern als tatsächlich hingestellt wird, mehr Eindruck macht.

Selbstverständlich bestehen auch Unterschiede der Ausdrucksweise zwischen den einzelnen Dichtungsarten, z. B. zwischen der epischen und lyrischen, zwischen der volkstümlichen und nicht volkstümlichen Poesie u. a. So wird die Umschreibung mit tun vorwiegend in volkstümlicher Darstellung gebraucht (die Augen täten ihm sinken), ebenso die Wiederaufnahme eines Begriffes durch ein Fürwort (der Zopf der hängt ihm hinten, der Wirt er deckte selbst mich zu). Nach Art des Volksliedes verwendet Uhland in seinen Balladen gern das Adverb wohl (es zogen drei Burschen wohl über den Rhein, da lehnt' er die Harfe wohl an den Tisch), läßt „es" oder „da" weg bei voran-

1) „Ausdrücke wie ziemlich, einigermaßen, teilweise, insofern, sozusagen erkälten augenblicklich, legen sich wie Meltau auf den poetischen Zusammenhang; denn die Poesie duldet im Ausdruck nichts Halbes, Vorbehaltendes, Teilendes. Weil in ihr alles leben soll, soll auch alles ganz sein" (Vischer, Ästhetik III, S. 1220). Von den Zahlwörtern werden am häufigsten die runden verwandt, also nicht 23, 36 u. a., von den Verhältniswörtern die alten, kurzen: in, aus, vor, mit usw., nicht innerhalb, unterhalb, kraft, laut. Nach Lessings Urteil (im 51. Literaturbriefe) könnte ein „demungeachtet" die schönste Stelle verderben.

gestelltem Prädikat (begegnet ihm manch Ritter wert, hub der König an zu sprechen; vgl. Luther: Spricht Jesus zu ihm), verwendet flexionslose Adjektivformen auch beim Maskulin (lieb Vater, klein Roland, jung Walter, der gleißend Wolf), elidiert in viel freierer Weise, besonders im Reim (viel edle Blüt', Ehr', Kron', selbst Land' und Pferd' als Plurale).[1])

Im übrigen gilt von der poetischen Sprache, was W. Jordan im Vorgesang seiner Nibelungen so schön sagt: „Was einst graniten formte der Väter vollere Rede, das verstehe zu modeln vom weicheren Marmor der lebenden Sprache. Noch sprudelt ihr Springquell unerschöpflich schäumend aus tiefen Schachten eignen Erinnerns und bildender Urkraft und bedarf nur der Leitung, um lauter und lieblich mit rauschendem Redestrom bis zum Rande der Vorzeit Gefäße wieder zu füllen und neu zu verjüngen nach tausend Jahren die wundergewaltige, uralte Weise der deutschen Dichtkunst."

In dem Mikrokosmos Goethe
spiegelt sich der Makrokosmos
der modernen Zeit.
A. Biese.

18. Goethes Sprache.[2])

67. Mit der „Lust zu fabulieren" vererbte Frau Aja auf den jugendlichen Goethe das Erzählertalent und die schlichte, ungekünstelte Ausdrucksweise. Als dieser jedoch nach Leipzig übersiedelte und mit der Sprache Gottscheds und Gellerts näher bekannt wurde, machte er einen Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Darstellung.[3]) Denn obwohl er den Zwang empfand,

---

1) Vgl. H. Schultes, Einfluß des Volksliedes auf Uhlands Dichtungen in Herrigs Archiv, Bd. 64, S. 17 ff.

2) Von dem Einflusse englischer und französischer Dichter wie Shakespeare und Voltaire auf Goethe ist hier abgesehen worden, weil er weniger auf sprachlichem als auf anderen Gebieten wahrnehmbar ist.

3) In Wahrheit und Dichtung sagt er selbst, daß er Reden und Schreiben für zweierlei Dinge gehalten habe, von denen jedes wohl sein eigenes Recht behaupte.

mit dem die „meißnische Mundart“ die übrigen zu beherrschen wußte, so vermochte er sich doch ihren Einwirkungen nicht zu entziehen. Ebenso machte er dem Zeitgeiste Zugeständnisse. Wenn er sich in späteren Jahren bei der Erinnerung an die Leipziger Studienzeit als einen Schäfer an der Pleiße bezeichnet, so ist damit zur Genüge die Eigenart seiner damaligen Gedichte angedeutet. Nach Art der Anakreontiker tändelt er wie ein Schmetterling leicht über duftende Blumen hin. Mit Vorliebe gebraucht er Ausdrücke wie küssen, singen, seufzen, Tal, Bach, Hain, Zärtlichkeit, schönere Triebe u. a., entsprechend dem Wortschatz, den wir in den Liedern Chr. Felix Weißes, Hagedorns, Jakobis u. a. antreffen. Empfindsam und gemacht wie die Gefühle sind die Worte; gleich dem Rokokokostüme jener Zeit mit seinen Spitzen, Bändern, Schnallenschuhen und Schönheitspflästerchen finden wir die Poesie herausgeputzt, leichtfertig, aber durch launische Anmut gehoben. Fremdwörter aus dem Französischen und Italienischen werden nicht gemieden, sondern als Zieraten da und dort eingestreut. In den Dramen herrscht der welsche Alexandriner.

Aber noch in Leipzig fängt Goethe an mit dieser Richtung zu brechen. Der Einfluß Klopstocks, dessen Messiade er schon als Knabe eifrig gelesen, macht sich deutlich bemerkbar. In den Briefen und Oden an Behrisch vom Jahre 1767 wandelt er ganz in den Bahnen dieses großen Vorgängers. „Er zürnt — die Elemente brausen, er träumt, und ahnungsvolles Grausen beschleicht das hingegebene Herz.“ Da ist die Rede von einer flammengezüngten Schlange, von des Mädchens sorgenverwiegender Brust, von des Freundes elendtragendem Arm, da finden wir neugebildete Wörter wie Taxuswohnung, Pantherarme, Silberblätter, Blumenfesseln, Klippenwarte, Mondendämmerung, Prachtfeindin, Flügelspeichen, Muttergegenwart. Kurze, oft antithetisch gestaltete Sätze folgen aufeinander wie du gehst, ich murre oder du gehst, ich bleibe. Das Wort Freiheit spielt eine wichtige Rolle und kündet die Zeit des Sturmes und Dranges an.

Diese mehr deutsche Art kommt angesichts der gotischen Baukunst des Straßburger Münsters und unter der Leitung Herders zum vollen Durchbruch. Shakespeare, Ossian, Pindar und das Volkslied werden jetzt für Goethe lebendige Quellen, aus denen er neue Anregung schöpft. „William, Stern der höchsten Höhe, dir verdank' ich, was ich bin", spricht er nunmehr selbst aus. Die kraftgeniale Zeit findet ihren Niederschlag in einer kraftgenialen Sprache.[1]) Weniger der Verstand als das Gefühl kommt darin zur Geltung; für die Leidenschaften des Herzens und das ganze Empfindungsleben stehen dem Dichter zahlreiche Töne zur Verfügung. Die Ode Elysium beginnt und endigt mit den sich an Klopstocks Seeode anschließenden Worten: „Uns gaben die Götter Elysium." Sie und andere damals entstandene Gedichte wie Pilgers Morgenlied oder Felsweihgesang verraten die Lebhaftigkeit und Erhabenheit der „Odenbeflügelung", die wir an dem Sänger des Messias gewöhnt sind. Da hören wir von den öden Gestaden des schauernden Himmels, von den wehenden Zweigen des dämmernden Hains, von himmlischen Küssen und himmlischen Lippen, da sehen wir ihn in heiliger Wonne schweben und im Anschaun selig ohne sterblichen Neid dastehen. Zu den Lieblingsverben jener Zeit gehören z. B. seufzen, jauchzen, wandeln, schauen und Zusammensetzungen wie entgegenweben und entgegenkeimen. Unter den Adjektiven sind golden, dunkel, still, freudenhell besonders beliebt. Etwas gemäßigter und gedämpfter ist schon der Ton der Leier in Mahomets Gesang, Prometheus, Harzreise im Winter, Wanderers Sturmlied, Gesang der Geister über den Wassern, an Schwager Kronos. Aber wie Goethe hier noch die freien Rhythmen des „seraphischen" Sängers anwendet, so redet er auch noch in vielfacher Hinsicht mit dessen Zunge. Da finden wir kühne Konstruktionen wie ekles Schwindeln zögert mir vor die Stirn dein Zaudern,

1) Shakespeares Einfluß zeigt sich z. B. in Stellen des Götz von Berlichingen, wie: „Es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken, weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein" (I, 2) oder „der knurrische Hofhund Gewissen" (II, 1).

dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose, die Arme öffnen sich, seine Sehnenden zu fassen, Trunkenen vom letzten Strahl reiß mich in der Hölle nächtliches Tor, wird Rückkehrendem in unsern Armen Lieb und Preis dir. Namentlich zahlreich sind die intransitiven Verba, die einen Akkusativ zu sich nehmen wie Honig lallen, Gefahren glühen, Rettungsdank glühen, den schallenden Trab rasseln u. a. Ferner begegnen wir nicht wenigen Partizipien, die zur Belebung der Rede als Beiwörter verwendet werden, wie silberprangend, schlangenwandelnd, sturmatmend, freudebrausend, siegdurchglüht, sonnenbeglänzt; ebenso neuen Zusammensetzungen zweier Substantiva wie Goldwolken, Flammengipfel, Gesundheitsblick, Hüterfittiche, Schlammpfad, Schloßensturm, Feuerflügel, Blumenfüße, Einschiffmorgen. Die Wortstellung wird mit großer Freiheit gehandhabt, z. B. „O leite meinen Gang, Natur, den Fremdlings Reisetritt" oder „Gottgesandte Wechselwinde treiben seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab". Die persönlichen Fürwörter fallen, wenn sie das Subjekt des Satzes bilden, zuweilen weg, z. B.: „Lächelst, Fremdling?" „Hast dein Siegel in den Stein geprägt, bildender Geist"; mehrfach fehlt auch das Verbum, z. B. weit, hoch, herrlich der Blick rings ins Leben hinein! Fragen und Ausrufe erhöhen und beleben die Stimmung, ja, sie kommen so oft vor, daß Herder den Dichter mit seinen „entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen" neckt. Unter den rhetorischen Figuren treffen wir Anapher, Wortwiederholung und Asyndeton besonders häufig an. Man hat aus den Jugendschriften für die Anapher 509 Fälle gezählt und für die beiden anderen Erscheinungen nicht viel weniger (464 und 472), das Polysyndeton dagegen ist seltener, nur im Werther findet es sich 32 mal.

Altertümlich ist der Gebrauch von einfachen Zeitwörtern statt der zusammengesetzten, wie: „Teilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl" (= mitteilen) oder: „Er deckte ihre Hand mit Küssen" (= bedeckte). Daneben sind biblische Klänge vernehmbar. Schon in Leipzig hatte es der Dichter übel empfunden, daß ihm die Anspielung auf biblische Kernstellen

untersagt sein sollte; jetzt bricht diese Neigung ungehindert und ungeschwächt hervor. In Götz und Werther begegnen wir fortwährend Lutherschen Ausdrücken. Das Bild von den goldenen Äpfeln in silbernen Schalen, das sich zuerst in den Sprüchen Salomonis (25, 11) findet, gebraucht Goethe fünfmal, z. B. in Wilhelm Meisters Lehrjahren V, 4. Dreimal belegbar ist der gleichfalls aus jener Schrift (1, 9) stammende Spruch: „Nichts Neues unter der Sonne", während die Wendung „die Sonne aufgehen lassen über Böse und Gute" (Matth. 5, 45) zweimal bei unserem Dichter vorkommt. Auch der Lebensbeschreibung des Gottfried von Berlichingen entnimmt Goethe manch altertümlichen Ausdruck, ohne sich sklavisch an den Wortlaut zu binden. Denn, um mit Lenz zu reden, „der Biograph spezereit und salbt die alte Mumie des Helden ein, der Poet haucht seinen Geist in sie. Da steht er wieder auf, der edle Tote, in verklärter Schöne geht er aus den Geschichtsbüchern hervor und lebt mit uns zum anderen Male".

Wie nun in der Sturm- und Drangzeit die vorgeführten Personen entweder Kraftnaturen sind, die selbst den Göttern trotzen (Prometheus), oder schwärmerische Gefühlswesen, die sich in Empfindsamkeit verzehren (Werther), so durchbricht auch die Sprache dieser Periode die einengenden Dämme und wirft die Lehren der Grammatiker vielfach über den Haufen. Sie ist revolutionär, „empfunden aus dem Bedürfnis rückhaltloser Freiheit im persönlichen Wollen, Fühlen und Handeln, entsprungen dem elementaren Sehnen nach Befreiung von allem Zwang, allen Schranken, die Menschengesetze und Menschenweise dem Individuum gezogen haben". Daher kommt es auch, daß sie manchem anstößig erschien, so dem Verstandesmenschen Nikolai, so auch dem gelehrten Lichtenberg, welcher Goethe einen Shakespeare nennt, der draußen in Böotien aufgestanden sei und durch Prunkschnitzer die Sprache originell gemacht habe.

68. Der Epoche des „genialen" Stiles folgte die des „idealen" noch in den siebziger Jahren. Die italienische Reise führte die innere Umwandlung zu Ende; unter dem heiteren Himmel des Südens glättete sich des Dichters Sprache, wurden

seine Verse geschmeidig und melodisch. Jetzt achtet er mehr auf Klangwirkungen, meidet die freien Rhythmen und macht gelegentlich auch vom Stabreim Gebrauch. Assonanz wird häufig gesucht, das Metrum sorgfältig dem Inhalte angepaßt. Die Sturm- und Drangzeit erscheint dem Gereifteren als ein Nebel, durch den er gegangen, um zur freien Dichterhöhe zu gelangen, oder als eine Zeit des Irrtums (Zueignung); und während er im „Wanderer" (1771) die Natur über die Kunst siegen läßt, redet er in „Natur und Kunst" (1802) einer glücklichen Verschmelzung beider das Wort und äußert, vergeblich würden ungebundene Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben; das Gesetz nur könne Freiheit geben. Hatte die Rede des Jünglings gleich dem Bache im „Gesang der Geister über den Wassern" einen bewegten, unruhigen Lauf über Klippen gehabt, so floß der Stil des Mannes ruhig dahin gleich dem durch die Ebene über Wiesen gleitenden Flusse. Weder kurz abgerissene Sätze noch lang gezogene Perioden bieten uns Iphigenie und Tasso. Die Sprache bewegt sich vorwiegend in Hauptsätzen, ab und zu ist ein Nebenumstand relativisch angeschlossen, seltener ein Temporalsatz oder ein anderer Nebensatz angefügt. Vergleiche und Metaphern erhöhen die Anschaulichkeit der Rede. Neue Wortbildungen werden selten gewagt, neue Konstruktionen noch weniger. Gelassen ist einer der Lieblingsausdrücke des Dichters in jener Zeit, gelassen, ruhig und mild ist auch sein Stil in dieser Periode. Verstand und Gemüt, Klarheit und Wärme, Würde und Volkstümlichkeit haben sich hier vermählt und zu einem abgerundeten, harmonischen Ganzen vereinigt.

In Italien war dem Dichter auch der Stern Homers, der ihm schon lange bekannt war, in hellerem Glanze aufgegangen, am Gestade des Mittelmeers in Sizilien faßte er sogar den Plan, eine Nausikaa zu schreiben; und wenn später Alexis und Dora, Euphrosyne, die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme, die Goethe unter dem Titel „antiker Form sich nähernd" zusammengefaßt hat, vor allem aber die Achilleis sowie Hermann und Dorothea in griechischem Versmaß erscheinen, so ist dies mit auf die Anregungen dieser Zeit zurückzuführen.

Aus der Bekanntschaft mit der Ilias und Odyssee[1]) erklären sich die nicht seltenen Einmischungen hellenischen Sprachgebrauches, die wir z.B. an dem letztgenannten idyllischen Epos deutlich verfolgen können. Homerisch ist die Apostrophe, d. h. die Anrede einer Person wie des Pfarrers oder Apothekers, wo eigentlich die dritte Person verwendet werden sollte (VI, 298. 302. VII, 103, z. B.: „Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest"); Homerischen Einfluß zeigen namentlich Wortstellung und Wortgebrauch. Die Nachsetzung des adjektivischen Attributs, die wir schon in ahd. und mhd. Zeit finden, wird der nhd. Dichtersprache unter griechischer Einwirkung dauernd gesichert. Daher heißt es so häufig: „Die Not der Menschen, der umgetriebenen", „aus jenem Hause, dem grünen", „den Sohn, den willig folgenden", „des Jünglings, des guten", „das Fest, das lange erwünschte" u. a. oder mit Trennung vom Hauptworte: „Hatte den Birnbaum im Auge, den großen", „seht nur das Haus an da drüben, das neue", „den Willen des Sohnes, den heftigen", „wenn er das Mädchen sieht, das einzig geliebte". Freiere Stellung des attributiven Genetivs und der Apposition finden wir in Sätzen wie: „Und auf das Mäuerchen setzten beide sich nieder des Quells", „war Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen", „der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers". Den Teilungsgenetiv, der bei Homer so oft vorkommt, verwendet Goethe z. B. II. 67: „Sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines", den der Art und Weise II, 66: „Voll Sachen keines Gebrauches." Griechischen Sprachgebrauch atmen auch Ausdrücke wie II, 83: „Dem ist kein Herz im ehernen Busen" oder II, 70: „Denn Zwiespalt war mir im Herzen." Dabei ist deutlich zu beobachten, daß sich der Dichter immer mehr in den griechischen Wortgebrauch hineinlebt, ihn immer häufiger nachahmt, je mehr er sich damit beschäftigt. Manches, was in Hermann und Dorothea noch selten vorkommt, tritt uns stärker in Pandora und Helena

1) Vgl. Künstlers Morgenlied: „Ich trete vor den Altar hin und lese, wie sich's ziemt, Andacht liturg'scher Lektion im heiligen Homer."

entgegen So bietet jene Dichtung von Zusammensetzungen eines Substantivs mit einem Partizip trotz der Menge solcher Bildungen, die sich bereits bei Voß finden, nur gewitterdrohend und gartenumgeben; in der Achilleis treffen wir etwas mehr an, z. B. männertötende Schlacht, steinbewegender Hebel, erdverwüstender Drache, erdgeborene Menschen, in der Pandora und der Helena ziemlich viele wie schrittbefördernd, armausbreitend, händereichend, werkaufregend, schwarmgedrängt, taktbewegt, fruchtbegabt, kriegerzeugt, marktverkauft, erdgebeugt, goldgehörnt, hochgetürmt.

Ganz in griechische Farben getaucht ist auch der Stil der Iphigenie. Schon Wieland urteilt darüber im Deutschen Merkur (1787): „Sie scheint bis zur Täuschung selbst eines mit den griechischen Dichtern wohlbekannten Lesers ein altgriechisches Werk zu sein. Der Zauber dieser Täuschung liegt teils in der Vorstellungsart der Personen und dem genau beobachteten Kostüme, teils und vornehmlich in der Sprache. Der Verfasser scheint sich aus dem Griechischen eine Art Ideal gebildet und nach selbigem gearbeitet zu haben." Und in der Tat ist die Zahl der Epitheta, Metaphern u. a. Spracherscheinungen, die hellenischen Geist atmen, in diesem Drama nicht gering. Da hören wir von dem göttergleichen Agamemnon und dem vielgewandten Odysseus, von der hohen Stadt Troja und den sanften Pfeilen des Gottes, von den Netzen des Verderbens und dem unwirtbaren Todesufer; da erscheinen eherne Hände, ein ehernes Geschick und eherne Füße der Furien, ferner Ajax Telamons (Sohn) und der umgetriebene Sohn der Erde; da heißt es: „Solang des Vaters Kraft vor Troja stritt" und: „Du nährest ein verwünschtes Haupt." Kurzum in jedem Auftritt begegnen wir den Spuren Homers und anderer griechischer Dichter.[1]) Denn „Homeride zu sein, auch

---

1) In anderen Dichtungen Goethes ist die Rede von dem hohlen Schiffe, der unermüdeten Sonne, dem alleuchtenden Tage, den fliegenden Worten, der städteverwüstenden Helena usw.

nur als letzter, ist schön" (Elegie Hermann und Dorothea V. 30).[1])

69. Eine neue Schreibart, der Altersstil, tritt uns bei Goethe etwa seit 1815 entgegen. Die erhöhte Reflexion des Greises zeigt sich in der Neigung zum Didaktischen, das gesteigerte Naturgefühl in der Vorliebe für das Symbolische. Auch die Wandlungen in Wissenschaft, Kunst und Politik bleiben nicht ohne Einfluß. Der westöstliche Divan, die Xenien, des Epimenides Erwachen, der zweite Teil des Faust und vieles andere gibt uns davon deutlich Kunde. Das Streben nach Kürze ist an dem häufigen Wegfall des Artikels zu erkennen. Hatte Goethe nach Klopstocks und Vossens Vorgange schon vorher zuweilen auf diesen verzichtet, so geschah es jetzt oftmals, z. B.: „Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig, wer beschwichtiget beklommnes Herz?" In den 267 Versen der letzten Szene vom zweiten Teile des Faust fehlt er 36 mal an Stellen, wo wir ihn nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch erwarten, in einem 40 Zeilen umfassenden Gedichte des Divans vermissen wir ihn 10 mal. Härter ist der Ausfall von Zeitwörtern, z. B.: „Was geschehen? was verschuldet? das hört' ich oft und (hatte es doch) falsch gehofft", oder von Konjunktionen, so wenn eine von zwei einander entsprechenden unterdrückt wird, z. B.: „Das Reich (bald) von eignem, bald von fremdem Blute rot." Noch härter erscheinen Ellipsen wie: „Doch bin ich, hoffe euch zu erretten" = doch bin ich zu erretten, so hoffe ich auch euch zu erretten. Der Vorliebe für gedrängte, kurze Ausdrucksweise entspringt auch die Neigung,

---

1) Die Wertschätzung des Griechentums war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ziemlich groß. Die Studenten sprachen von Spreeathen, Saalathen u. a. „Musensitzen", und die Dichter ließen sich von den Musen begeistern. Klopstock, „der Lehrling der Griechen", führte in seinen Oden den ganzen Olymp mit seinen Göttern vor, selbst Herder versprach sich von der Eröffnung des griechischen Tempels der Dichtkunst und Weisheit eine Umbildung des Geschmackes in Deutschland, so daß Schönaich schon 1754 schreiben konnte: „Geht das weiter so fort, so griechenzen wir ärger als die griechenzendsten Griechen gegriechenzt haben." Goethe selbst sagte: „Ein jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!"

Begriffe prädikatlos hinzuwerfen, so daß es den Anschein gewinnt, als ob der von der Menge der Ideen überwältigte Dichter darauf bedacht sei, sie rasch los zu werden, z. B. „Worte die wahren, Äther im klaren, ewigen Scharen überall Tag" oder: „ewiger Wonnebrand, glühendes Liebeband, siedender Schmerz der Brust, schäumende Gotteslust." Stark ausgeprägt ist ferner im Altersstil das Bestreben, von zwei einander beigeordneten Adjektiven das erste flexionslos zu lassen, so daß es das Aussehen eines Adverbs erhält, z. B. in der Helena: ängstlich labyrinthisch, göttlich heldenhaft, langsamernst, flüchtigleise, streubig hoch, holdmildest, jungholdest. Größere Härten bei der Unterdrückung eines Kompositionsgliedes zeigen Gebilde wie sitt- und tugendreich, Geist- und Körperkraft, Frühlingsblüt- und Blumen, ost- und westlicher Schiffer. Absonderliches in der Zusammensetzung finden wir bei Wörtern wie Ameiswimmelhaufen (= wimmelnder Ameisenhaufen), Pappelzitterzweig (= zitternder Pappelzweig), Flügelflatterschlag (= flatternder Flügelschlag).

Gleichfalls auf bewußtem Ringen nach Prägnanz und Kürze beruht die Sucht, bloße Kasus zu setzen, wo die jetzige Sprache den Gebrauch der Präpositionen fordert. So findet sich namentlich der Dativ oft, z. B. umworben standest du (von) ausgesuchter Heldenschar, (vor) seinen Blicken, seinem Winken möcht' ich in die Knie sinken, so bedarf es deinen Wegen (= für deine Wege) weiter keinen Reisesegen, führe die Schönen an (zu) künstlichem Reihen; aber auch der qualitative Genetiv, z. B. schweigsames Fittichs (= mit schweigsamem Fittich) fliegen, sie haben großen Sinns und geistiger Macht das vollbracht, säuseln heimlich (in) nächster Nähe, der Mond geht hell und heller (auf) reiner Bahn in voller Pracht usw.[1])

Aus dem Triebe, recht anschaulich und deutlich zu sprechen, läßt sich die starke Vermehrung der Beiwörter erklären. In der Helena von 1800 sagt Goethe noch „die Gebräuche zu vollziehen", 1826: „Vollziehend heiligen Festgebrauch", dort: „Die

1) Vgl. auch verschwenderisch eigenen Blutes = mit eigenem Blute.

bemoost gestanden", hier: „Die bemoost und feucht gestanden", dort: „Die dürren Äste brennen, glühn und stürzen ein", hier: „Äste dürr, die flackernd brennen, glühen schnell und stürzen ein." Auf Verstärkung und nachdrucksvolle Hervorhebung ist der Dichter auch dann bedacht, wenn er, wie so oft im zweiten Teile des Faust, Elative statt der Positive verwendet, z. B.: „so viel Erschrecklichstes im engsten Raume"; du bleibst zu Hause, Wichtigstes zu tun"; „nun wird sich gleich ein Greulichstes ereignen". Demselben Zwecke dient das oft gebrauchte Hendiadyoin, z. B.: „Und mir leuchtet Glück und Stern" (= der Glücksstern), „in Laub und Gängen" (= in Laubgängen), „Wall und Schutz" (= Schutzwall), „Bahn und Fahrt" (= Fahrbahn), „Zweig und Weiden" (= Weidenzweige), desgleichen die Wiederholung des attributiven Adjektivs, wodurch der Empfindungs- und Stimmungswert beträchtlich gehoben wird, z. B.: „Er findet golden goldne Rollen" oder: „Es wird, die Masse regt sich klarer, die Überzeugung wahrer, wahrer" (= immer wahrer). Auf Heraushebung sind ferner die im Altersstil sehr beliebten Komposita mit hoch berechnet, wie Hochbesitz, Hochpalast, Hochgeschenk, Hochgedanke.[1])

So haben wir an der Hand von Goethes Sprachgebrauch einen Zeitraum von mehreren Menschenaltern durchmessen und gesehen, wie der jugendliche Dichter die deutsche Poesie „aus welschen Taxushecken zum freien Dichterwalde führt", wie er dann in seiner klassischen Zeit „mit der Zauberkraft des Schönen, die alle Herzen bannt und zwingt, im Sang läßt goldne Weisen tönen, daß Erd' und Himmel widerklingt", wie aber sein Stil im Alter etwas verknöchert und bei dem Streben nach Kürze und Anschaulichkeit oft nach Ungewöhnlichem fahndet.

1) Auch sonst fehlt es nicht an Eigentümlichkeiten dieser Periode, von denen ich hier nur noch die Neigung zum Gebrauch des substantivierten Infinitivs hervorheben möchte, der an manchen Stellen geradezu gehäuft wird (z. B. das Verlangen, Bangen, euer Wanken, Weben, euer Hasten, euer Streben), sowie die zur Auflösung von Kompositis (z. B. voller Mondenschein = Vollmondschein, der Beine Schienen = die Beinschienen, das seeisch heitere Fest = das heitere Seefest, luftfeine Dirnen = feine Luftdirnen).

Von Schillers Sprache gilt, was er selbst von Coligny sagt: „er sprach rein, edel, stark und originell", und man kann noch hinzusetzen bestimmt, klar, bilderreich. Hoffmeister.

19. Schillers Sprache.

70. „Die Schillersche Diktion ist aus einem Zusammenwirken des intellektuellen, ästhetischen und rhetorischen Elements gebildet und findet in dieser Vereinigung eben ihre Totalität. Ein wissenschaftliches Denken, ein poetisches Schaffen und ein Trieb, auf den Leser auch sittlich zu wirken, sind, nur in verschiedener Weise, die organisierenden Kräfte sowohl seiner Prosa als seiner Poesie."[1]) Nicht vom eigenen Erlebnis geht er aus wie Goethe, sondern von der Idee wie Lessing. Für ihn, der sich scheut, seine persönlichen Verhältnisse in die Poesie zu mischen, liegt nach eigenem Geständnis „der große Stil nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Notwendigen". Daher sucht er seine Darstellung zu beleben durch die Kunstmittel des Redners und anschaulich zu machen durch die Schmuckmittel des Dichters. Rhetorischer Aufputz soll den Ohren schmeicheln, Bildlichkeit den Augen. Jener macht sich am meisten in den Jugendschöpfungen breit und wird in den klassischen Werken von seinem Genius mehr und mehr abgestreift. Doch zeigt Schiller für manche rednerische Formen zeitlebens große Vorliebe, z. B. tritt der vorangestellte Genetiv bei ihm so häufig auf, daß man ihn als ein charakteristisches Merkmal seines Stiles bezeichnen kann[2]), vor allem aber liebt er die Antithese, wie man schon aus den Überschriften verschiedener Gedichte erkennen kann (z. B. Breite und Tiefe, Zenit und Nadir, Ideal und Leben, Erwartung und Erfüllung, die

---

1) Vgl. K. Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke. Stuttgart 1839. III. S. 107.

2) Vgl. auf seines Daches Zinnen, auf Corinthus' Landesenge, in Abendrots Strahlen, an Ufers Grün, Feuers Wut, Himmels Glanz u. a.

zwei Tugendwege).[1] „Wo es nur möglich ist, hebt er je zwei fruchtbare Begriffe hervor, die er in jeglicher Weise miteinander vergleicht und einander entgegensetzt." Daß er aber auch das Bedürfnis hat, sich plastisch und anschaulich auszudrücken, davon zeugen die vielen Gleichnisse, mag er sie nun aus der antiken Mythologie nehmen oder aus dem Leben der Natur. Wenn er uns z. B. die Erhebung des Menschen von der Sinnenwelt zum Ideal recht anschaulich machen will, wie am Schluß des Gedichtes „Das Ideal und das Leben", so tut er dies unter dem Bilde des sterbenden Herkules, in dem sich „der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend von dem Menschen scheidet". Ebenso vergleicht er den Gesang mit einem Bergstrome, der mit Donners Ungestüm aus nie entdeckten Quellen hervorbricht, und das Schwinden von Mißgunst, Haß und Neid mit dem Fliehen der nachtgewohnten Brut des Eulenvolkes, das bei einer Feuersbrunst aus der alten Lagerstätte flüchtet.[2] Von den Dramen ist vor allem die Braut von Messina reich geschmückt mit Tropen aller Art, auch mit herrlichen Beiwörtern, die dazu angetan sind, die Anschaulichkeit zu fördern. Wir brauchen dabei nicht bloß an die schönen Chorlieder zu denken, die an Erhabenheit der Sprache alles hinter sich lassen, z. B. an die Worte Berengars (I, 8): „Oder wollen wir uns der blauen Göttin, der ewig bewegten, vertrauen, die uns mit freundlicher Spiegelhelle ladet in ihren unendlichen Schoß? Bauen wir auf der tanzenden Welle uns ein lustig schwimmendes Schloß? Wer das grüne, kristallene Feld pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele, der vermählt sich das Glück"; nein, auch aus anderen Teilen des Dramas lassen sich zahlreiche Belege dafür beibringen, z. B. aus I, 1, wo Schiller von dem tapferen Heldenpaare glorreicher Söhne spricht, die in freudiger Kraft aufgewachsen sind, oder von dem Vater, der mit strengem Machtgebot den rohen Ausbruch ihres wilden

1) Auch Gedichte wie das Siegesfest sind voller Gegensätze.

2) Zuweilen, wie in der „Macht des Gesanges", führt er uns eine Reihe von Gleichnissen nacheinander vor, um uns in verschiedener Weise eine klare Vorstellung von seiner Idee zu geben.

Triebes hemmt, und von Isabella, die aus den verschwiegenen Gemächern ihres Frauensaals an das entwohnte Licht hervortritt, anstatt die schwarzumflorte Nachtgestalt dem Aug' der Welt in stillen Klostermauern zu verbergen. Durch solche Beiwörter hat der Dichter die Schönheit der Diktion entschieden gehoben, auf ihnen beruht nicht zum wenigsten das Urteil Bulthaupts über die Sprache dieses Dramas: „Die Braut von Messina redet Worte so voll von Wohllaut, Macht und Fülle, so schmeichelnd und berauschend, so bewegend und zermalmend, daß wir nicht müde werden, ihr zuzuhören und uns zu fragen, ob dies wirklich noch die deutsche Sprache, unsere Sprache ist, die Goethe einmal im Unmut den schlechtesten Stoff für den unglücklichen Dichter genannt hat."[1])

71. Fragen wir nun, von welchen Seiten Schillers Stil hauptsächlich beeinflußt worden ist, so müssen hier (außer Shakespeare, Ossian u. a.) vor allem Klopstock, Haller, die Luthersche Bibel, Homer und die französische Literatur verzeichnet werden.[2]) Die Einwirkung der beiden erstgenannten machte sich mehr in den Jugendschöpfungen, der Homers besonders seit 1788 geltend, französische Anregungen sind zu aller Zeit wahrnehmbar.

Als Schüler des Messiassängers und der Schweizer gibt sich der Dichter namentlich auf dem Gebiete der Wortfügung und Wortbildung zu erkennen. Zunächst ist der Akkusativ des inneren Objekts zu beachten, den wir bei Klopstock oft neben

---

1) Vgl. H. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker. 2. Aufl. Oldenburg 1883. S. 300.

2) Auch die Spuren der schwäbischen Mundart lassen sich öfter noch nachweisen, so im Gebrauche des Perfekts als erzählendes Tempus, z. B. Maria Stuart III, 4: „Ihr wißt, daß Ihr mich habt ermorden lassen wollen" oder Jungfrau von Orleans, Prolog 2: „Ich selbst, als mich ... der Weg an diesem Baum vorüberführte, hab' ein gespenstisch Weib hier sitzen sehen" (vgl. H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau I, 2. Aufl. S. 225 f.), in der Verwendung der Partikel drum im Sinne von „denn" oder „weil" (z. B. Wallenstein, Piccolomini IV, 5, 68, wo der Kellermeister sagt: „Drum waren meine Ahnherrn Taboriten") und im Gebrauche des Wortes Ort = Spitze im Alpenjäger.

Verben des Tönens finden (rauschen, weinen, singen, jauchzen, donnern), aber auch sonst beobachten (z. B. bei blicken, schauen, duften, atmen), wenn der Inhalt einer Handlung oder der Erfolg einer Tätigkeit ausgedrückt werden soll. So schreibt Schiller unter anderem: „Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt", „Seelen träumt' ich in die Felsensteine", „Die Glocke tönet Grabgesang" usw. Ebenso verhält es sich mit der etymologischen Figur, die zwar urdeutsch ist, aber besonders von Klopstock und seinen Freunden wieder hervorgesucht wird; bei Schiller begegnen wir Wendungen wie: Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung, Sie spielen ein gewagtes Spiel, er schläft den ewigen Schlaf, nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht. Gleichfalls auf Klopstocks Vorgange[1]) beruht es, wenn unser Dichter den alten qualitativen Genetiv wieder in ausgedehnterem Maße verwendet, z. B. Sterne gehen tausendjährigen Gangs durch das Firmament, zu Ritter Delorges spottender Weis wendet sich Fräulein Kunigund, ich kam, dir volles Herzens zu danken, die Reuß stürzt wildes Laufes von den Bergen. Ebenso weist auf diese Quelle der häufige Gebrauch des Plurals von sonst meist im Singular stehenden Wörtern bei dem jugendlichen Schiller, z. B. seine nächtlichen Labyrinthe (vgl. Klopstock, Wingolf 4, 8), Welten, Sonnen, Moder, Paradiese. Eine weitere Eigentümlichkeit der Sprache des Messias ist der Gebrauch von Partizipien der Gegenwart, bei denen das rückbezügliche Fürwort „sich" unterdrückt ist; dies ahmt Schiller öfter nach, z. B. in den Ausdrücken der schlängelnde Pfad, die türmende Stadt und das wundernde Ohr.

Im Bereiche der Wortbildung sind zuerst die zusammengesetzten Substantiva zu nennen. Wie Klopstock für schattige Wälder Schattenwälder sagt und auch sonst große Neigung zu solchen Kompositis hat (vgl. Siegesgewand, Jünglingsträne,

1) Im Züricher See hatte dieser 1750 geschrieben „in vollem Maße", 1771 änderte er „volles Maßes"; in der Messiade I, 183 stand ursprünglich „Gespräche von hohem, tiefsinnigem Inhalt", dafür wird 1780 eingesetzt „Gespräche schicksalenthüllendes Inhalts".

Sternkristall), so schwelgt der jugendliche Schiller geradezu in Bildungen wie Spiegelmeer, Schauerflor, Wollustflamme, Schlangenwirbel, Glutverlangen, Götterfunken, Silberquelle, Adlergang[1]), zu denen sich dreifach zusammengesetzte gesellen nach Art von Schauernachtgeflüster, Himmelsmaienglanz, Lebenslampenschimmer, Körperweltgewühl, lauter Ausdrücke, die Kraft und Fülle, Kürze und Prägnanz in sich vereinigen. Auf die nämliche Quelle scheinen Zusammenrückungen zweier Adjektiva zurückzugehen, von denen das erste ohne Biegungsendung bleibt Wie Klopstock sagt ernstfreudig, innigfreudig, freudiggeschäftig, so Schiller, z. B. in der Braut von Messina, ein seltsamwunderbarer Traum, die unabtragbarungeheure Schuld, mit stolzunfreundlichem Gemüte, der unregiersamstärkern Götterhand usw. Hierher gehören ferner neue Verba, die mit den Vorsilben er- und ent- gebildet sind, wie erweinen (Melancholie an Laura), entmenschen (Gang nach dem Eisenhammer; auch bei Klopstock), entgöttern (Götter Griechenlands), entleiden (Semele).

Aber der Einfluß des „seraphischen" Dichters geht noch weiter. Hat doch Schiller ganze Oden in seiner Manier geschaffen wie den „Eroberer", worin die Ausdrücke Jehova, jugendliches Eden, Donnerposaunen Gottes deutlich an das Vorbild erinnern, und Hymnen wie „an den Unendlichen", worin er unter anderem sagt: „Ungeheure Natur! Du, der Unendlichkeit Riesentochter! Sei mir Spiegel Jehovas! Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus."[2])

Hallerscher Einfluß zeigt sich z. B. in Schillers Gedicht „Der Abend", das in Stimmung und Ausdruck deutlich auf dieses Vorbild hinweist, aber auch sonst in einzelnen Wörtern und Wendungen wie Sternenbühne im Triumph der Liebe V. 33 und das Morgentor des Schönen in den Künstlern, was auf

1) Vgl. auch Adlergedanke, Nebelferne, Flammentrieb, Flammenschmerz, Purpurflamme, Feuerkelch, Sonnenhügel, Tränenwelle, Strahlenblick, Nebelschein u. a.

2) Vgl. auch Ed. Schröder in den Nachrichten der Göttinger Gesellschaft d. Wissensch., phil.-hist. Klasse 1904, S. 227 ff.

Hallers Gedicht „Morgengedanken" zurückgeht (vgl. auch Vorberger, Schiller und Haller).

72. Mitunter kann man in Zweifel sein, ob ein Ausdruck aus Klopstocks Werken oder aus der Bibel stammt. Denn auch diese hat reichen Anteil an der Ausbildung von Schillers Stil gehabt. Wenn sich in den Werken der Jugendzeit besonders häufig die Wörter Hölle, Himmel, Teufel u. a. mit ihren Zusammensetzungen (Höllendrache, Höllenrachen, Höllenpfuhl u. a.) finden, so kann man dabei wohl an beide Quellen denken. Dagegen weisen unmittelbar auf biblische Einwirkungen Stellen folgender Art hin: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt" (vgl. 1. Korinther 1, 19: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen" und Matth. 11, 25), ferner die in Wallensteins Lager 11 aufgeworfene Frage: „Wes ist das Bild und Gepräg?" (vgl. Matth. 22, 20). Vor allen Dingen begegnen uns viele biblische Anklänge in den Räubern und in der Jungfrau von Orleans. So sagt der alte Moor V, 2 wie der verlorene Sohn: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht wert, daß du mich Vater nennst." In demselben Stücke ist die Rede von Zähneklappen und Heulen (V, 2 = Matth. 8, 12) und von der Schale des Zornes Gottes[1]) (V, 1 = Offenb. 16, 1); da heißt es: Bis deine Haare wachsen wie Adlerfedern und deine Nägel wie Vogelklauen werden (I, 2 = Daniel 4, 30), das ist Gottes Finger (V, 2 = Mos. 8, 19), leer kam ich hierher, leer ziehe ich wieder hin (V, 1 = Ruth 1, 21; Hiob 1, 21). In der Jungfrau aber lesen wir Stellen wie: in der Wüste trat der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels (Prolog 2 = Matth. 4, 3) oder: möge Gott sie einst wie jene stolze Isabel verderben (Prolog 3 = 2. Kön. 9, 30). Die Jungfrau ist wie Isais Sohn zur Streiterin ausersehen von dem, der einst zu Mosen auf des Horebs Höhen im feur'gen Busch sich flammend niederließ, der ihm befahl, vor Pharao zu stehen (Prolog 4 = 2. Mos. 3, 2) und zu ihr sagte: du sollst

---

1) Dasselbe Bild findet sich in der Jungfrau von Orleans I, 10.

auf Erden für mich zeugen (Prolog 4 = Apostelg. 1, 8). Die löwenherzige Jungfrau, die den Tigerwolf bezwungen hat, erinnert an 1. Sam. 17, 34 ff. (= Prolog 3), das Bild der Sichel, mit der sie die stolzen Saaten niedermähen wird, an Joel 3, 18 und Offenb. 14, 15, der Vergleich des Kriegsheeres mit der Heuschreckwolke an 1. Richter 6, 5 und Judith 2, 11 (= Prolog 3). Die Erzählung von Salomos weisem Urteil kam dem Dichter ins Gedächtnis, als er schrieb: Soll ich gleich jener unnatürlichen Mutter mein Kind zerteilen lassen mit dem Schwerte? (I, 5 = 1. Kön. 3, 16), der Lobgesang der Maria bei den Worten: Selig preisen sollen dich die spätesten Geschlechter (III, 4 = Luk. 1. 48). An Matth. 10, 29 klingt an V, 4: Ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menschen, an Mark. 5, 2: Als ob die Hölle ihre Legionen verdammter Geister ausgespieen (II, 5). Bilder wie das von der Schlange des Paradieses als Urbildes der Verführung und Falschheit (1. Mos. 3, 15) kehren mehrfach wieder, z. B. Räuber V, 2, Maria Stuart IV, 10 und Wallensteins Tod IV, 7.

Auch altertümliche Wörter und Wortformen in Schillers Sprache entstammen vielfach der Lutherschen Bibel. Denn er kannte das Buch der Bücher ziemlich genau. Ich erinnere an risch wie der Wind (Räuber II, 3 = 1. Samuelis 20, 38) und an die strampfenden Rosse (Fiesko III, 2 = Hiob 39, 21) oder an Verbalformen wie fleußt (= fließt, Elegie auf den Tod eines Jünglings), verzeuch, gebeut, fleucht (alle drei in der Semele), was da fleucht und kreucht (Tell III, 1 = 1. Mos. 1, 26. 28), an die drei Geschlechter des Zahlwortes zween, zwo, zwei (z. B. zween Knaben, Don Karlos I, 2, zwo Flammen, Räuber III, 1)[1]), ferner an alte Genetive und Dative auf -en von weiblichen Hauptwörtern, z. B. festgemauert in der Erden (Glocke), weil das Glück aus seiner Tonnen die

1) Diese Unterscheidung ist in manchen Gegenden noch jetzt mundartlich erhalten; hätte sie Schiller aus dem Dialekte seiner Heimat geschöpft, so würde er sie überall richtig angewendet haben. Doch er sagt Kabale und Liebe I, 4 zwoer Herzen (statt zweier) und Gang nach dem Eisenhammer zwoen Knechten (statt zween).

Geschicke blind verstreut (Siegesfest), auf der Londoner Straßen (Maria Stuart); ich sehe das Haupt der Medusen; sind sie nicht Kinder unserer Sonnen? (beides Braut von Messina I, 3). Endlich hat der Dichter nicht selten den im Hebräischen so beliebten Parallelismus der Satzglieder nachgeahmt, z. B. Räuber IV, 3: „Finsternis verlösche sie auf ewig, und der Tod rühre sie nicht auf" oder IV, 5: „Höre mich, der da droben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen." Ganz nach Art der Bibel aber ist folgende Stelle im Prolog der Jungfrau von Orleans (3) angelegt: „Der den heiligen Pflug beschützt und fruchtbar macht die Erde, der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt, der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung; es zittert der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte und scherzet mit den Löwen um den Thron" (1. Kön. 10, 20).

73. Ebenso stark wie der biblische Einfluß war bei Schiller der des Hellenentums. Namentlich gegen das Ende der 80er Jahre fühlte er das Verlangen, sich tiefer in die Schöpfungen griechischer Dichter zu versenken.[1]) Fr. L. v. Stolbergs Übersetzung von vier Stücken des Äschylus machte einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er erklärte, seit vielen Jahren habe ihn nichts mit solchem Respekt durchdrungen, vor allem aber sagten ihm die Werke des Homer, Euripides und Plutarch zu. 1788 schrieb er an Körner: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen. In den nächsten zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr." Er trieb seine Homerstudien gemeinsam mit den beiden Schwestern von Lengefeld in Rudolstadt, die sich so sehr dafür erwärmten, daß die ältere (die spätere Frau von Wolzogen) in ihrer Schillerbiographie ausspricht, es sei ihnen gewesen, als riesele eine neue Lebensquelle um sie her. Kein Wunder, daß der Dichter unter dem Eindrucke

---

1) Den Gegensatz dazu bildet Klopstock, der später in seinen Oden die griechischen Gottheiten durch germanische ersetzt hat.

dieser Lektüre an die jüngere (seine spätere Frau Charlotte) schreiben konnte: „Wie haben Sie denn heute nacht in Ihrem zierlichen Bette geschlafen? Und hat der süße Schlaf Ihre holden Augenlider besucht? Sagen Sie es mir in ein paar geflügelten Worten; aber ich bitte, daß Sie mir Wahrheit verkündigen." Man kann hier, wie auch mehrfach in seinen Dichtungen[1]), den Wortlaut der Vossischen Homerübersetzung erkennen. Denn da Schiller nicht imstande war, griechische Texte im Original zu lesen, so sah er sich genötigt, zu Übertragungen seine Zuflucht zu nehmen.[2])

War es bei Homer die „edle Simplizität", die ihn anzog, weil er hoffte, durch sie seinen „von der Schönheit abgeirrten und verkünstelten Geschmack" zu läutern, so fesselte ihn an Euripides die klare, an Gegensätzen (Antithesen) und anderem rhetorischen Beiwerk reiche Sprache. In erster Linie aber fühlte er sich von dem stofflichen Gehalte der griechischen Literatur hingerissen[3]), so daß er 1788 den Hymnus auf „die Götter Griechenlands" anstimmte, worin er die Zeit zurückwünscht, „da diese noch die schöne Welt regierten an der Freude leichtem Gängelband", und noch 1803 die Heldentaten des Trojanischen Krieges einem Gesellschaftsliede, dem Siegesfest, zugrunde legte. Daher kommt es, daß er so oft griechische Anschauungen ausspricht. So preist er durch den Mund des Neoptolemus den Ruhm als das höchste Gut des Menschen und läßt den Nestor empfehlen,

1) Vgl. die Stelle der Jungfrau von Orleans: „Wer bist du? Welch glücklich Land gebar dich? Wer sind die gottgeliebten Eltern?" (I, 10.)

2) Im November 1789 schrieb er an seine Braut: „Professor Naß, bei dem ich das Griechische lernte oder vielmehr lernen sollte." Humboldt sagt in der Charakteristik Schillers: „Er eignete sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Übersetzungen vor, die darauf Verzicht leisteten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen." Vgl. auch Nerrlich, Das Dogma vom klassischen Altertum, S. 212 und 261.

3) „Es macht viel Vergnügen, den Menschen sich ewig gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Kollisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften."

im Schmerze Maß zu halten. So rückt er kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden und gönnt den frohen Schatten ihre Freuden in Elysiums Hainen, redet vom heiteren Dienst der Götter, ja sogar von der heiteren Mitte des Staatsrats der Elisabeth unter Hindeutung auf die heitere Klarheit der im Palaste des Zeus versammelten hehren Götter Griechenlands.

In gleicher Weise dient ihm die griechische Mythologie dazu, den Ausdruck sinnlich zu beleben. Den Gedanken, daß wir nur durch das Erhabene über die Sinnenwelt erhoben werden, in der uns das verführerische Schöne immer festhalten möchte, veranschaulicht er uns durch den Hinweis auf Odysseus, der von Kalypsos Reizen gefesselt, aber durch das Erscheinen seines Mentors Hermes an seine bessere Bestimmung erinnert wird, und wie er im Anfang der Abhandlung über Anmut und Würde den Begriff der Anmut aus einem griechischen Mythus entwickelt, so muß ihm die hellenische Götterwelt oft auch in seinen Gedichten das bildliche Element liefern, z. B. den schönen Vergleich in der 4. Strophe der vier Weltalter: „Und wie der erfindsame Sohn des Zeus auf des Schildes einfachem Runde die Erde, das Meer und den Sternenkreis gebildet mit göttlicher Kunde, so drückt er ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall." Den Gedanken aber, daß alle gute Gabe von oben herabkomme, kleidet der Dichter öfter in die Form, daß er den ganzen Olymp erscheinen läßt, um den Menschen die Errungenschaften der Kultur zu bringen, z. B. im Eleusischen Fest und im Spaziergange.

Auch sonst läßt Schillers poetische Sprache nicht wenige Anklänge an die griechische Götterlehre erkennen. So führt er in der mit hellenischen Anschauungen durchtränkten Braut von Messina den Eid als der Erinnyen Sohn ein, spricht von der blühenden Hebe, von Themis' Töchtern, Perseus' Turm und dem stygischen Boot, so erwähnt er auch in der Maria Stuart das Schwert der Themis (I, 7), die Ate des Kriegs (II, 3), den Argusblick der Eifersucht (II, 8) und die Hochzeitsfackel Hymens

(II, 2).[1]) Welche Rolle aber in seinen Jugendgedichten griechische Ausdrücke wie Elysium, Tartarus, Styx, Lethe, Cocyt u. a. spielen, weiß jedermann. Unwillkürlich wird man dabei an ein Schreiben Brentanos vom 18. März 1806 erinnert, worin es heißt: „Ich lese in diesem Augenblicke den Briefwechsel zwischen Heinse, Gleim und Müller. Wunderbar verwirrend ist mir diese Lektüre; denn es kommen so unzählig oft die Worte Elysium, Grazien, Charitinnen vor als heutzutage Universum, rein Menschliches, objektiv und subjektiv." Ähnlich verhält es sich mit anderen Ausdrücken. Wenn wir z. B. im Prolog zu Wallenstein die Bezeichnung Mime für Schauspieler[2]) finden, gedenken wir der Worte, die L. Tieck 1826 schrieb: „Vorzeiten sagte man Akteur, Komödiant, wenn man vom Schauspieler sprach, dann wurde er Darsteller und Künstler genannt, zuletzt Mime." Doch sind die griechischen Fremdwörter in den späteren Dichtungen Schillers weit seltener als in den Jugendschöpfungen, und Gebilde wie Phantom oder Troglodyte finden sich nur ganz vereinzelt.

Dagegen hat er gerade in der Zeit seiner klassischen Vollendung ziemlich häufig griechische Wörter in deutscher Übersetzung verwertet sowohl in den Gedichten als in den Dramen; namentlich gilt dies von charakteristischen Epithetis Homerischer Helden, aber auch von anderen Ausdrücken. Ganz im Fahrwasser Homers befindet er sich im Siegesfest, wo er von des Kummers finsterer Wolke (nephelē acheos) spricht[3]), Atreus' Sohn

1) Vgl. auch: der Anmut Götter und der Jugendlust (= Charitinnen oder Grazien) II, 6, die Schlangenhaare schüttelnd umstehen mich die finstern Höllengeister III, 3, da seid Ihr der allwicht'ge Mann, der Atlas des Staates IV, 3, was hängt Ihr Euch gleich einem bösen Geist an meine Fersen? IV, 4; ein Strahl des Donners, der geflügelt trifft IV, 11, Basiliskenblick III, 4 wie im Kampf mit dem Drachen.

2) „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."

3) Vgl. Il. 17, V. 591. Den metaphorischen Gebrauch des Wortes Wolke in der griechischen Literatur untersucht Burmester in seiner Abhandlung über den Einfluß der Metapher auf die Entwickelung der Sprache. Barmener Programm 1863. Auch Goethe sagt im Tasso III, 2: „Denn eine Wolke stand schon, als er zu uns trat, um seine Stirn."

als Fürst der Scharen (anax andrōn) und Odysseus als schlauen, vielgewandten Mann (polytropos) bezeichnet, ferner den Ajax einem Turm in der Schlacht vergleicht (pyrgos Achaiōn), den Neptun um die Länder seinen Wogengürtel schlingen (gaiēochos) und den Zeus die Ägis grausend schwingen läßt (aigiochos); ebenso im „Glück", wo unter anderem vom Vater der Menschen und Götter (patēr andrōn te theōn te) die Rede ist, und im Eleusischen Feste, wo uns Hephäst als Zeus' erfindungsreicher Sohn (polymēchanos) entgegentritt. Und sind nicht Ausdrücke der Glocke wie „der Fürst der Schatten, die heilige Erde, die Himmelstochter Ordnung, das bekränzte Jahr, die freie Tochter der Natur, die Götterstärke des Feuers" ganz in die Farben des Homerischen Stils getaucht? Wenn endlich in der Jungfrau von Orleans von einem tränenvollen Kriege gesprochen oder Salesbury als Mauerzertrümmerer hingestellt wird, so blickt dort das Homerische polemos dakryoeis, hier teichesiplētēs durch. Ebenso erkennen wir in den Wendungen „das heilige Meer zurückemessen (II, 7), den Tag der frohen Heimkehr sehen (II, 7), die buhlerische Circe (II, 10), der himmelstürmende, hunderthändige Talbot" (Prolog 3) den Einfluß der Ilias und der Odyssee.

Dazu gesellen sich zahlreiche nach hellenischem Vorbilde frei geformte Adjektiva, die gewöhnlich aus einem Hauptwort und einem Partizip zusammengesetzt sind, z. B. der laubumkränzte Becher (Siegesfest), die blutgefüllte Schale, der schilfbekränzte Gott (Eleusisches Fest), die giftgeschwollenen Bäuche (Kraniche des Ibykus), das säulengetragene Dach, die sturmbewegten Wogen, die glückbekrönte Wachsamkeit, die nachtgewohnte Brut der Eulen, das götterbegünstigte Haus, die volksbelebten Gassen u. a. Aber nicht nur die schmückenden Beiwörter schuf er nach griechischem Muster, sondern oft auch andere Redeweisen, die den Ausdruck beleben und der Sprache Schmuck verleihen. Man denke an Wendungen wie: er hat der Leier zarte Saiten, doch nie des Bogens Kraft gespannt (= den kräftigen Bogen) oder an König Rudolfs heilige Macht (vgl. hieron menos Alkinooio) im Grafen von Habsburg und an der Mutter liebliche Hoheit zwischen der Söhne feuriger Kraft in der Braut von

Messina (I, 3; vgl. des Boten jugendliche Kraft in demselben Stücke). Ferner erinnere ich an die Worte, mit denen in dem gleichen Drama der Chor die Fürstin Donna Isabella begrüßt: „Kniend verehr' ich dein heiliges Haupt" (I, 3), was sich mit dem umschreibenden Gebrauch des griechischen kara, Haupt im Anfang der Antigone vergleichen läßt[1]), endlich an Ausdrücke wie: „wo der friedliche Pan lacht, der Flurenbehüter" (ebenda) und: „es lacht der unbewölkte Zeus" (Klage der Ceres), die ganz griechischer Anschauung entsprechen.

Selbst Schillers Syntax hat Anregungen von Griechenland empfangen. Daher erklärt sich der Teilungsgenetiv bei Zeitwörtern wie schenken (es schenkte der Böhme des perlenden Weins) und gießen (gießt Neoptolem des Weins)[2]), daher die Nachstellung des Eigenschaftswortes mit dem Artikel: „soll der Freund mir, der liebende, sterben"; „soweit er die Stimme, die rufende, schicket"; „dem Erzeuger jetzt, dem großen"; daher die Freiheit der Wortstellung: „nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus", „den Schleier zerriß ich jungfräulicher Zucht". Gleichfalls in das Gebiet der Satzfügung gehört die Art, wie Schiller öfter seine Gleichnisse formt. Hier wird ab und zu Vorder- und Nachsatz nach Homerischem Vorbilde durch ein oder mehrere parenthetisch eingeschobene Gefüge unterbrochen, z. B. in der Maria Stuart: „Wie ein Unsterblicher auf goldnen Wolken herniederfährt, wie den Apostel einst der Engel führte aus des Kerkers Banden — ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwert, er schreitet mächtig durch verschloßne Pforten, und im Gefängnis steht er glänzend da —, so überrascht mich hier der Himmelsbote, da jeder

---

1) Ausdrücke wie Sîvrides lîp, Guntheres muot als Umschreibung für die betreffenden Eigennamen lesen wir allerdings schon im Nibelungenliede, doch sind diese nicht von Einfluß auf Schillers Sprache gewesen.

2) Bei Klopstock wird dieser Teilungsgenetiv seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre häufiger, z. B. 1768: „Du sandtest deiner Krieger hin." Deutsche Wortverbindungen wie „genießen eines Dinges" erleichterten und unterstützten die Einführung dieser Konstruktion.

ird'sche Retter mich getäuscht" (V, 7) oder im Grafen von Habsburg: „Wie in den Lüften der Sturmwind saust — man weiß nicht, von wannen er kommt und braust — wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt."

Daß auch sonst die Darstellungsweise des Dichters unter griechischem Einflusse steht, hat dieser selbst in einem Briefe an Goethe vom 24. August 1798 ausgesprochen, worin es unter anderem heißt: „Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen. Es ist zuverlässig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäßer scheinen. Aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles Gesinnung und Meinung nennt, gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise würde nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch hart und in heftigen Situationen unausstehlich werden."

Von allen anderen Anregungen, die dem Dichter aus Hellas kamen, möchten wir nur noch die der Versbehandlung erwähnen, z. B. der Stichomythie, jener lebhaften Dialogform, wo „Frage und Antwort, Einwurf und Widerlegung in bestimmter, kurzer Verszahl Schlag auf Schlag folgen, beschwingten Pfeilen gleich, die hinüber und herüber schwirren, oder wie die hellen Schläge, mit denen schwertgrimme Recken aus Schild und Helm die Funken schlagen".[1])

Überblickt man nun dies alles, so kommt man in der Tat zu der Überzeugung, daß Schiller wenigstens betreffs des Griechischen der Ansicht treu geblieben ist, die er in einem Epigramm ausspricht:

„Tote Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt",

---

1) Z. B. Braut von Messina I, 5, 489 ff., III, 1, 1 ff.

und daß G. Schwab berechtigt ist, von ihm zu sagen: „Er sang von Griechengöttern viel, als wär' er ihres Bluts" (der Riese von Marbach).

74. Noch gilt es, in Kürze des Einflusses der französischen Literatur auf Schiller zu gedenken. Dieser schreibt sich von den Zeiten der Karlsschule her, die ja nach dem Vorgange Ludwigs XIV. eingerichtet war und dessen Geschmack und Sprache mit regem Eifer pflegte. So erklärt sich, daß der Dichter des Französischen mächtiger geworden ist als einer anderen, sei es klassischen oder modernen Sprache und zeitlebens gern Bücher gelesen hat, die darin verfaßt waren. Am stärksten tritt die Einwirkung Rousseaus hervor, der die Kultur verdammte und nach Natur und Ursprünglichkeit verlangte, daher die Losung ausgab: „Geht in die Wälder und werdet wieder Menschen!" Schon der jugendliche Schiller begrüßt in einem feurigen Gedichte Rousseaus Grab und preist ihn als einen Sokrates unter den Sophisten, der aus Christen Menschen wirbt, und in seinen Jugenddramen begegnen wir oft Rousseauschen Anschauungen. Durch die herrliche Schilderung des Genfer Sees in der Neuen Heloise wurde seine Schwärmerei für Naturschönheiten geweckt; ja, wir können sie bereits in den Räubern bewundern, wo er den Sonnenuntergang an einem Sommerabend schildert und den Anblick der heimatlichen Flur mit dem Pinsel eines Künstlers malt. Rousseaus Naturevangelium predigt der Dichter sogar noch in der Braut von Messina, z. B. IV, 7: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual" (vgl. Émile: Tout dégénère entre les mains de l'homme). An Diderots Erzählungskunst schult sich Schiller als Prosaiker. Im Verbrecher aus verlorner Ehre und im Geisterseher wandelt er in dessen Bahnen. Auch Voltaire entzückt ihn; die geistvolle Schreibart dieses Mannes und anderer Schriftsteller, die in unserer Sprache fast nicht erreicht werde, wünscht er annehmen zu können. Aus französischer Quelle ist der Stoff verschiedener Dramen (z. B. des Fiesko) und Balladen (vgl. Gang nach dem Eisenhammer und Handschuh) geschöpft; Racines Phädra wird von ihm ins

Deutsche übertragen, ebenso einige Stücke Picards (Parasit, Neffe als Onkel).[1])

Unter französischem Einflusse hat Schiller die schon oben hervorgehobene große Vorliebe für Antithesen genährt und kräftig entwickelt, infolge der Kenntnis dieser fremden Sprache und des Studiums der sie schreibenden Autoren schleichen sich nicht selten Fremdwörter sowie phraseologische und syntaktische Eigentümlichkeiten ein, die wir nicht anders als Gallizismen nennen können. Derselbe Mann, der einst den Übersetzer einer französischen Schrift über Goldoni getadelt hatte, daß er Wörter wie genieren, toupieren, apathisch, Doktrin gebraucht habe, wofür uns doch gute deutsche Ausdrücke zur Verfügung ständen, spricht in seinen historischen Schriften von Prozessen, Motionen, Extremität, Mediateur, Attacke und braucht in seinen Briefen Wendungen wie das schöne Morceau, Gott helfe mir über die Besogne hinweg, einige Longueurs des Dramas, ich werde Herdern prävenieren, eine recht angenehme Apparition. In seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande sind französische Konstruktionen verschiedentlich untergelaufen, z. B. um die Wut der Faktionen zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswertes Opfer wurde; im Jahre 1531 ward die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa und die ihre stolze Aufschrift befolgte; Utrecht und Middelburg waren von den ersten, welche die Tore öffneten; gehorcht zu sein wie er, konnte kein Feldherr sich rühmen; durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre Furcht einzuschläfern; dieses Geschäft berichtigt, eilten alle Statthalter nach ihren Provinzen.

Auch die poetischen Erzeugnisse sind nicht frei von derartigen Auswüchsen, namentlich (abgesehen von den in Prosa

1) Über die Art der Nachahmung französischer Vorbilder spricht sich Schiller in dem Gedicht an Goethe aus, als dieser den Mahomet Voltaires auf die Bühne brachte: „Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden. Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist; des falschen Anstands prunkende Gebärden verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist. Ein Führer nur zum Bessern soll er werden!"

verfaßten Jugenddramen) der Don Karlos. Hier schreibt Schiller unter anderem I, 1: des Übels mehr als Gift und Dolch in Mörderhand nicht konnten und: fürstlicher als er noch keine gute Tat bezahlte; I, 2: ich warf mich zu den Füßen des Königs (= dem König zu Füßen), V, 2: doch aber ist es auf Befehl des Königs, daß ich mich hier befinde, V, 4: Verfassungen wie meine wollen geschmeichelt sein. Manche Stellen sind auch ziemlich eng an den Text der französischen Quelle angeschlossen, so der bekannte Ausspruch des Don Karlos: 23 Jahre und nichts für die Unsterblichkeit getan, der bei St. Réal (Dom Carlos 1673) lautet: une honte extrême de n'avoir encore rien fait pour la gloire.

Wiewohl sich also bei Schiller mitunter fremde Konstruktionen eingeschlichen haben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er unsere Sprache in mannigfacher Hinsicht mächtig gefördert hat. Vor allem verdankt sie ihm Hoheit und Würde, Anmut und Wohlklang, wie schon Felix Dahn in den schönen Worten hervorhebt:

> Nachdem schon mancher Schlichter, Stiller
> Das tote Wort zu wecken rang,
> Kam jener königliche Schiller
> Mit edelstolzem Heldengang.
> Wie einen Kaisermantel prächtig
> Wirft er die Sprache um sich her,
> Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig,
> Von Wohllaut und von Fülle schwer.

> Der Dichter soll immer malen.
> Lessing.

20. Beiwörter (Epitheta).

75. Der Prosaiker kann sich nach Lessings Ansicht damit begnügen, verständlich zu schreiben, der Dichter aber strebt nach Anschaulichkeit der Vorstellungen und nach Plastik des Ausdrucks. Dabei leisten ihm die Epitheta vortreffliche Dienste; denn da sie bald diese, bald jene Seite eines Dinges aufhellen,

so regen sie die Phantasie des Lesers oder Hörers an und geben seinem Geiste unablässig neue Nahrung. Gleich Tauperlen, die in der Morgensonne funkeln, verleihen sie den Wörtern herrlichen Schmuck und den bezeichneten Gegenständen wunderbaren Glanz. Je anschaulicher und sinnfälliger diese vor unser geistiges Auge gestellt werden, um so besser; denn der Gesichtssinn will vor allen Dingen befriedigt sein. Deshalb haben auch die Lichterscheinungen von jeher den wesentlichsten Anteil bei der Schöpfung der Epitheta gehabt. Schon bei Homer können wir dies beobachten; denn er spricht fortwährend von glänzenden, funkelnden, strahlenden Gerätschaften aller Art. Jedoch auch im Nibelungenliede und in anderen altdeutschen Epen begegnen wir nicht selten Beiwörtern wie klar, licht, hell, lauter, die z. B. den Waffen, Kleidern, Blumen, Augen und Wangen beigelegt werden; ebenso ist oft von rotem Blut und rotem Golde, von grünem Gras und grünem Klee, von braunem (d. h. glänzendem) Eisen und von braunen Helmen die Rede. Bis zur Gegenwart aber hat sich das Volkslied die Vorliebe für farbenbezeichnende Beiwörter bewahrt. Da lesen wir von dem Mündlein rot wie ein Rubin und vom schwarzbraunen Mädel mit rosigem Munde, da hören wir die Geliebte sprechen: „Im Rosengarten will ich deiner warten, im grünen Klee, im weißen Schnee." Aber nicht bloß Farbenbezeichnungen sind in der volkstümlichen Poesie beliebt, sondern auch andere augenfällige Eigenschaften; z. B. wird in den mhd. Volksepen der Saal weit, das Feld breit, der Schild fest und der Spieß scharf genannt. Dabei sind die Epitheta nicht nach den obwaltenden Umständen ausgewählt, sondern meist typisch; sie kehren bei Erwähnung desselben Gegenstandes wieder, gleichviel, in welcher Lage sich dieser befindet. Wie bei Homer ein Schiff selbst dann das schnelle heißt, wenn es ruhig im Hafen liegt, so wird im Nibelungenlied Siegfried auch noch auf dem Totenlager der kühne genannt; dieselbe Eigenschaft erhält Hildebrand, wo er vor Hagen flieht, den Rücken mit dem Schilde deckend. Dem Volke genügt es eben, festzustellen, daß Kühnheit ein Haupt-

kennzeichen der Helden ist, und es hebt dies hervor, so oft sie erwähnt werden, selbst an Stellen, wo es nicht am Platze zu sein scheint. Und wenn das Volkslied so gern von der finsteren Nacht und den goldenen Sternen redet oder wenn das Volk so oft stehende Wendungen gebraucht, wie keinen roten Heller haben, einen blanken Taler ausgeben, schweres Geld bezahlen, etwas bei hellem, lichtem Tage ansehen, keine blasse Idee haben[1]), so verfährt es in ähnlicher Weise, d. h. es verwendet Beiwörter, die eine zum Wesen des betreffenden Dinges gehörige Eigentümlichkeit bezeichnen, also zum Begriff des Hauptwortes nichts Neues hinzubringen. Aber nicht allein solche Epitheta, die eine äußere oder eine innere Eigenschaft angeben, können typisch sein, sondern auch solche, welche den ethischen Gehalt eines Begriffes hervorheben, z. B. in den Verbindungen der hehre Kaiser, der mächtige (rîche) König, der lobesame Held usw. Auch diese Zusätze bieten dem Verstande nicht viel oder gar nichts Neues, aber sie beschäftigen sicherlich die Phantasie und geben dem Ausdrucke Farbe, Leben und Anschaulichkeit, oft auch einen gemütvollen Zug.

Den Gegensatz zu solchen stehenden Beiwörtern bilden die charakteristisch gewählten, die sich den Verhältnissen genau anpassen. Sie haben ihren Platz vor allem in der Kunstpoesie und werden je nach der Eigenart der Dichter verschieden gebraucht. Viele von diesen heben damit eine besondere Eigenschaft heraus, manche, wie Heine, benutzen sie auch gern dazu, um Stimmung zu machen, z. B. in dem Verse: „Dort liegt ein rotblühender Garten im stillen Mondenschein, die Lotosblumen erwarten ihr trautes Schwesterlein. Es hüpfen herbei und lauschen die frommen, klugen Gazellen und in der Ferne rauschen des heiligen Stromes Wellen." Ihre geschickte Prägung ist eine Gabe des Genies. Ihren Wert hebt Hebbel hervor,

1) Vgl. auch Ausdrücke wie die gute, alte Zeit, der liebe, lange Tag, der schnöde Undank, der abgefeimte Schurke, der abgesagte Feind, der fromme Wunsch, sein blaues Wunder sehen u. a.

wenn er (Tagebücher I, 28) sagt: „Heute empfand ich einmal recht lebhaft wieder, wie die Eigenschaftswörter, insofern sie etwas Schönes und Liebliches ausdrückten, wie Duft und Farbe in den Zeiten reinster Empfänglichkeit mich bezauberten.“[1]) An ihnen kann man darum erkennen, ob der Dichter ein Sänger von Gottes Gnaden ist oder nicht. Wenn z. B. Goethe das Heideröslein morgenschön und das Veilchen gebückt in sich nennt oder die Berge wolkig himmelan und das Frühlingswetter rosenfarben, so spüren wir den Hauch des Genius, der alle Gebiete der Natur in seinen Dienst zu stellen weiß und durch die sorgfältigste Beobachtung der Umwelt seine Sprache bereichert. Am schönsten sind die Beiwörter, welche den leblosen Dingen beseelenden Odem einflößen und sie dadurch zu lebenden Wesen machen. Wie schon Homer den Stein, welchen Sisyphus immer wieder bergan wälzen muß, schamlos oder frech nennt, also mit einer sonst nur Menschen zugeschriebenen Eigenschaft ausrüstet, so spricht Klopstock von geselligen Wolken, Bodmer von verwitweten Nächten, Mörike von einem windebangen Hause, Goethe von der buhlerischen Welle. Tritt vollends an die Stelle des Adjektivs ein Partizip der Gegenwart, so wird der Ausdruck noch lebendiger. Denn eine Verbindung wie segnende Blitze (in Goethes Prometheus) ist entschieden poetischer als segensreiche Blitze, weil hier die Naturerscheinung als tätig und handelnd hingestellt wird. Daher steht es den Dichtern so wohl an, von weinenden Wolken und dem zitternden Heer der Sterne oder von des schauernden Himmels Gestaden zu reden; daher spricht Goethe im Herbstgefühl von des holden Himmels fruchtender Fülle und den vollschwellenden Tränen der ewig belebenden Liebe, und Schiller sagt: „Etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen, daß er die Schwere des Daseins ertrage und das ermüdende Gleichmaß der Tage und mit erfrischendem Windesweben kräuselnd bewege das

1) Hoffmannswaldau sagt, der Dichter habe vor allem „auf die reine Lieblichkeit des Ausdrucks, die sinnreichen Erfindungen, die durchdringenden, geschärften und löblichen Beiwörter zu sehen“.

stockende Leben" (Braut von Messina). Und wie malerisch sind nicht die Gebilde wellenatmend, silberprangend, schlangenwandelnd, seidenrauschend! Kein Wunder, daß die Partizipien des Präsens in der poetischen Sprache oft geradezu gehäuft werden. So verwendet Klopstock in der kurzen Ode von dem „Lehrling der Griechen" deren 11 und Schiller in den 100 Distichen seines „Spaziergangs" 66; so finden wir in einem einzigen Chorliede der Braut von Messina (I, 3) folgende derartige Formen: die himmelumwandelnde Sonne, die dunkelnachtenden Schwingen, des Meers ringsumgebende Welle, des Korns hochwallende Gassen, der waltende Gottesfriede, das kochende Blut, die prangende Halle, der zürnende Mut, das heilende Wort, die glänzende Sonne, das rasende Beginnen, der blitzende Glanz, der blühende Baum, die rollende Zeit, die ragenden Gipfel der Welt.[1])

Während also die Volkspoesie bis zum heutigen Tage die typischen Beiwörter festgehalten hat, ist die Kunstpoesie bestrebt, die Epitheta der Situation entsprechend zu wählen. Daher hat schon Ph. Harsdörfer, der Gründer des Ordens der Pegnitzschäfer, in seinem poetischen Trichter (einer „Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Dicht- und Reimkunst einzugießen") die Vorschrift gegeben, das Feld je nach dem Monat des Jahres hartdurchfroren, windbetrübt, nebliggrau, neugepflügt, blumenhold, vielbegrast, hitzematt, ährenreich, ganz durchfeuchtet, fruchtbereift, grünlichfalb, schneebesamt zu nennen. So hat auch Schiller recht daran getan, immer mit dem Ausdruck zu wechseln, wenn er denselben Gegenstand erwähnt, und z. B. den Ort, wo der Taucher seine kühne Tat ausführt, bald einen schwarzen Schlund, einen finstern Schoß,

1) In der Gudrun kommen 47 Partizipien der Gegenwart vor, z. B. 783 mit snîdenden spern. In Goethes Hermann und Dorothea heißen die Zweige der Obstbäume lastend, das Korn wankend und herrlich nickend, der Kohl kräftig strotzend, der Mann schützend, die Gattin erhaltend; Detlev v. Liliencron bildet folgende neue Formen: kraftgärend, morgenschauernd, jagdgierzitternd, die vielarmausstreckende Buche, schweißtrocknender Schatten, trümmertragender Strom u. a.

eine unendliche See, bald ein wildes Meer, eine heulende Tiefe oder eine strudelnde Wasserhöhle zu nennen. Und während Voß in der Luise, befangen in den Überlieferungen Homerischer Technik, stehende Beiwörter verwendet, hat Goethe in Hermann und Dorothea das Richtige getroffen, wenn er die Epitheta der Lage anpaßt und von der ungeduldigen Hausfrau, der guten, verständigen Mutter, dem menschlichen Hauswirt, dem gesprächigen Nachbar, den stampfenden und schäumenden Pferden redet. Denn zwischen Substantiv und Adjektiv ist in der Kunstpoesie nach Daudets Ausspruch keine dauernde Ehe geschlossen, sondern nur eine vorübergehende Vereinigung hergestellt.

76. Auch sonst lassen sich manche Unterschiede im Gebrauche der Beiwörter beobachten. Im Ahd. und Mhd. findet man fast nur einfache Ausdrücke, im Nhd. tritt starke Neigung zu zusammengesetzten hervor. Diese sind ihrer Bildung nach von verschiedener Art. Entweder verbinden sie Begriffe, die eigentlich kopulativ mit „und" verknüpft werden sollten, oder sie vereinigen solche, in denen der eine vom anderen abhängig ist, sei es in einem Kasus oder adverbiell. Wenn Walter von der Vogelweide liljerôsevarwe (lilien- und rosenfarbig) und vröudehelfelôs (freud- und hilflos) bildet oder Schiller von einem heiligwundersamen Mädchen und von einer schuldlosreinen Welt redet, so machen sie von jener Art Gebrauch, wenn aber andere nhd. Dichter Formen wie mondbeglänzt, meerumschlungen, harnischglänzend, wonnebebend sagen, so bedienen sie sich dieser Gattung.[1]) Solche Komposita sind eine große Zierde unserer poetischen Ausdrucksweise. Sie werden daher schon von Breitinger und Klopstock angelegentlich empfohlen. Jener sagt: „Die Zusammensetzung der Wörter taugt für die Poesie auf eine besondere Weise, nicht nur weil sie die Schreibart erhöht und verherrlicht, sondern auch weil dadurch der Tonlaut mächtig

1) Weiter gehen Übersetzer orientalischer Dichtungen (z. B. Rückert), indem sie nach indischem Vorbilde Komposita schaffen wie gliederzartwüchsige, gewölbtaugenbrauenbogige, sanftlächelredewogige (Königstochter Damajanti).

verstärkt wird, mehr Klang und Pomp überkommt und die Bilder desto mehr Nachdruck erhalten, indem sie durch den Ton nachgeahmt werden" (Kritische Dichtkunst II, S. 271), und bei diesem lesen wir: „Es möchte vielleicht nicht überflüssig sein, die Deutschen zu erinnern, daß diejenigen Wörter, die mit Geschmack zusammengesetzt sind, unter die von ausgemachter Stärke zu zählen sind. Es ist der Natur ihrer Sprache gemäß, sie zu gebrauchen. Sie sagen sogar im gemeinen Leben ein gottvergessener Mensch. Warum sollten sie also den Griechen hierin nicht nachahmen, da ihnen ihre Vorfahren schon lange die Erlaubnis dazu gegeben haben? Die Zusammensetzung macht, daß man schneller denkt, und der schnellere Gedanke ist lebendiger, hat mehr Kraft" (Abhandlung über die Sprache der Poesie). So ist es begreiflich, daß die nhd. Poesie unter dem Geisteshauche Homers und anderer griechischer Sänger eine große Zahl solcher Gebilde geschaffen hat, die unserer Sprache zu großem Schmucke gereichen. Natürlich sind sie je nach der Eigenart der Dichter verschieden an Zahl und Bildungsweise, wie sich denn überhaupt die einzelnen Autoren in der Wahl und Gebrauchsweise ihrer Epitheta wesentlich voneinander unterscheiden.

Klopstocks Eigenart entspricht die große Vorliebe für inbrünstig, göttlich, heilig, olympisch, ätherisch und ähnliche meist mit ethischem Gehalt ausgestattete Adjektiva, die er zahlreichen Substantiven beigibt, für Heine ist es charakteristisch, daß er in seinem Buch der Lieder so oft von still, heimlich, einsam, seltsam, dunkel Gebrauch macht; der junge Goethe ist ein großer Freund von golden und munter, der alternde von geistreich, anständig, bedeutend, ewig. Zur Zeit des Barockstils trifft man absonderliche Bezeichnungen wie die gesalzenen Zähren, der braune Abend, die gläsernen Gewässer, der kalte Nordstern, die Hoffmannswaldau durchdringend geschärft und löblich nennt, zur Zeit des Sturmes und Dranges aber spielen Wörter wie unendlich, überschwenglich, göttlich, schrecklich eine bedeutende Rolle.

Selbstverständlich ist auch die Mannigfaltigkeit der Ausdrücke, die ein Dichter für ein und denselben Gegenstand

zur Verfügung hat, verschieden groß. Dies richtet sich nach seiner Beanlagung und nach dem Grade des Interesses, das er den Gegenständen widmet. So tritt im Nibelungenliede die größte Abwechselung hervor bei den Bezeichnungen der Helden und der Schwerter; jene erscheinen unter anderem als edel, wohlgeboren, lobesam, auserkoren, stark, schnell, kühn, vermessen, stolz, mächtig, diese als schneidend, scharf, stahlhart, steinhart, breit, licht, goldfarben.[1]) In Hermann und Dorothea heißt der Sohn des Wirtes bald der junge Hermann oder der treffliche, der sinnige, der gehaltene Jüngling, bald der wohlgebildete, der bescheidene, der gute, verständige Sohn oder der leitende Freund und der stille Begleiter.

Auch darin unterscheiden sich die Dichter wesentlich voneinander, wieviele Substantiva sie der Auszeichnung durch ein Beiwort würdigen. Schon in der zweiten schlesischen Dichterschule war die „Epithetawut" ziemlich groß; denn eine Dichtung, die keinen Inhalt hatte, mußte sich wohl auf eine solche Jagd nach „durchdringenden" Beiwörtern legen. Christian Ewald von Kleist und andere, welche die Poesie für eine redende Malerei ansahen, waren der Worte Breitingers eingedenk: „Wohlausgesuchte Beiwörter sind etwas, was die poetische Erzählung vornehmlich belebt und ausschmückt, indem sie eine Sache im Vorbeigange mit einem einzigen, aber lebhaften Pinselzuge nach der absonderlichsten Eigenschaft in einem hellen Lichte vor Augen stellen und dadurch die Erzählung nicht allein angenehm abändern und vor Mattigkeit bewahren, sondern auch ihren Duft und ihre Absicht nachdrücklich fördern", gingen aber zu weit im Gebrauch der „malenden" Beiwörter, als sie fast jedem Substantiv eins beigaben, z. B.: „Wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn? Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälernden Beeten mit bunten Blumen durch-

1) Bielschowsky, Goethe I, S. 97 hebt hervor, daß Goethe fast nie das Land seiner Sehnsucht, Italien, erwähnt, ohne ihm einen aus dem Herzen kommenden Zusatz wie teuer, schön, heiter, fruchtbar, herrlich, paradiesisch zu geben.

wirkt in weiter Ferne verlieret? Dort unter den Teichen, bekränzt mit Rosenhecken und Schlehdorn? Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort, ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen, die strahlende Sonne wirft einen Himmel voll Sterne darauf" (Frühling V. 45ff.). Aber auch bei anderen Dichtern, die nicht jener Richtung angehören, finden sich episch gehaltene Stellen, an denen dem inneren Drange und der gemütvollen Teilnahme eine üppigere Fülle der Epitheta entsprossen ist, so in Schillers Glocke: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau und füllet mit Schätzen die duftenden Laden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden und sammelt im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein" oder im Tell (IV, 3): „Hier geht der sorgenvolle Kaufmann und der leicht geschürzte Pilger, der andächt'ge Mönch, der düstre Räuber und der heitre Spielmann." Besonders reich an Beiwörtern sind die Briefe des jungen, sinnigen Werther. Da heißt es am 18. August: „Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger. Wenn ich sonst vom Felsen das fruchtbare Tal überschaute, wenn ich jene Berge mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete (= glitt) und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte, wenn dann die Millionen Mückenschwärme im letzten, roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter, zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele." Das Gegenstück dazu bilden Schriftsteller, die von den Epithetis einen sehr sparsamen Gebrauch machen wie K. F. Meyer. Bei ihm suchen wir malerische, schmuckreiche Beiwörter fast vergebens; wenn er es einmal für nötig hält, eine Eigenschaft hervorzuheben, so tut er es mit einem

einfachen, kurzen Worte, wie die breite Brust, das scharfe Gesicht, der hagere Kavalier, das feige Herz.

77. Bisher haben wir immer an je ein Beiwort gedacht, das zu einem Substantiv gefügt wird; und dies bildet auch die Regel. Sagt doch schon Lessing im 16. Kapitel des Laokoon: „Die Prosa kann in fortschreitender Nachahmung nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen und muß daher diejenige wählen, welche das stärkste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von der er sie braucht. So nennt Homer ein Schiff bald das schwarze, bald das hohle, bald das schnelle. Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter." Anderer Ansicht sind manche Dichter des 17. Jahrhunderts, bei denen das Hauptwort von den Beiwörtern förmlich überwuchert wird wie ein Baumstamm von üppigen Schmarotzerpflanzen, z. B. Weckherlin, der unter anderem von einem Volke fromm, redlich, kühn, getreu spricht oder von Streichen stark, stolz, schnell, streng, laut oder von einem Liede wahr, hell und rein. Bei ihnen ist das Adjektiv geradezu der Feind des Substantivs, und ihre mit Eigenschaftswörtern überladenen Sätze gleichen einem Heere, bei dem hinter jedem Soldaten mehrere Diener einhergehen.[1])

Gelegentlich häufen aber auch andere Dichter die Beiwörter, wenn sie eine besondere Wirkung erzielen wollen.[2]) Im

---

1) Bei den großen Dichtern der klassischen Zeit findet sich eine derartige Häufung selten; eine Ausnahme bildet Goethes Natürliche Tochter, in der oft drei Adjektiva zu einem Substantiv gesetzt werden, z. B. II, 23: geräumig, heiter, trefflich ausgestattet, II, 76: gefällig, liebenswert, unwiderstehlich (vgl. Fr. Kern in Lyons Zeitschrift II, S. 283). Dem entspricht, was P. Knauth über den Altersstil des Dichters sagt (Freiberger Programm 1894, S. 25): „Vermehrung, ja Häufung der Beifügungen ist dem Altersstil eigentümlich. Sie erklärt sich aus der stets wachsenden Ideenfülle und dem daraus hervorgehenden Streben, immer mehr Vorstellungen auf einem Raum unterzubringen."

2) Zu weit geht darin oft Fischart, der z. B. in „Aller Praktik Großmutter" von der Sonne (dem Sonnengott) spricht als von dem äschigen, guldenen, feurigen, starkarmigen, hahnfliegenden, pferde- und

Überschwange der Freude und des Glückes ruft Tellheim in Lessings Minna von Barnhelm V, 9 aus: „Sind Sie doch das süßeste, lieblichste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne“, und bei dem ersten, überwältigenden Anblick des Meeres sagt Anastasius Grün begeistert: „Unermeßlich und unendlich, glänzend, ruhig, ahnungsschwer liegst du vor mir ausgebreitet, altes, heil'ges, ew'ges Meer“ (Erinnerungen an Adria). Aber auch bei weniger erregtem Gefühle beuten die Dichter nicht selten den Stimmungsgehalt des Adjektivs in ergiebiger Weise aus. So verwendet Goethe gleich im Anfange seiner Iphigenie die drei Ausdrücke alt, heilig und dichtbelaubt zur Kennzeichnung des taurischen Tempelhains, um das Gefühl der Ehrfurcht vor dieser trauten Stätte recht nachdrücklich hervorzuheben; ebenso gibt er in Hermann und Dorothea dem Tische in einem Zimmer des goldenen Löwen die Epitheta: glänzend gebohnt, rund, braun und auf mächtigen Füßen stehend, um uns daran die Tüchtigkeit und den gesunden Sinn der Wirtsleute kenntlich zu machen. Auch charakterisiert er den geschwätzigen Volksredner Vansen trefflich, wenn er ihm (Egmont IV, 1) die Worte in den Mund legt: „Ich versichere euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt.“ Auch das Volksepos häuft öfter die Epitheta. Wie es überhaupt mit Beiwörtern besonders diejenigen Gegenstände auszeichnet, die den Sängern ans Herz gewachsen sind (man vergleiche z. B. Ausdrücke wie Mannen, Waffen, Schilde im Hildebrandsliede oder Recken, Degen, Helden, Frauen, Schilde, Gere, Gewänder, Falken im Nibelungenliede), so schäumt bei solchen Begriffen die Phantasie des Dichters zuweilen der-

---

stierberittenen, meerkalbschwimmenden, zwillinggezeichneten, mailustigen, maustötenden, süßstimmenden, geigenlustigen, fernschießenden, langhalsigen, schnellfüßigen Weltauge usw. (Ausgabe von 1607, 8°, Fol. D 6).

maßen über, daß er eine Reihe von Epithetis nebeneinander setzt, um eine Sache von mehreren Seiten zu beleuchten. Das gilt z. B. von Kriegsgerätschaften. Ich erinnere an Homers Odyssee 1, 99, wo es von der Athene heißt: „Sie nahm die starke Lanze, die schwere, große, wuchtige, mit scharfem Erze gespitzte" oder an Ilias 18, 611, wo von dem lastvollen, an die Schläfe passenden, schönen, prangenden Helme die Rede ist; ebenso erwähne ich, daß im Nibelungenliede 67, 5 der Schild scharf, ungefüg, groß und breit und 61, 4 das Roß zierlich, schön, groß und stark genannt wird.

Noch bleibt uns übrig, einige Worte über die Stellung der Epitheta hinzuzufügen. Ihr regelrechter Platz ist vor dem Substantivum; doch werden sie nicht selten nachgesetzt, namentlich im Volksepos und im Volksliede. Die Nachsetzung bildet bei substantivisch oder adverbial ergänzten Beiwörtern im Ahd. und Mhd. die Regel und findet sich auch jetzt noch häufig in der poetischen Sprache. Nach dem Urteil von Ameis (Kritisch. Anhang zu Odyssee I, 327) ist der Grund für diese Erscheinung im Wesen des mündlichen Vortrags zu suchen. Um nämlich Ruhepunkte für die Stimme und ein leichteres Verständnis für den Hörer zu gewinnen, pflegt der Epiker jeden Gedanken möglichst schnell zu einem gewissen Abschluß zu bringen und dann erst die nähere Bestimmung nachzuholen gleich einem parataktisch angereihten Hauptsatze. Und in der Tat, wenn man Ausdrücke liest wie „und die Griechen siegestrunken, reichbeladen mit dem Raub" (Schiller, Siegesfest) oder „allein die Tränen, die unendlichen der überbliebenen, der verlaßnen Frau" (Goethe, Iphigenie), so wird man sich des Gefühls nicht erwehren können, daß hier die Beiwörter durch Nachstellung selbständiger geworden sind und kraftvoller hervortreten als bei der gewöhnlichen Anordnung.[1]) So erklärt es sich auch, daß sie oft sogar

1) Damit stimmt die Freiheit des Dichters überein, im Nebensatze das Verbum vorwegzunehmen und die davon abhängigen adverbialen Bestimmungen folgen zu lassen, z. B. bei Goethe in Hermann und Dorothea I, 13: „Daß du milde den Sohn fortschicktest mit altem Linnen (Leinen) und etwas Essen und Trinken." So sprach

zu Appositionen umgeschaffen werden wie „der Wein, der Sorgenbrecher" (= der sorgenbrechende Wein). Das Gegenstück dazu bildet die enge Verknüpfung eines vorangestellten Adjektivs, das eigentlich in einem Konsekutivsatze nachfolgen müßte. Diese Vorwegnahme (Antizipation) liebt namentlich Schiller, der z. B. Hekate auf ewig den stummen Mund (= so daß er stumm wird) schließen läßt oder Thekla im Wallenstein die Absicht zuschreibt, den Pechkranz auf das brennende Gebäude zu werfen. Auch bleibt es dem Dichter unbenommen, ein Adjektiv aus bestimmten Gründen mit einem anderen Substantiv zu verbinden, als zu dem es grammatisch gehört (z. B. Schiller: „er flieht der Brüder wilden Reihn" = den Reihen der wilden Brüder; da rollt der Graf die finstern Brauen). Treten aber zu einem Substantiv mehrere Epitheta, so erhält das allgemeinere den ersten Platz. Alt, neu, groß, klein, gut, schlecht und ähnliche Ausdrücke werden meist vorangestellt, Farbenbezeichnungen meist nach, z. B. ein schönes, weißes Tuch, ein neues, blaues Kleid, ein großer, runder Hut, ein kleiner, gesunder Knabe, ein hoher, schattiger Baum. Die Möglichkeit, eins der beiden Adjektiva hinter dem Hauptworte folgen zu lassen, hat sich die Dichtkunst seit alter Zeit gewahrt, z. B. heißt es im Nibelungenliede: der stolze Ritter gut, die schöne Maget gut, und bei Uhland: in ernsten Tagen, wundervollen; doch ist die Nachstellung beider viel häufiger, z. B. bei Schiller: ein Mädchen schön und wunderbar oder bei Freiligrath: die Tanne schlank und grün und bei Lenau: auf der Flut, der sanften, klaren, wiegte sich des Mondes Bild. Daraus erhalten wir eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit, die der Gebrauch des Beiworts gestattet, und von der Möglichkeit, damit große Wirkungen zu erzielen.

---

man allgemein bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts, so redet auch noch jetzt vielfach die Mundart, und es ist bezeichnend, daß für die schriftsprachliche Prosa während des Sturmes und Dranges im 18. und am Ende des 19. Jahrhunderts die altdeutsche Weise wieder Anklang gefunden hat.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe.

Goethe.

21. Die Fremdwörter in der Poesie.

78. Erich Schmidt sagt einmal:[1]) „Wie Schiller in den Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern läßt, seine Poesie aber rein davon erhält, so ist auch bei Lessing ein großer Unterschied: Die Poesie steht strenger auf der Wacht als die Abhandlung"; und in ähnlichem Sinne äußert sich Schiller selbst:[2]) „Lateinische Wörter wie Kultur fallen in der Poesie etwas widrig auf." In der Tat ist die Dichtkunst von jeher auf größere Sprachreinheit bedacht gewesen als die Prosa. In wissenschaftlichen Abhandlungen wie im brieflichen Gedankenaustausch haben die Gelehrten leider allzuoft ihrer Fremdwörtersucht die Zügel schießen lassen, teils aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit, weil es von jeher Brauch war, teils aus Eitelkeit und Selbstüberhebung, weil sie glaubten, ein wissenschaftliches Werk dürfe nicht in derselben gemeinverständlichen Sprache abgefaßt sein wie eine volkstümliche Schrift. Und da sie in der Regel nur für die höheren Stände schrieben, also darauf rechnen konnten, von diesen verstanden zu werden, so fühlten sie sich auch nur selten veranlaßt, von der hergebrachten Sitte abzugehen. Anders verhält sich's beim Dichter. Was dieser schafft, ist für das ganze Volk bestimmt; nicht einen kleinen Kreis besonders Berufener will er durch seine Werke erfreuen, sondern er wendet sich damit an alle seine Sprachgenossen. Und wie er, um einen Ausdruck Herders[3]) zu gebrauchen, nur in der Muttersprache Ansehen und Gewalt über die Worte besitzt und eine Gewißheit davon hat, daß seine Freiheit nicht Gesetzlosigkeit wird, so kann er auch nur dann überall schnell und richtig verstanden werden, wenn nicht bloß der Inhalt seiner Erzeugnisse klar und durchsichtig ist, sondern

---

1) Lessing II, S. 701.

2) Im Briefwechsel mit Körner am 26. März 1790.

3) Fragmente zur deutschen Literatur. 1767.

auch die Form keinerlei Schwierigkeiten bereitet, namentlich die dem Ausdrucke zugrunde liegenden Bilder recht anschaulich hervortreten. Dies geschieht aber in heimischen Wörtern weit eher als in fremden. Dazu kommt, daß es dem Hörer oder Leser bei deutschen Bezeichnungen leichter und in größerem Umfange möglich ist, den Bau der Wörter zu erkennen, Vor- und Nachsilben abzutrennen, einfache und zusammengesetzte Ausdrücke zu unterscheiden, kurz das eigenartige Gepräge des Wortschatzes und damit manche feine Abschattung des Sinnes recht zu verstehen. Ferner haben die Gebilde der Muttersprache meist mehr Ahnen aufzuweisen als fremde Eindringlinge und tragen daher etwas von dem edlen Roste des Alters an sich, der ihnen ein würdiges Aussehen, eine höhere Wertschätzung verleiht. Wörter wie Papa, Diner, Salon u. a., die sich im geselligen Verkehr der oberen Zehntausend eingenistet haben, sind vom Gebrauche in der Dichtung so gut wie völlig ausgeschlossen, Vater, Mahlzeit, Saal aber durch jahrhundertelange Verwendung im höheren Stile geadelt. Besonders das sittliche Gebiet, auf das unser Volk entsprechend seiner gemütvollen Beanlagung einen hohen Wert legt, hält sich möglichst von dem eitlen Tande fremder Flitter frei, und da die Dichtung auf diesem Boden ihre Hauptnährquellen hat, so begreifen wir, warum gottbegnadete Sänger bei allem, was mit den Begriffen der Frömmigkeit, Treue, Liebe, Freundschaft usw. zusammenhängt, ausländische Formen wie entstellende Flicken möglichst meiden. Nur so können sie erzielen, daß der Hörer nicht abgestoßen, sondern innerlich ergriffen wird, daß „Empfindung und Anschauung wie verklärt in seine Seele schweben". Denn gleich wie die Wintersonne, mag sie auch noch so hell strahlen und noch so herrlichen Glanz verbreiten, doch an wohltuender Wärme nicht entfernt der Sommersonne gleichkommt, so fehlt auch den in fremden Sprachen abgefaßten Schriften das Belebende, Erwärmende und Anheimelnde des deutschen Wortschatzes. Mit Recht heißt es daher in einer kurpfälzischen Schulordnung vom Jahre 1615: „Auch auf Lateinkundige machen deutsche Worte einen tieferen Eindruck" (Etiam latine doctos vernacula verba plus movent). Endlich gebietet die Rücksicht

auf das Gesetz der Schönheit, von der Einmischung fremder Bestandteile abzusehen. Denn wenn die Darstellung aus einem Gusse ist, wirkt sie künstlerischer, als wenn sie aus einem bunten Mischmasch besteht, gerade so wie ein Baudenkmal den Kenner mehr befriedigt, wenn es einen einheitlichen Baustil aufweist und nicht eine Auswahl verschiedener Stilformen enthält.

79. Nach alledem kann es nicht befremden, daß die Volksdichtung seit den ältesten Zeiten rein deutschen Ausdruck gezeigt hat; sie war unbewußt volkstümlich und machte ganz aus innerem Drange von dem heimischen Wortschatze Gebrauch wie die große Masse. Daher sind die alten Volksepen ziemlich frei von auswärtigen Zutaten, und das Volkslied hat im ganzen ebensowenig Neigung zu solchen an den Tag gelegt. In den Merseburger Zaubersprüchen, im Hildebrands- und Ludwigsliede und in anderen althochdeutschen Dichtungen sind nur ganz vereinzelte Lehnwörter[1]) enthalten. Auch im Nibelungenliede und in der Gudrun finden sich nur einige Dutzend Ausdrücke französischer Herkunft[2]), die während der Blütezeit des Rittertums aufgekommen und bei der Überarbeitung dieser Epen im 12. Jahrhundert eingestreut worden sind. Einer gleich sauberen Sprache erfreuen sich volkstümliche Werke späterer Zeit wie Goethes Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea.

Im übrigen unterscheiden sich die aus der Feder einzelner Verfasser geflossenen Schöpfungen wesentlich voneinander je nach den Gattungen der Poesie, nach den Grundsätzen der Zeit, in der der Dichter lebt, sowie nach den Anschauungen, die er hegt, und nach dem Gefühl für das Schöne, das er besitzt. Im allgemeinen ist die Lyrik den Fremdwörtern weniger geneigt als die übrigen Dichtungsarten, weil sie das Ich am treuesten widerspiegelt. Zumal wenn sie wahre Empfindungen ausströmt, also unmittelbar aus dem Herzen kommt, liegen ihr deutsche Worte am nächsten. In erster Linie gilt dies von den Liedern vaterlandsliebender Sänger, die Deutschlands Ruhm und Ehre

1) Z. B. cheisuring, Kaisermünze, krist, Christus.

2) Z. B. bûhurt, scapel, tjoste, ferrân, kolter, garzûn, prîs, kovertiure, puneiz, birsen.

verherrlicht haben. Seit der Zeit Walters von der Vogelweide[1]) bis zum letzten deutsch-französischen Kriege sind nur wenige von denen, welche die Leier zum Lobe des Vaterlandes angestimmt haben, der Einmischung fremder Ausdrücke geneigt gewesen. Und in der Tat wäre es auch ungereimt und mit den Gefühlen des Volkes unvereinbar, geharnischte Lieder gegen den äußeren Feind zu schleudern und dabei fremde Brocken, womöglich aus dessen Sprache, einzuflechten. So hat, um nur einige Dichter namhaft zu machen, während der ruhmreichen Zeit Friedrichs des Großen Christian Ewald von Kleist seinen Saiten immer reine Töne entlockt, nicht minder Ludwig Gleim, der sogar an die Lobredner des Auslandes die Worte richtet: „Laßt uns Deutsche sein und bleiben, deutscher Ausdruck steht uns wohl, was wir denken, reden, schreiben, sei des deutschen Geistes voll!" So haben ferner während der Befreiungskriege Arndt und Schenkendorf ihre vaterländischen Weisen nicht mit fremdem Plunder verunziert, so hat sich endlich in neuester Zeit der deutsche Reichsherold Emanuel Geibel eines unverfälschten Deutsch befleißigt und auch Uhland gepriesen, weil er dagestanden als „deutschen Reichtums Wächter in sinnverwelschter Zeiten Lauf". Dasselbe gilt von D. von Liliencron, der unter anderem die Fremdwörter Causerie, Asyl, Sphärenharmonie, Ideal, Station ersetzt durch die guten deutschen Ausdrücke Flachgespräch, Sicherhafen, Weltmusik, Hochgedanke, Rastort.

Im Gegensatze zur Gefühlspoesie steht die Lehr- und Gedankendichtung, die gleich der ungebundenen Rede wissenschaftlicher Werke vor den Fremdwörtern weit weniger zurückschreckt. Ich erinnere an Goethes Faust, der davon nicht weniger als 266 aufweist, während andere Bühnenstücke desselben Dichters wie Tasso und die natürliche Tochter nur je 15 enthalten.[2]) Ich erinnere ferner an die Parodie

1) Bei ihm finden wir fast nur unvermeidliche Fremdwörter wie palas und kemenâte.

2) Vgl. O. Dehnicke, Goethe und die Fremdwörter. Lüneburger Programm 1892.

und das komische Epos, die oft unnötig und mit einem gewissen Wohlbehagen ausländische, namentlich französische Lappen zur Schau tragen. Z. B. bietet Blumauers Äneide im ersten Gesange Formen wie kurieren, akkompagnieren, vexieren, einballieren, frisieren, barbieren, illuminieren, musizieren, Pardon, Pastete, Klerisei, miserabel usw. Ähnlich verhält es sich mit Zachariäs Renommisten u. a. derartigen Schriften. Sodann haben Satiriker wie Lauremberg, Joachim Rachel und ihre Gesinnungsgenossen, aber auch Wieland, Musäus und Heine[1]) nicht selten Fremdwörter gebraucht, um Menschen und menschliche Einrichtungen zu geißeln oder sich darüber lustig zu machen, z. B. Heine, wenn er im Prologe der Harzreise sagt: „Schwarze Locken, seidne Strümpfe, weiße, höfliche Manschetten, sanfte Reden, Embrassieren, ach, wenn sie nur Herzen hätten!" Wesentlich anders liegt die Sache bei Dichtungen wie Wallensteins Lager von Schiller oder Sanssouci von Geibel. Denn wenn jener in seinem Kriegsspiel verhältnismäßig häufig von Fremdlingen Gebrauch macht, so trägt er damit der Sitte der Zeit Rechnung, in die uns das Stück versetzt, und wenn dieser in seinem Gedicht von Steintritonen, Nymphen, Flora, Terrassen, Nischen, Orangen usw. redet, so bringt er damit den Rokokogeschmack des geschilderten Parks und der darin vorgeführten Person zum Ausdruck.

80. Aber nicht bloß auf die Dichtungsart und die Absicht des Dichters kommt es an, sondern auch auf die Zeit, in welcher dieser lebt. Es gibt Jahrhunderte, in denen sich die Poesie der prosaischen Darstellung sehr nähert, und wieder andere, in denen sie sich weit davon entfernt. Dort sind die Fremdwörter reichlich, hier spärlich vertreten. Jenes war bei uns z. B. im 17. Jahrhundert der Fall, als man die Dichtkunst für erlernbar hielt und als Ausfluß des nüchternen Verstandes ansah, dieses am Ende des 18. während der höchsten

---

1) Für Musäus und Wieland vgl. die Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins X, S. 11, für Heine M. Seelig, Die dichterische Sprache in H. Heines Buch der Lieder 1891.

Blüte unseres ganzen dichterischen Schaffens. Sodann ist es von Belang, wie weit der fremde Einfluß das Denken und Fühlen des Volkes durchdringt. Im 17. Jahrhundert war unser unglückliches, durch den Dreißigjährigen Krieg schwer getroffenes Vaterland den französischen Einwirkungen in Sitte und Lebensweise, Schrifttum und Sprache völlig preisgegeben. Bezeichnend ist in dieser Richtung ein Geständnis des Zittauer Rektors Christian Weise: „Und weil die Deutschen viel aus andern Sprachen borgen, so muß ich ebenfalls mich auch dazu verstehn; ein andrer, den's verdreußt, mag sich zu Tode sorgen, gnug, daß die Verse gut, die Lieder lieblich gehn."[1]) Leider waren damals Männer, die das Herz gehabt hätten, dem Fremden den Fehdehandschuh hinzuwerfen, nicht allzu zahlreich und hatten überdies wenig Erfolg, selbst wenn sie wie Logau eiferten: „Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen, die jetzt so mager ist, daß ihr man zu muß tragen aus Frankreich, was sie darf (= bedarf), und her vom Tiberstrom." Mehr oder weniger gilt dies aber auch von der Zeit des Rittertums, wo man in höheren Kreisen durchaus dem welschen Vorbilde folgte und nicht vaterländisch genug fühlte, um die Fesseln der fremden Sprache gänzlich abzustreifen. So kommt es, daß die Epen eines Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach u. a. sprachlich wie stofflich vielfach vom Auslande beeinflußt werden, demnach in der Reinheit des Ausdrucks manches zu wünschen übrig lassen. Der höfische Roman des Mittelhochdeutschen steht eben, wie schon O. Behaghel mit Recht hervorhebt[2]), der gesprochenen Rede der ritterlichen Kreise viel näher als das gleichzeitige volkstümliche Epos. So hat V. von Scheffel ganz recht, wenn er in „Frau Aventiure" ein Rügelied wider Wolfram von Eschenbach und die übereifrigen Nachahmer französischer Art und Dichtung aufnimmt, worin es heißt: „Denn unverrückt in allem Tun und Lassen steht euer Aug' der Fremde zugekehrt, Hofzucht und -kleid, der Rede Ernst

---

1) Widmungsgedichte an das hochverehrte Deutschland.

2) Die deutsche Sprache, 2. Aufl., S. 111.

und Spaßen muß sein wie dort, sonst bleibt es ungeehrt. Ei, strenge Richter, schmeckt das Mus[1]) drum reiner, wenn blanc manger es nennt der Köche Mund? Und kleidet auch der Wappenrock drum feiner, wenn ihn ein Schneider steppt im petît punt?"[2])

Doch ist im Gebrauche der Fremdwörter ein Unterschied zwischen den einzelnen Sängern. Gottfried von Straßburg läßt die meisten einfließen, Hartmann von Aue die wenigsten. Überdies verdient bei diesem gelobt zu werden, daß er im Laufe seiner dichterischen Entwickelung wesentliche Fortschritte in der sprachlichen Sauberkeit gemacht hat.[3]) Und wie er, so haben später manche hervorragende Dichter, je mehr sie sich in ihrer Kunst vervollkommneten, die Überzeugung gewonnen, daß die fremden Brocken den Wert der Dichtung nicht erhöhen, sondern herabsetzen, z. B. Schiller, der in seinen Jugendgedichten Ausdrücke wie Phantom, Harmonie usw. in großer Zahl verwendet, in der Zeit seiner klassischen Vollendung aber fast gänzlich meidet. Ist er doch sogar bei der späteren Überarbeitung seiner Erstlingslieder so weit gegangen, daß er mehrfach Fremdwörter ausgemerzt und durch gute deutsche ersetzt hat.[4]) Indes steht er darin nicht allein da. Auch von Klopstock wissen wir, daß er bei Neuauflagen des Messias und der Oden vom Rotstift reichlich Gebrauch gemacht und Äther und ätherisch (z. B. Mess. I, 188; 205; 476) beseitigt, für Olymp (III, 560; 689) Donnerwolke, für olympische Wetter (II, 438) drohende Wetter, für Planeten (I, 189) Erdkreis, für Zephire (II, 391) Weste,

1) Ein Irrtum Scheffels: blanc manger ist nicht Mus, sondern weiße Gallerte.

2) Im lyrischen Liede, wo sie der tiefsten Empfindung Ausdruck geben, suchen dieselben Dichter die Fremdwörter möglichst zu meiden. Vgl. Singer, Die mittelhochdeutsche Schriftsprache, Zürich 1900, S. 7.

3) Vgl. Haupt zu Erec S. 15; Steiner, Die Fremdwörter der bedeutendsten mhd. Dichtungen, Germanistische Studien von K. Bartsch II, S. 239 ff. und J. Kassewitz, Die französischen Wörter im Mhd. Straßburg 1890.

4) Auch sonst feilte er bei Neuauflagen und ersetzte z. B. in der 4. Strophe der Ideale die sympathetischen Triebe durch „Flammentriebe".

für Ozean (II, 595) Weltmeer, für sphärisch (I, 236) wandelnd eingesetzt hat. Daher stellt er auch das Wort Dichter höher als das Wort Poet; denn er sagt in einem Epigramme:

> Wie der Deutsche denkt von seinem Dichter, dies zeigt er
> Auch in der Sprache. Vordem hieß ihm der Dichter Poet.
> Jener edlere Name begann, da, wer sich Homers Kunst
> Weihte, nicht strebt', a poet, nicht un poète zu sein.

Und wie Goethe über diesen Punkt dachte, erkennen wir nicht nur an mehreren seiner Werke[1]), sondern ersehen es auch aus einem Briefe, den er am 6. Oktober 1798 an Schiller geschrieben hat. Dort sagt er nämlich, daß er vor der ersten Aufführung des Wallenstein die Mimen und die Ären des Prologs beseitigt habe, weil er ein besseres Verständnis beim Volke erwarte, wenn dafür deutsche Ausdrücke eingesetzt würden, wie er denn auch sonst seinem Freunde warm empfiehlt, recht deutlich zu sein und die Urteilskraft der großen Menge nicht zu überschätzen (10. November 1798).[2]) Und Schiller hat diese Mahnung beherzigt. Seine Meisterdramen sind von derartigen Auswüchsen frei.[3]) Hat er doch in der Braut von Messina (I, 7, 801) sogar den Ausdruck „Fußgestell des Ruhms"

---

1) Vgl. auch die Zeitschr. d. allgem. deutschen Sprachvereins VII, S. 115. Über die Sprachreinigungsbestrebungen Ad. Stifters vgl. A. Sauer, „Ad. Stifter als Stilkünstler" in der Festschrift des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag 1902, S. 108 ff., über G. Freytag und die Fremdwörter H. Künkler in Lyons Zeitschrift III, S. 210 ff., 481 ff., über Wieland als Sprachreiniger W. Feldmann, Beiheft der Zeitschr. d. allgem. deutschen Sprachvereins 22, S. 58 ff., über „Lessing auf den Bahnen des Sprachvereins" ebenda 21, S. 11 ff. Lessing sagt IX, S. 66 der Hempelschen Ausg.: „Lizenz, Visieren, Edukation, Disziplin, Moderation und noch hundert solche Wörter, die alle nicht das geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist."

2) Ebenso fordert er Riemer in einem Briefe vom 30. Juni 1813 auf, vor der Drucklegung von „Dichtung und Wahrheit" die fremden Wörter aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und rätlich sei.

3) Daß Schillers spätere Dramen weit weniger Fremdwörter enthalten als die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, hat schon Kehrein (Fremdwörterbuch S. 17) nachgewiesen.

gewählt, um das fremde „Piedestal“ zu vermeiden. Damit ist der Stab über Dichter wie Freiligrath gebrochen, die, um dem abgestumpften Gaumen der Menge zu kitzeln, „die Barbarei beständiger Janitscharenmusik erklingen ließen“ und sich den Mißbrauch ausländischer Reimwörter zum Überdruß oft gestatteten.[1]) Schon 1832 lesen wir bei ihm Reime wie Padischah : Janina und 1833: Äquator : Alligator, athletisch: Fetisch, die offenbar unter dem Einflusse von Viktor Hugo (Orientales) und Byron entstanden sind und sich von den matten und trivialen Reimen vieler Zeitgenossen abheben sollen. Den nach Frankreich schielenden Dichtern aber hat sicherlich Kästner die beste Antwort gegeben, da er dem eingebildeten Franzosen, der „gallisch nur verstand und das allein reich, stark und zierlich fand“, den Nachweis lieferte, daß die deutsche Sprache noch reicher sei; denn sie könne auch Hippokrene durch Roßbach übersetzen.

Das Merkmal des wahren Dichters
ist die Fähigkeit zu korrigieren.
E. Geibel.

22. Feilen und Überarbeiten.

81. Horaz fordert vom Dichter (Ars Poetica V. 388), daß er den ersten Entwurf seiner Schöpfungen neun Jahre liegen lasse, damit er reichlich Zeit habe, das, was er mit kühnem Geistesflug geschaffen, sorgfältig auszugestalten und gründlich durchzuarbeiten, und M. Greif sagt: „Dichter und Rezensent in einer Person, nun warum nicht? Wenn sich die Strenge nur kehrt gegen das eigene Werk.“ Mit Recht, denn bei der Poesie fällt die Formvollendung viel schwerer ins Gewicht als bei der Prosa. Hier ist jedes Wort genau abzuwägen, daß es die Gedanken des Dichters nicht bloß richtig, sondern

---

1) Vgl. auch die Bemerkungen über eine ähnliche Erscheinung bei A. Fitger in der Zeitschr. d. allgem. deutschen Sprachvereins V, S. 11.

auch schön zum Ausdruck bringe und mit dazu beitrage, dem ganzen Werke einen harmonischen Abschluß zu geben. Unsere Sprache hat für diese Tätigkeit den bezeichnenden Namen feilen, d. h. mit der Feile alle Unebenheiten beseitigen. Wie man einen Menschen hobeln (vgl. ungehobelt) oder schleifen (vgl. ungeschliffen) muß, ehe er ein vollwertiges Glied der Gesellschaft wird, wie man mit Rücksicht auf ihn sagt: „Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen", so hat auch der Dichter bei seinen Schöpfungen das Metall unserer Sprache von Schlacken zu befreien, wenn er einen schönen Guß erhalten will. Die Sätze sollen „abgerundet" sein und „glatt" dahinfließen.[1]) Aber „nur dem Fleiß, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born, nur des Meißels schwerem Schlag erweichet sich des Marmors sprödes Korn". In Wissenschaft und Kunst muß mit dem Stoffe und mit der Form gerungen werden, ehe etwas Vollkommenes zutage tritt. Das hat zu allen Zeiten gegolten, das haben selbst unsere bedeutendsten Dichter an sich erfahren. Haller, dem in der ersten Auflage seiner Gedichte manche schweizerische Eigentümlichkeit untergelaufen war, bemühte sich von der dritten an, alle Spuren alemannischer Mundart gewissenhaft zu tilgen[2]), Wieland war unermüdlich im Feilen, und Lessing, dem jahrzehntelang Lausitzer Idiotismen in die Feder kamen, konnte sich bei späterer Durchsicht seiner Jugendwerke nicht genug tun im Ausmerzen von Formen, die in der Schriftsprache verboten waren, namentlich von Latinismen und Gallizismen, die er sich gestattet hatte. Und wie

---

1) Vgl. Horaz Ars Poet. V. 323: Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo Musa loqui.

2) Vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken I, 2. Aufl. S. 110. Für Heine ist eine briefliche Äußerung vom 29. Oktober 1820 charakteristisch: „Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst, das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben."

sorgfältig und langsam arbeitete dieser sprachgewaltige Mann noch im reifen Mannesalter! Konnte er doch von sich selbst sagen: „Ich mache alle sieben Tage sieben Zeilen, erweitere unaufhörlich meinen Plan und streiche unaufhörlich von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus.“ Wie Schiller verfuhr, ergibt sich z. B. aus einer Stelle des Demetrius (II, 1, 38), die folgende drei Fassungen zeigt:

1. Mir soll nichts meinen tiefen Gram und Schmerz abkaufen,
Teurer ist er und köstlicher als jedes andre Glück.
So halt' ich das Entflohene mir fest,
Und räche mich an meinem harten Los,
Wenn ich's mit freiem Willen mir erschwere,
Und fühle mich auch unterm Zwange frei.

2. Mir soll nichts meinen Schmerz abkaufen, teurer noch
Ist mir mein Gram als jedes andre Glück.
So räch' ich mich an meinem harten Los,
Wenn ich's aus eigner Wahl mir noch erschwere,
Und fühle mich auch in den Banden frei.

3. Mir soll nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle.
Er schließt mich ein wie ein unendlich Meer,
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Auch Goethe hat seine Werke in mannigfacher Weise überarbeitet, immer verändert und verbessert. Der erste Entwurf seiner Iphigenie wurde prosaisch abgefaßt im Februar und März 1779, aber wesentlich umgestaltet im Frühjahr 1780, wo er die Form freier jambischer Zeilen von ungleicher Länge erhielt. Darauf folgte eine zweite Prosabearbeitung 1781, die 1786 in Karlsbad wieder in Verse umgegossen und unter dem blauen Himmel Italiens in ihre jetzige Form gebracht wurde. „Daß diese verschiedenen Ausgaben einen Besserungsprozeß bis zur höchsten Stufe der Vollendung darstellen, wird derjenige mit Bewunderung erkennen, der sich der genuß- und lehrreichen Mühe unterzieht, die Fassungen miteinander zu vergleichen. Auch wird er dadurch von der weittragenden Bedeutung der

Form und des Verses für die Wirkung des Dramas überzeugt werden."[1]) Überdies ist beachtenswert, wie Goethe verfuhr, als er die letzte Hand an seine Iphigenie legte. In Karlsbad, wohin er sie mitgenommen, konnte er sich mit der Arbeit nicht recht befreunden. Als er aber den Brenner im Rücken hatte, holte er sie aus dem Pakete hervor und steckte sie zu sich. Am Gardasee, wo der heftige Mittagswind die Wellen ans Land trieb und er so allein war wie seine Heldin am Gestade von Tauris, zog er die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die er in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Dann geriet diese Tätigkeit ins Stocken und kam erst zu Rom wieder in Fluß. Darüber berichtet er selbst am 6. Januar 1787: „Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich auf das morgende Pensum vor, welches dann sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren war dabei ganz einfach. Ich schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile für Zeile, Periode für Periode regelmäßig erklingen"; und am 22. Januar, als er die Iphigenie im Freundeskreise wieder vorgelesen, fügt er hinzu: „Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht." Gefühl und Gehör gingen also Hand in Hand und schufen jene geschmeidige Form, mit der sich die Sprache wie ein passendes Gewand an das Drama anschließt. Dabei studierte Goethe eifrig „Moritzens Prosodie"[2]), die er als Leitstern in der Verstechnik bezeichnet; auch hielt er mit Moritz längere Gespräche über Silbenmessung und andere rhythmische Fragen. Von der Art der Textveränderungen aber kann man sich erst dann einen rechten Begriff machen, wenn man einmal ein Stück des Dramas in zwei verschiedenen Bearbeitungen vergleicht. Ich wähle dazu den Anfang von dem Monolog Iphigeniens, der den vierten Aufzug eröffnet:

---

1) Heinemann, Goethes Leben und Werke. Leipzig, ohne Jahreszahl, S. 85 f.

2) Versuch einer Prosodie von Professor Karl Philipp Moritz. Berlin 1786.

Er heißt in der Prosabearbeitung von 1779:	Daraus wird in der letzten Fassung:
Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde, schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund. Segnet unsern Pylades und sein Vorhaben!	Denken die Himmlischen | einem der Erdgeborenen | viele Verwirrungen zu | und bereiten sie ihm | von der Freude zu Schmerzen | und von Schmerzen zur Freude | tieferschütternden Übergang, | dann erziehen sie ihm | in der Nähe der Stadt | oder am fernen Gestade, | daß in Stunden der Not | auch die Hilfe bereit sei, | einen ruhigen Freund. | O segnet, Götter, unsern Pylades | und was er immer unternehmen mag!
Er ist wie der Arm des Jünglings in der Schlacht, wie des Greisen leuchtend Auge in der Versammlung; denn seine Seele ist still, er bewahrt die Ruhe wie einen heiligen Schatz, und aus ihren Tiefen holt er für den Umgetriebenen Rat und Hilfe. Er hat mich vom Bruder losgerissen. Den staunt' ich immerfort an, hielt ihn in meinen Armen und dachte an keine Gefahr.	Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht, | des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung; | denn seine Seel' ist stille, sie bewahrt | der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut. | Und den Umhergetriebnen reichet er | aus ihren Tiefen Rat und Hilfe. Mich | riß er vom Bruder los; den staunt' ich an | und immer wieder an und konnte mir | das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht | aus meinen Armen los und fühlte nicht | die Nähe der Gefahr, die uns umgibt.

Das erste Gefühl, welches man nach Durchsicht beider Fassungen hat, ist, daß der Dichter alles mehr abgerundet und namentlich vielfach das Angedeutete weiter ausgeführt hat.[1])

1) Wenn es nötig ist, nimmt der Dichter auch Kürzungen vor. So steht in der ersten Ausgabe des Götz von Berlichingen (III, 19): „ein braver Reiter und ein rechter Regen ermangeln nie eines Pfades"; später schreibt Goethe dafür kürzer und volkstümlicher: „kommen überall durch." Ebenso sind die Worte Georgs (II, 8): „ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leute, ehrliche und Schurken, und daß ich ehrlich wäre, sähe er daraus, daß ich Götzen von Berlichingen diente", von Schurken an verkürzt worden in: „und ich diente Götzen von Berlichingen." In der Prosabearbeitung der Iphigenie I, 1 heißt es: „und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift, führt sie aus rauchenden Trümmern durch

So erklärt sich der größere Umfang der letzten Bearbeitung. Ganz neu hinzugefügt ist die Stelle: „in der Nähe der Stadt oder am fernen Gestade, daß in Stunden der Not auch die Hilfe bereit sei.“ Denn dem Dichter erschien hier eine Ortsangabe und eine Zweckbestimmung wesentlich. Weiter ausgeführt ist auch der Schluß, wo die Worte: „ich hielt ihn in meinen Armen und dachte an keine Gefahr“ jetzt lauten: „und konnte mir das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht aus meinen Armen los und fühlte nicht die Nähe der Gefahr, die uns umgibt.“ Wirkungsvoll ist ferner der Gegensatz zwischen den Himmlischen und den Erdgeborenen, der durch Einfügung des letztgenannten Wortes geschaffen wird. Der Zusatz von „Götter“ erleichtert das Verständnis; denn nun weiß man gleich, an wen die Worte gerichtet sind; die Umschreibung des „Vorhabens“ durch „was er immer unternehmen mag“ wirkt kraftvoller. Nachdrücklicher ist es auch, wenn es für: „den staunt' ich immerfort an“ heißt: „den staunt' ich an und immer wieder an“, anschaulicher: „von der Freude zu Schmerzen und von Schmerzen zur Freude“ (= Wechsel der Freude und des Schmerzes), edler: erziehen für geben, reichen für holen. An Stelle des Vergleiches „wie der Arm des Jünglings“ ist die Metapher „der Arm des Jünglings“ getreten. Den Singular finden wir in den Plural verwandelt bei Verwirrung, Schmerz und Umgetriebenen, das Umgekehrte aber bei den schnellen Wechseln. Der Relativsatz am Beginn hat einem Bedingungssatze Platz gemacht und das Perfekt „hat losgerissen“ dem Imperfekt „riß los“, so daß das Verb nun im Tempus mit den folgenden Verbalformen übereinstimmt. Die Worte „die Ruhe wie einen heiligen Schatz“ werden ersetzt durch „der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut“, endlich dem Metrum zuliebe und wegen des Hiatus „Seele“ und „Auge“ durch „Seel'“ und „Aug'“.[1])

---

der erschlagenen Liebsten Blut den Überwinder fort.“ Daraus wird später gekürzt: „wie elend, wenn sie gar ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!“

1) Um den Hiatus zu beseitigen, hat Goethe auch sonst geändert, z. B. in einem Jugendgedichte folgendes: „Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder“ in: „Schon naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder.“

82. Auf gleiche Weise könnte man das ganze Drama durchgehen und überall interessante Studien machen, den Genius bei seiner Tätigkeit belauschen und dadurch lehrreiche Einblicke in die Geistesarbeit eines unserer Dichterheroen tun: eine besonders empfehlenswerte Aufgabe für solche, die sich mit den Eigentümlichkeiten unserer poetischen Sprache vertraut machen wollen. In diesem Sinne äußert sich auch Lessing im 19. Literaturbriefe, wo er die Varianten Klopstocks einer genaueren Kenntnisnahme anheimgibt. Dort sagt er: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studiert zu werden. Man studiert an ihnen die feinsten Regeln der Kunst. Denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befunden, das sind Regeln." Und R. Hamel in seinen Klopstockstudien bemerkt dazu mit Recht, daß die Prüfung dieser Korrekturen ein praktisch-ästhetischer Kursus sei, der einen Blick eröffne in die Werkstatt des schaffenden Geistes. In der Tat ist diese Aufgabe bei Klopstock ebenso lohnend wie bei Goethe, zumal wenn man bedenkt, daß wenige Dichter so unermüdlich und peinlich Wörter und Silben abgewogen, Wirkungen ausgeklügelt haben. Daher ist das Studium der verschiedenen Ausgaben von Teilen der Messiade oder vom ganzen Werke aus den Jahren 1748, 1751, 1755, 1780 und 1800 ein wahres Labsal für solche, die ihre Freude daran haben, die poetische Ausdrucksweise in ihrer Entwickelung zu verfolgen. So wird bei späterer Überarbeitung die Darstellung meist faßlicher, anschaulicher, plastischer. In den 1748 erschienenen ersten Gesängen hatte der Dichter nach Art der Kanzleisprache Partizipien oft durch adverbiale Bestimmungen und andere Zusätze beschwert, z. B. seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkehr (II, 296). Diesem Übelstande, auf den schon Cramer hinwies, wurde in verschiedener Weise abgeholfen. Bisweilen konnte die Härte, daß der Artikel oder das Possessiv so weit von ihrem Hauptwort getrennt waren, schon durch Änderung der Wortfolge beseitigt werden, z. B. II, 99: „Die zum ewigen Bilde verneuerte Schöpfung der Menschen" = die

Schöpfung der Menschen, verneut zum ewigen Bilde. Zuweilen trat ein Relativsatz an die Stelle des Partizipiums, z. B. an der oben angeführten Stelle: „Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten" (1755) oder: „Jene Rückkehr, der die Götter so lange schon harrten" (1780), anderswo wurde ein Zwischensatz eingefügt, z. B. II, 142: „Seine dem Tode noch kaum entgegenringende Seele" = sein erschütterter Geist (er rang noch kaum mit dem Tode), oder endlich wurde die Bestimmung auch ganz weggelassen, so II, 289: „Drauf hub er sich in einem von Schwefel dampfenden Nebel" = riß sich ergrimmt durch die Pforte, dann stieg er im dampfenden Nebel. Lebendiger und anschaulicher ist ferner das Partizip des Präsens, wenn es an Stelle eines Adjektivs oder Adverbs eintritt. Wir können es daher mit Freuden begrüßen, daß Klopstock IV, 106 für schrecklicher Ton schreckender Ton sagt, II, 429 für spöttische Stellung spottende Stellung, II, 704 für trauriges Angesicht trauerndes Angesicht einsetzt (vgl. II, 109 in Moder und Asche = in modernder Asche).

Dem Streben nach Veredelung des Ausdrucks entspringt der Gebrauch von Wörtern, die einen höheren Gefühlswert besitzen. So finden wir bei Neubearbeitungen wiederholt beginnen für anfangen, trocknen für wischen, umflossen für umgeben, vereint für vermengt gebessert. So ändert der Dichter III, 235 Bekleidung in Gewand, II, 677 Versammlung der Geisterwelt in der Unsterblichen Heerschar, II, 773 traurig Geheul in nächtliches Jammern, II 416 Inseln in Eilande, II, 388 Gegend in Gefilde usw. So treten auch nicht selten Komposita an die Stelle von Substantiven mit dazugehörigen attributiven Adjektiven, z. B. VI, 111 Mittagssonne für mittägliche Sonne, II, 661 Silbergewölk für silbernes Gewölk (vgl. Sternkristall für gestirntes Kristall in der Ode Kunst Tialfs). Dann wird auch öfter für ein Adjektiv ein Substantiv mit davon abhängigem Genetiv genommen, z. B. II, 92: Tränen der Wehmut = wehmütige Tränen, III, 754 Blicke der Huld = holde Blicke, I, 153 Geister der Hölle = höllische Geister, III, 151 in den Nächten des Waldes = im schattigen Walde.

Zugleich erhält das Ganze eine altertümliche Färbung, wenn statt der präpositionalen Ausdrücke oder einfachen Adverbien Genetive der Eigenschaft eintreten, so II, 391: mit ohnmächtigem Arm = hinsinkenden Armes, III, 97: mit leichtem Gefieder = eilenden Flugs, III, 401 fromm leben = frommes Herzens beginnen. Hierher gehört auch die Verwendung von bloßen Kasus statt der Präpositionen mit davon abhängigen Substantiven, z. B. IV, 123: zum ewigen Leben erwachen = dem ewigen Leben erwachen, III, 553: vor dem Himmel vorüber = dem Himmel vorüber, IV, 132: wäre Ruhe für mich gewesen = wäre mir Ruhe gewesen.

An anderen Stellen hat der Dichter einen Ausdruck deshalb beseitigt, weil dieser in einem benachbarten Verse wiederkehrte; denn variatio delectat. So setzt er z. B. II, 297 Nebel für Dämmerung ein, weil 289, 292 und 295 Nebel steht, ferner macht er III, 446 aus Bewegung des Herzens 1755 Bewegung der Seele und 1800 Gefühl, da V. 445 das Wort Herz steht. Ähnlich verhält es sich II, 66, wo die Worte „Jesus ging den Ölberg hinab, in der Mitte des Ölbergs" so geändert werden, daß am Schluß für Ölberg „sein" eintritt (in seiner Mitte).

Doch würden wir noch viele Seiten brauchen, wenn wir alle Verbesserungen aufzählen wollten, die Klopstock bei Neuausgaben der Messiade vorgenommen hat. Daher erwähnen wir nur noch seine sich auch sonst geltend machende Vorliebe für den Komparativ an Stelle früherer Positive oder Superlative sowie für den Plural der abstrakten Substantiva (z. B. himmlische Schimmer I, 169, zärtliche Kummer III, 180, langsame Schauer II, 756) und heben endlich noch eine Stelle heraus, die besonders charakteristisch ist, II, 643 ff. Dort hieß es 1748: „Allein die Kriegswagenburg Satans, die im Triumph sie wieder zu holen, schnell um sie herum kam, und der gewaltig einladende Lärm der Kriegsposaune"; 1755 nahm der Dichter Anstoß an der Wiederkehr des Wortes Krieg und änderte dementsprechend Kriegswagenburg in rollende Wagenburg, ohne zu bedenken, daß es unschön ist, eine Wagenburg

als rollend zu bezeichnen. Daher wurde 1780 wieder geändert in: „Doch Satans beflammter, rollender Wagen, der zu Triumphen zurück sie zu führen, schnell um sie herkam und der Drommetenden Kriegszuruf, der sie ungestüm einlud.“ Nach alledem können wir hier nur wiederholen, was Wieland in dem Sendschreiben an einen jungen Dichter sagt: „Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen aufzuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zärtlicher, liebevoller, trauriger, wehmütiger oder erhabener, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen freiwillig entgegengekommen ist, und die andere Hälfte, um Ihnen an den Beispielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen. Studieren Sie ihn, ohne ihn jemals zu kopieren, lernen Sie von ihm!“ Auch kann das, was Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur (3. Sammlung) von Luther sagt, daß er die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden habe, mit fast gleichem Recht auf Klopstock angewendet werden. Jedenfalls verdankt diesem unsere poetische Ausdrucksweise ebensoviel als jenem die prosaische.

83. Ein anderes beim Feilen von Dichtungen oft hervortretendes Streben ist das, die Fremdwörter möglichst auszumerzen, die beim ersten Entwurf untergelaufen sind. Dies können wir bei Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe u. a. deutlich beobachten. Z. B. hat Goethe, besonders unter Herders Einfluß, den Götz nach und nach von derartigen Auswüchsen zu reinigen gesucht. 1771 schreibt er Vesikatorien, parat, kujonieren, 1773 dafür Schröpfköpfe, bereit und plagen; 1787 geht er noch weiter und beseitigt auch noch Retour, Kommission, Detachement, Desavantage, Armee, Papa u. a. durch Einsetzung von Wiederkehr, Auftrag, Haufen, Nachteil, Heer, Vater.[1])

---

1) Vgl. Th. Matthias in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XVII, S. 65 ff.

Höherer Art ist die ästhetische Kritik des Dichters dann, wenn er bei der Durchsicht ganze Verse oder Stellen ummodelt. In wie wirksamer Weise das geschehen kann, zeigt eine Strophe in Schillers Gedicht „die Ideale". Hier lautet die ursprüngliche Fassung: „Die Wirklichkeit mit ihren Schranken umlagert den gebundenen Geist, sie stürzt die Schöpfung der Gedanken, der Dichtung schöner Flor zerreißt; so schlang ich mich mit Liebesarmen um die Natur mit Jugendlust, bis sie zu atmen, zu erwarmen begann an meiner Dichterbrust." In der Neubearbeitung finden wir nun die erste Hälfte bis „zerreißt" in folgender Weise geändert: „Wie einst mit flehendem Verlangen Pygmalion den Stein umschloß, bis in des Marmors kalte Wangen Empfindung glühend sich ergoß", und werden zugeben müssen, daß durch diesen schönen Vergleich die ganze Stelle anschaulicher und schöner geworden ist.[1]) Dieselbe Beobachtung können wir bei Heine machen, der die erste und vierte Strophe eines Gedichtes ursprünglich gestaltet hat: „Das alte Jahr so traurig, So falsch, so schlimm und arg, Das laßt uns jetzt begraben, Holt einen großen Sarg. Und holt mir auch zwölf Riesen, Die müssen noch stärker sein Wie der Christoph im Dom zu Münster, Der heil'ge Mann von Stein" und umformt: „Die alten, bösen Lieder, Die Träume schlimm und arg, Die laßt uns jetzt begraben, Holt einen großen Sarg. Und holt mir auch zwölf Riesen, Die müssen noch stärker sein, Als wie der starke Christoph Im Dom zu Köln am Rhein." Goethes Gedicht an den Mond aber, das für Frau von Stein bestimmt war, lautet von Haus aus in der zweiten Strophe: „Wie der Liebsten Auge mild" und in der dritten: „Das du so beweglich kennst, dieses Herz in Brand, Haltet ihr wie ein Ge-

---

1) Oft ist bei solchen Änderungen der Einfluß anderer bemerkbar, z. B. bei Schiller der Goethes, Humboldts u. a. So hat er z. B. den Schluß des Gedichtes „Der Handschuh", der ursprünglich lautete: „und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht" (bei St. Foix: il jette le gant au nez de la dame) auf Veranlassung der Frau von Stein umgeändert in: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht", ist aber später wieder zu der ursprünglichen Fassung zurückgekehrt.

spenst an den Fluß gebannt" usf., in der Umarbeitung aber: „Wie des Freundes Auge mild" und: „Jeden Nachklang fühlt mein Herz Froh- und trüber Zeit, Wandle zwischen Freud' und Schmerz In der Einsamkeit."

Haben wir bisher nur von den Veränderungen gesprochen, die ein Dichter mit seinem eigenen Werke vornimmt, so gilt es nun, noch einen Blick auf die zu werfen, welche von fremden Herausgebern oder Überarbeitern damit vorgenommen werden. So hat man Kirchenlieder oft dem veränderten Geschmacke einer anderen Zeit angepaßt; z. B. ist in manchen Gesangbüchern der Gegenwart der Anfang eines Keimannschen[1]) Liedes etwas umgestaltet worden. Während dieser Dichter schrieb: „Meinen Jesum laß ich nicht; weil er sich für mich gegeben, so erfordert meine Pflicht, Kletten gleich an ihm zu kleben", formt man jetzt die letzte Zeile oft um in: „nur allein für ihn zu leben", weil man an dem Ausdruck kleben und an dem ganzen Vergleiche Anstoß nimmt. Ähnlich liegen die Dinge, wenn ein Dichter Strophen eines anderen benutzt und seiner Ausdrucksweise anpaßt. Dies gilt z. B. von Hauffs († 1827) Liede „Reiters Morgengesang". Darin ist eine Stelle enthalten, die nach Chr. Günthers (1723) „Abschied von der untreuen Liebsten" umgestaltet worden ist.[2]) Das Verhältnis beider zueinander ergibt sich leicht aus folgender Zusammenstellung:

Günther:	Hauff:
Wie gedacht, Vorgeliebt, jetzt ausgelacht; Gestern in den Schoß gerissen, Heute von der Brust geschmissen. Morgen in die Gruft gebracht.	Kaum gedacht, War der Lust ein End' gemacht. Gestern noch auf stolzen Rossen, Heute durch die Brust geschossen, Morgen in das kühle Grab.
Und wie bald Mißt die Schönheit die Gestalt? Rühmst du gleich an deiner Farbe, Daß sie ihresgleichen darbe, Auch die Rosen werden alt.	Ach, wie bald Schwindet Schönheit und Gestalt! Tust du stolz mit deinen Wangen, Die wie Milch und Purpur prangen? Ach, die Rosen welken all'!

1) Keimann lebte 1607—1662.

2) Vgl. K. Beyer, Deutsche Poetik, S. 274.

So hat der geläuterte Geschmack des späteren Dichters hier unter anderem Ausdrücke wie geschmissen beseitigt, aber auch veraltete Wörter wie darben = ermangeln durch andere ersetzt und doppelsinnige wie mißt (von missen = vermissen und von messen) ausgeschieden. Daher bezeichnen die Umwandlungen auch hier einen Fortschritt, was man von einem wahren Dichter als selbstverständlich erwartet.

> Was Nord und Süd in hundertfält'gen Zungen
> Dem Lied vertraut, wer hat's wie wir durchdrungen?
>
> Geibel.

23. Übersetzungen.

84. Übersetzen ist von Haus aus eine Sache des praktischen Bedürfnisses, das sich in Grenzgebieten zwischen Völkern von verschiedener Sprache geltend macht. Daher haben sich unsere Altvordern an Rhein und Donau mit den Römern, im Osten Deutschlands mit den Slawen und Magyaren zu verständigen gesucht, ehe sie daran dachten, Literaturdenkmäler in unsere Sprache zu übertragen. So erklärt sich auch der Ausdruck Verdolmetschen (mhd. tolmetschen = poln. tlumacz, böhm. tlumač, magyar. tolmacs, alle von türkisch tilmač), der bis zum 17. Jahrhundert für übersetzen üblich war. Bei diesem mündlichen Verkehr der Grenznachbarn trat die Forderung einer formvollendeten Wiedergabe vollständig zurück, wie noch gegenwärtig bei der Tätigkeit des Dolmetschers, dagegen kam es wesentlich darauf an, daß der Inhalt des fremdsprachlichen Ausdruckes richtig erfaßt wurde. Falsche Auslegung von Wörtern konnte im Geschäftsleben zu Mißverständnissen und Mißgriffen führen und kann auch noch jetzt auf allen Gebieten störend wirken. Haben sich doch Irrtümer, die durch unrichtige Übertragung entstanden sind, selbst auf wissenschaftlichem Gebiete, wie eine Krankheit lange fortgeschleppt. Ungebildeten oder Halbgebildeten verdanken wir Wörter wie Tausendgüldenkraut für centaurea, Zentauren-

kraut (nicht Kraut von centum aurei), Schwarzkunst für necromantia, Totenbeschwörung (nicht von niger, schwarz) und Wendungen wie auf dem laufenden sein für être au courant, in der Strömung sein, mit dem Strome schwimmen. Und wenn die fourrés de vair, pelzgefütterten Schuhe im Märchen mit gläsernen Pantoffeln (fourrés de verre) wiedergegeben werden oder der salische Graf Ludwig, dessen Geschlecht von der Isala (Yssel) herstammte, zu einem Springer (von salire) gemacht worden ist, so liegt die Schuld auf seiten der Übersetzer. Ebenso liefen bei mhd. Dichtern wie Wolfram von Eschenbach infolge ihrer mangelhaften Kenntnis des Französischen[1]) manche Mißverständnisse unter, z. B. wenn er la fée Morgane (Fata Morgana) und ihren Wohnsitz terre de la joie vermischt und von einer Fee Terdelaschoye und ihrem Lande Famurgan redet; selbst nhd. Dichter haben sich vergriffen, wenn sie die Sprache der Vorlage nicht völlig beherrschten. So machte Hagedorn aus dem savetier (Schuhflicker) des Lafontaine einen munteren Seifensieder (savonnier) und Herder im Cid (II, 419) aus Windspielen (levriers) Hasen (lièvres), (III, 58) aus der Armbrust arbalète de bois eine Leimrute und (III, 782) aus Schmuck (atours) Leute (entours). Schiller fand bei seinen Studien zum Tell in Tschudis Schweizerchronik den Satz: „Er schrie den Knechten zu, daß sie hantlich zugend", d. h. tüchtig zögen (= ruderten). In der Meinung nun, daß er bei zugend ein Kompositum von gehen vor sich habe, vergriff er sich im Ausdruck und schrieb handlich zugehen. Ähnlich verhält es sich mit der Stelle, wo der Landvogt den Bauern verbietet, Häuser ohne seine Genehmigung zu bauen, und die Chronik hinzufügt: „Ich wird' üchs underston zu wehren." Hier hat underston den Sinn von versuchen, bei Schiller aber lautet der Vers: „Ich werd' mich unterstehn, euch das zu wehren."[2]) Ferner läßt G. Freytag in seinen Bildern aus

1) Darüber scherzt er selbst im Willehalm 237, 3.

2) Im Tell I, 3 sagt Schiller: „Das ist doch hart, daß wir die Steine selbst zu unserm Twing und Kerker sollen fahren." Schiller faßt also Twing im Sinne von Zwinger auf, während es das Recht

der deutschen Vergangenheit I, S. 546 Ulrich von Lichtenstein erzählen: „Durch fünf Stunden tat ich den Mund auf, um zu reden, aber die Zunge lag mir fest, und ich konnte kein Wort finden", während es heißen sollte: „Fünfmal tat ich den Mund auf" (mhd. stunt, unbestimmter Zeitpunkt, Mal); Scherenberg hält in seinem Epos Leuthen das mhd. Eigenschaftswort lobebaere, löblich, lobsam für eine Zusammensetzung mit Bär (statt für eine Ableitung mit -bar), sagt daher: „Der Anhalt Dessau, der nie aus der Richtung konnte, wie sein alter Lobebär"; und wenn der schlesische Dichter Günther die Worte der Lutherschen Bibelübersetzung (Matth. 23, 24): „Die ihr Mücken seiget" (= seihet) entstellt zu: „Die ihr Mücken säuget", so macht er sich eines ebenso großen Mißverständnisses schuldig.

85. Von einem Übersetzer muß man also zuerst verlangen, daß er die Worte des zu übertragenden Textes richtig versteht; bei Literaturwerken, besonders poetischen Erzeugnissen, reicht dies jedoch nicht hin; hier ist auch zu wünschen, daß er seine Muttersprache vollkommen beherrscht. Vor allem darf er sie nicht mißhandeln oder vergewaltigen durch unrichtige Wortbetonung, Wortstellung, Satzverbindung und Satzfügung. Wer das lateinische Caesar cum mit Cäsar als überträgt statt als Cäsar oder französisch il montra un grand courage er bewies einen großen Mut statt er bewies großen Mut, zeigt, daß er den Geist der deutschen Sprache nicht kennt. Und wer das griechische δέ jedesmal mit aber wiedergibt, anstatt mit und, nun, da, Asyndeton zu wechseln, oder suivi de ausdrückt mit gefolgt von, der beweist, daß er seiner Muttersprache nicht hinlänglich mächtig ist.

Wesentlicher und wichtiger dürfte sein, daß man fremde Metaphern, die der heimischen Rede nicht geläufig sind, in der richtigen Weise behandelt, d. h. einen genau entsprechenden

---

des Eigentümers bezeichnet, in seinem Bezirke frei zu schalten. Ebenso hat der Dichter I, 1 beilegen (= beidrehen) falsch verstanden und es von der Beschleunigung der Fahrt gebraucht statt von der Verlangsamung („Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein").

Ausdruck dafür einsetzt. Hier gilt es, um mit Herder zu reden, dem Geiste des Autors zu folgen, nicht jedem seiner Worte und Bilder. Das lateinische occidente vita (wenn das Leben sinkt) wird am besten übertragen: am Abend des Lebens oder am Rande des Grabes, coniuratio ardet (Cic. pro Sulla 19, 53): die Verschwörung hat ihren Höhepunkt erreicht; d. h. der bildliche Ausdruck wird hier durch einen anderen ersetzt, nicht wortgetreu wiedergegeben. Doch kommt es auch vor, daß eine der beiden Sprachen das Bild der anderen weiter ausführt. Der Römer spricht vitam exstinguere, servitutem imponere, clades in patriam fluxit (Horaz Od. III, 6, 20), wir das Lebenslicht ausblasen, das Joch der Knechtschaft auferlegen, der Strom des Verderbens hat sich über das Vaterland ergossen.

„Wenn man gut dolmetschen will", sagt Luther, „muß man nicht den Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden; man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen. So verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." Und dieser treffliche Bibelübersetzer gibt uns dann gleich selbst einen Beleg für seine Art des Verdeutschens, indem er fortfährt: „So will ich auch sagen: du holdselige Maria, du liebe Maria und lasse die Papisten sagen: du voll Gnaden Maria. Wer gut deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderen Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in unser Herz durch alle Sinne, wie es tut in unserer Sprache." In der Tat läßt sich kaum eine ansprechendere Übertragung des lateinischen Maria gratiae plena finden als die liebe Maria oder des griechischen kecharitōmenē Luk. 1, 28 als „du Holdselige". Sie ist nicht wörtlich, aber trifft den richtigen Sinn, vor allem die gemütvolle Färbung. Denn übersetzen heißt nicht

ein Kleid von der rechten auf die linke Seite wenden oder alle Steinchen eines Mosaikbildes durcheinander werfen, um mit den nämlichen Steinchen dasselbe Bild wiederherzustellen, sondern es heißt das vorhandene wirklich zertrümmern, so daß nichts übrig bleibt als die im Geiste haftende Gestalt, und dann von neuem den Schöpfungston zur Hand nehmen, um der existenzbegehrenden Seele einen neuen Leib zu wirken.[1]) Die wahre Übersetzung ist Metempsychose, die Seele bleibt, nur der Leib wechselt. Der neugeschaffene Text muß auf den Leser oder Hörer denselben Eindruck machen wie das Original auf die Volksgenossen dessen, der das Werk verfaßt hat. Daher sind auch die Wortspiele entsprechend umzumodeln. Sie bilden bei Schriftstellern, die an derartigen Klangfiguren Gefallen finden wie Shakespeare, Plautus und die orientalischen Dichter oft eine Klippe, an der Unerfahrene scheitern. Um den überkünstlichen, von Anspielungen und Klangfiguren aller Art durchsetzten Ausdruck der Makamen des Hariri angemessen zu übertragen, bedurfte es eines Vers- und Reimkünstlers ersten Ranges, wie Friedrich Rückert war; um biblische Wortspiele geschickt wiederzugeben, eines sprachgewaltigen Mannes wie Luther, der z. B. in Psalm 40, 4 und Jes. 7, 9 den hebräischen Urtext nachahmt mit den Worten: „Viele schauen und trauen" sowie: „Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht."

Auch andere Wortfiguren der Vorlage wollen beachtet sein. Dies erkennen wir z. B. an der verschiedenen Behandlung, die Schlegel und Tieck dem Anfange von Hamlets erstem Monologe

---

1) Vgl. G. Weck, Prinzipien der Übersetzungskunst. Lessing wird dem Plautus gerecht, wenn er in den „Gefangenen" I, 1, 9 die Stelle: ubi res prolatae sunt, quom rus homines eunt, simul prolatae res sunt nostris dentibus wiedergibt: „Wenn sich die Leute Feiertage machen und aufs Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feiertage." So verfährt auch Luther bei der Bearbeitung lateinischer Kirchenlieder, z. B. des Ambrosianischen Lobgesangs, dessen Anfang im Urtext lautet: Te deum laudamus, te dominum confitemur, te aeternum patrem omnis terra veneratur und in der Übertragung Luthers: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir, dich, Vater in Ewigkeit, ehrt die Welt weit und breit."

haben angedeihen lassen. Das Original bietet die Worte: ‚O that this too too solid flesh would melt.‘ Dies gibt Schlegel wieder: „O schmölze doch dies allzu feste Fleisch!“ Tieck aber in seiner verbesserten Bearbeitung wurde den Absichten des großen britischen Dichters gerechter, als er die Wiederholung des too berücksichtigte und schrieb: „O daß dies zu zu feste Fleisch doch schmölze!“

86. Für poetische Erzeugnisse des Auslandes ist der beste Dolmetscher der gottbegnadete Dichter. Denn er verfügt über die nötige Phantasie und beherrscht den Ausdruck des Gefühls so weit, daß er imstande ist, uns etwas poetisch Nachempfundenes zu bieten. Aber auch hier ist ein Jahrhundert der Lehrmeister der folgenden gewesen. Wohl haben uns schon die ahd. Mönche mit allerhand Proben der Übersetzungskunst von Dichterwerken beglückt, wohl haben die Humanisten die Schöpfungen manches lateinischen oder griechischen Autors in deutsches Gewand gekleidet, jedoch eine wirkliche Übersetzungskunst gibt es erst seit neuester Zeit, besonders seit Geibels „Klassischem Liederbuch“, Freiligraths Nachschöpfungen französischer und englischer Dichtungen, Schlegel-Tiecks Shakespeare und Gildemeisters Byron. Unsere großen Klassiker haben diesen wacker vorgearbeitet. Denn Lessing übersetzt z. B. die Gefangenen des Plautus nach eigenem Geständnis genau, soweit es möglich ist, und weicht von der Vorlage ab, wo es erforderlich scheint. Schiller aber macht in seiner Übertragung des zweiten und vierten Buches der Äneide dem deutschen Sprachgeiste oft Zugeständnisse. So wendet er die Personifikation viel häufiger an als der Römer und schreibt z. B. IV, 10: „Die Hoffnung naht, und das Erröten flieht“ (= Aen. IV, 53: spemque dedit dubiae matri solvitque pudorem); so individualisiert er dem Geiste der Neuzeit entsprechend viel häufiger und fügt gern zu Personen und Dingen Bezeichnungen der Tätigkeit oder Wirksamkeit einzelner Körperteile, übersetzt daher z. B. te aegram dein kummerkrankes Herz, timor das feige Herz, soror das Herz der Schwester. Auch vermeidet er den Lehren des Kunstepos angemessen die stehenden Wendungen noch mehr als Vergil und sucht daher den

Ausdruck mannigfaltiger zu gestalten; z. B. setzt er für sic fatus oder fata II, 9 dieses sagend, II, 69 er spricht's, II, 96 mit diesen Worten und IV, 125 sie ruft's.

Ähnlich verfahren auch andere Übersetzer. So hat H. v. Schelling bei seiner Übertragung Homers den bekannten Vers, in dem das Erscheinen der Morgenröte verherrlicht wird, verschieden wiedergegeben: „bis Eos kam, die frühgeborne; als Eos nun erhob die Rosenhände, als Eos ihre Rosenfinger reckte, die frühe Maid, den Himmelsraum entlang; als Eos nun mit frühbereiten Tritten in ihrer Finger Rosenschmuck erschien; die Eos zeichnete mit Rosenstreifen, das frühe Kind, den Morgenhimmel kaum." Ebenso werden Homerische Epitheta, wenn sie wiederkehren, nach dem modernen Geschmacke nicht gleichmäßig übersetzt, sondern je nach dem Zusammenhang der Stelle. So heißt periphrōn bei Männern klug oder verständig, bei vornehmen Frauen sinnig, bei dienenden achtsam.

Auch sonst gilt es, den ästhetischen Anschauungen der Neuzeit Rechnung zu tragen. Daher empfiehlt es sich oft, einen Ausdruck zu meiden, weil sein Gefühlswert nicht dem des Originals entspricht. Wer bei Homer von schwitzenden Pferden statt von dampfenden Rossen und von einer kuhäugigen statt von einer hoheitblickenden Juno redet, ist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wie verschieden aber das Gefühl für die Angemessenheit des Ausdrucks (le mot propre) bei den einzelnen Autoren ist, beweist unter anderem die bekannte Stelle aus dem vierten Buche der Äneide Vers 625: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor, die folgendermaßen wiedergegeben wird: „Aber einst aus meinen Knochen wird ein Rächer auferstehn" (Platen); „irgendein Rächender soll aus meinen Gebeinen erstehen" (Büchmann); „auferstehn mögest du doch aus unserer Asche, der Rächer" (Voß); „ein Rächer wird aus meinem Staub erstehen" (Schiller 113). Offenbar hat Schiller die Stelle am geschmackvollsten übertragen; bei den übrigen stören die Knochen, der Rächende, mögest du doch . . ., der Rächer. Ähnlich verhält es sich mit Odyssee 1, 51. Hier sagt Voß: auf der umflossenen Insel; Schelling aber: umrauscht vom Wogenschwall;

ferner überträgt 23, 172 jener: denn sie hat wahrlich ein Herz von Eisen, dieser: denn stahlumpanzert ist der Herrin Seele, 9, 63 jener: fürchterlich heulender Sturm, dieser: des Nordwinds Sturmesatem. Neuerdings hat auch Wilamowitz in seiner Übersetzung des Euripideischen Hippolyt die saumnachschleppenden Weiber und den helmumflatterten Hektor belächelt bei aller Anerkennung der Verdienste, die sich Voß um Homer erworben habe.

Nach alledem begreift man, wie schwer es ist, eine gute Übertragung zu liefern, bei der sich der fremde Geist dem deutschen vermählt. Und wenn auch Moritz Haupt zu weit geht mit der Äußerung, das Übersetzen sei der Tod des Verständnisses, so hat doch Wilh. von Humboldt nicht ganz unrecht, wenn er in einem Briefe an Schlegel[1]) schreibt: „Alles Übersetzen scheint mir schlechterdings ein Versuch zur Lösung einer unmöglichen Aufgabe; denn jeder Übersetzer muß immer an der einen der beiden Klippen scheitern, sich entweder auf Kosten des Geschmacks und der Sprache seiner Nation zu genau an das Original oder auf Kosten des Originals zu sehr an die Eigentümlichkeit seiner Nation zu halten." Vor allem ist ein beide Sprachen völlig beherrschender Mann erforderlich, nicht ein Stümper, wie ihn Klopstock im Sinne hat, wenn er in der Ode „Die deutsche Bibel" ausruft: „Heiliger Luther, bitte für die Armen, denen Geistesberuf nicht erscholl und die doch nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntnis endlich genesen. Dunkel ist ihnen jener Gipfel, den du mutig erstiegst und dort des Vaterlandes Sprache bildetest zur Erdensprache und der Menschen."

87. Bei poetischen Übertragungen muß auch das **Versmaß** sorgfältig ausgewählt werden wie die Tonart eines Musikstückes; denn es ist der Ausdruck einer inneren Notwendigkeit. Schon Goethe hat in seinen Gesprächen mit Eckermann (I, S. 85) geäußert: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen

1) Vgl. Preußische Jahrbücher Bd. 68, S. 560. Geibel sagt: „Unübersetzbar dünkt mich das Lyrische. Ist doch der Ausdruck hier von des Dichters Geblüt bis in das kleinste getränkt. Auch in verwandelter Form noch wirken Bericht und Gedanke, doch die Empfindung schwebt einzig im eigensten Wort."

geheimnisvoll große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte verrucht ausnehmen." Das Einfachste und Naturgemäßeste wäre natürlich, die äußere Form der fremden Dichtung beizubehalten; doch ist nicht selten geboten, davon abzugehen, wenn sich dies nicht mit dem Geiste der anderen Sprache vereinbaren läßt. Wer etwa die alttestamentlichen Dichtungen in ihrer ursprünglichen Form verdeutschen wollte, würde fehlgreifen, weil diese unser Gefühl nicht befriedigen könnte. Daher müssen wir Goethe zustimmen, der in Dichtung und Wahrheit über Luther und seine Bibelübersetzung sagt: „Daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns wie aus einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigentümlichkeit des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man sich nachher mit dem Buch Hiob, den Psalmen und anderen Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen." Auch Schiller war sich der Schwierigkeit wohl bewußt, als es galt, den zweiten und vierten Gesang der Äneide zu verdeutschen. Er sagt daher in der Vorerinnerung: „Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die dem Verfasser bei der Ausführung seines Vorhabens aufstieß, war die Wahl einer Versart, bei welcher von den wesentlichsten Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüßt würde. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenschaft nicht zu besitzen, und er hielt sich für überzeugt, daß dieses Versmaß selbst nicht unter Klopstockschen und Voßschen Händen diejenige Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Vergil seinem Übersetzer zur ersten Pflicht macht" und ist von der Überzeugung durchdrungen, daß die achtzeilige Stanze dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit und Wohlklang sehr günstig sei. Ähnlicher Ansicht sind auch andere Männer wie Tycho Mommsen, der den besten deutschen Hexameter nur für ein Spottbild des griechischen erklärt, und Goethe, der sich in seinen antiquarischen Briefen dahin ausspricht, daß der romanische Vers der Stanze

für das romantische Schicksal eines Odysseus viel besser passe.[1]) Deshalb hat Wieland für seinen „Ritt ins alte romantische Land" (Oberon) diese Strophenform gewählt, deshalb sind Übertragungen der Odyssee wie die von Schelling weit genießbarer als alle hexametrischen.[2]) Denn der daktylische Rhythmus steht nicht in Einklang mit unserem Akzentsystem, das entschieden dem regelmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen günstiger ist. Aus diesem Grunde tat auch Scheffel recht daran, daß er den Waltharius manu fortis in seinem Ekkehard nicht mit Hexametern wiedergab, sondern abweichend vom Original in der Nibelungenstrophe, natürlich auch nicht mit Vergilschem Wortgepränge, sondern im Tone des deutschen Volksepos.

Ähnlich verhält es sich mit dem Drama. Für die feierliche, gemessene Art der antiken Tragödie war der ernste, würdige Schritt des jambischen Trimeters ganz geeignet, für die größere Beweglichkeit der neuzeitlichen Menschen ist er nicht am Platze. Es kann daher als ein glücklicher Griff der Engländer bezeichnet

---

1) Als er hörte, daß F. Rinne den Homer in Stanzen übertragen habe, sagte er: „Wie wenig auch die Stockphilologen darauf halten mögen, so hat mir doch dies das Romantische der Odyssee ins rechte Licht gestellt. Es fehlt bloß die romantische Form, um es hervortreten zu lassen." Die Ilias ist in neuen Nibelungenzeilen übertragen worden von Julius Schultz, Berlin 1901. Vgl. auch M. Jöris, Über Homerübertragung mit neuen Proben, Leipzig 1902, wo den vierfüßigen reimlosen Trochäen das Wort geredet wird, die Herder durch seinen Cid volkstümlich gemacht hat. Danach lautet der Anfang des 2. Buches der Odyssee V. 1—5: „Aber als das goldne Frühlicht Auf die Erde Rosen streute, da erhob sich von dem Lager Des Odysseus lieber Sprößling. Und er legte sein Gewand an, Hing sodann das scharfe Schwert sich Um die Schulter, band sich unter Seine Füße die Sandalen, Und aus dem Gemache schritt er Einem Gotte gleich an Hoheit."

2) Die Odyssee nachgebildet in achtzeiligen Strophen, München und Leipzig 1897. Hier lautet der Anfang der Odyssee: „Den Helden, den erfahrungsreichen, preise Dein Lied, o Muse, der umhergeschweift Von Land zu Land auf irrverschlungner Reise, Nachdem er Trojas heil'ge Burg geschleift. Er lernte vieler Menschen Denkungsweise, Sein Aug' hat manches Volkes Stadt gestreift, Doch mußt' er auf der See umhergeschlagen Des Leides viel in seiner Seele tragen."

werden[1]), daß sie ihn zuerst durch den fünffüßigen Blankvers ersetzten, und ebenso als ein kluger Schritt Lessings, daß er im Nathan dem Vorgange Albions folgte und den fünffüßigen an Stelle des sechsfüßigen Verses setzte. Ihn hat auch Schiller mit Recht bei der Übersetzung Euripideischer Werke benutzt. Selbst die Chöre würden an Wirksamkeit verlieren, wenn man sich dabei an das griechische Metrum halten wollte. Wer dies nachahmt, wie Humboldt, Droysen oder Donner, tut den Ohren der Hörer und seiner Muttersprache Gewalt an. Eine gereimte Übertragung ist hier schöner als eine reimlose, weil sie unserem poetischen Empfinden mehr zusagt. Zum Beweise dessen vergleiche man eine Stelle aus der Sophokleischen Antigone (V. 100 ff.) in doppelter Verdeutschung:

Strahl des Helios, schönstes Licht,
Wie es der siebentorigen Stadt
Thebes niemals zuvor erschien!
Du strahlst endlich, des goldenen Tags
Aufblick, herrlich herauf,
Über Dirkes Fluten herüberwandelnd.

Licht des Helios, sei gegrüßt,
Du, das wieder mit Freudenstrahle
Thebe, die siebentorige küßt!
Hehr und herrlich, wie nie zuvor,
Steigst du über Dirkes Tale,
Auge des goldenen Tags, empor.[2])

Danach erscheint es mir fraglich, ob die Horazübersetzer das Richtige getroffen haben, als sie die verschiedenen Strophenformen der Römer übernahmen. Meines Bedünkens können wir die Schönheit dieser Gedichte erst recht genießen, wenn wir sie in gereimten Versen lesen, also in derselben Weise übertragen finden wie den Catull von Westphal.

Selbst bei Übertragungen aus modernen Sprachen ist die Wahl des Versmaßes nicht gleichgültig. So eignet sich

1) Im Epos verwandte den Blankvers am frühesten der Earl of Surrey 1537 bei der Übersetzung des 4. Buches der Äneide, im Drama erscheint er zuerst in dem Stück Ferrex und Porrex von Sackville und Norton, das 1562 aufgeführt wurde.

2) Die Stelle lautet in der jüngsten Übertragung von Adolf Wilbrandt, München 1903: „Strahl der Sonne, kommst du eben, Schön wie niemals aufzugehn! Strahlst dem siebentor'gen Theben Freude, die es nie gesehn! Auge du des goldnen Tages! Wandelnd über Dirkes Flut, (Mit der) Kraft des feur'gen Geißelschlages Scheuchtest du der Feinde Wut."

z. B. der Alexandriner gut für französische Dramen, weil er ganz der Naturanlage unserer westlichen Nachbarn entspricht, dagegen weniger für deutsche. Über ihn spricht sich Schiller (an Goethe 15. Oktober 1799) auf Veranlassung von Voltaires Mahomet folgendermaßen aus: „Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reimes, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen inneren Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen des Tänzers leitet, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in die Form wie in das Bett des Prokrustes gezwängt.“ Bei der Vorliebe des Franzosen zu Antithesen und rhetorischem Gepräge des Stiles war der Vers für ihn wie geschaffen, der Deutsche, dem diese Schreibweise weniger zusagt, bevorzugt die fünffüßigen Jamben. Daher hat sich auch Schiller, als er die Phädra von Racine übertrug, der Aufgabe einer solchen Umformung unterzogen.

Für seine Lieder nah und fern
Sucht er den Schmuck, den besten.
Mit ihren Schätzen dienen ihm gern
Der Osten und der Westen.

Geibel (König Dichter).

24. Morgenländisches in unserer Sprache.

88. Mit dem Worte orientalisch verbindet sich meist der Nebensinn des Überschwenglichen, Phantastischen und Maßlosen. Dies nimmt den nicht wunder, der die geflügelten Löwen, Greifen und Sphinxe Babyloniens oder die Riesenbauten der Pyramiden, Tempel und Königspaläste Ägyptens betrachtet, der die eigentümlichen Formen des mohammedanischen Kultus und

den geheimnisvollen Zauber der Märchen aus Tausend und einer Nacht ins Auge faßt. Und wie auf diesem Gebiete, so ist es auch auf dem der Sprache, die uns in zahlreichen Inschriften und in Werken wie der Bibel entgegentritt. Von einem großen Einfluß der steinernen Denkmäler auf unsere Literatur kann keine Rede sein; um so tiefer und nachhaltiger ist die Einwirkung, die das Buch der Bücher in deutschen Landen ausgeübt hat. Schon die Mönche der ahd. Zeit haben sich vielfach damit beschäftigt, die nhd. Literatur aber ist durch Luthers Bibelübersetzung aus der Taufe gehoben worden. Unsere großen Dichter, Klopstock wie Lessing, Goethe wie Schiller, haben aus diesem Born getrunken und sich daran erquickt; ja, Goethe konnte sogar das Geständnis ablegen: „Der Bibel fast allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine und die andere Art wirksam gewesen.“ Als dann das Wunderland Indien erschlossen und uns nach und nach die ganze Poesie des Orients durch Schlegel, Rückert, Schack u. a. zugänglich gemacht wurde, gab es neue Anregungen, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch die Besitzergreifung chinesischen Gebietes kleinere literarische Einflüsse im Gefolge haben wird. Wenigstens halten es unsere im fernen Ostasien befindlichen Landsleute schon für ersprießlich, uns Proben von der überladenen Pracht des chinesischen Bilderstils mitzuteilen, Proben, die so bezeichnend für die ganze Art des Morgenlandes sind, daß wir nicht unterlassen wollen, einige davon hier wiederzugeben. Zunächst ein Stück aus dem Glückwunschschreiben des Gouverneurs von Schantung, Yuan Shi Kai, zur Vermählung des deutschen Gouverneurs Jäschke von Kiautschou am 10. April 1900: „Es ist Ihnen gelungen, sich des siegenden Phönixweibchens zu bemächtigen, mit dem vereint Sie die freudenreiche Reise in die Gefilde der Seligen angetreten haben. Ihre Schritte haben Sie nach den Ufern des Perlstroms gelenkt, um sich dort in heiterer Lust und Freude zu ergehen, wo in bildergeschmückter Halle die mondesgleichen Gewänder der Gemahlin dahinfluten

und wo die Scheibe des Mondes von nun an ein vereintes Doppelbild trifft. Vermehrter Glanz ist auf Ihre Standarte gefallen durch die Vereinigung mit dem seidengestickten Vorhange an der bräutlichen Sänfte, und im harmonischen Gleichklang ertönt die Leier aus Edelstein zu der Gitarre aus Jade. Das Volk drängt sich glückwünschend zum dunkelverhängten Hochzeitszimmer, und auch in meinem Herzen hat aus diesem Anlaß die Freude Einkehr gehalten. Ich gehöre zu der Art derjenigen, die so viel Wert haben wie ein aufgehängter leerer Kürbis, und mein Inneres birgt nichts Kostbareres als eitles Gras. Nachdem aber der Ton der Hochzeitsflöten in meine Ohren gedrungen ist, will ich den Pinsel in die Finger nehmen und das Fest durch ein Bild feiern, und während Sie jetzt den duftenden Schlaf friedlicher Schwalben schlafen, nehme ich diesen armseligen Papierstreifen als Mittel, um Ihnen meine Glückwünsche zu dem freudigen Ereignisse zukommen zu lassen."[1]) Ein Heiratsgesuch aber, das im Jahre 1903 eine Japanerin zu Jokohama veröffentlicht hat, lautet: „Ich bin eine sehr hübsche Frau mit dichten Haaren, die wie Wolken wogen; mein Gesicht hat den Seidenglanz der Blumen, mein Wuchs ist biegsam wie die Weide, und meine Augenbrauen haben die Krümmung des wechselnden Halbmondes. Ich habe genug Vermögen, um mit dem Geliebten durch das Leben zu schlendern, indem ich am Tage die Blumen betrachte und des Nachts den Mond. Wenn es einen netten, feinen Herrn gibt, der gebildet, klug, geschickt, hübsch und von gutem Geschmack ist, so will ich mich mit ihm

1) Aus demselben Anlaß schreibt ein anderer vornehmer Chinese: „Nachdem Sie jetzt die Elsterbrücke beschritten haben und dadurch in glanzvolle und harmonische Vereinigung mit dem Phönix gekommen sind, mit dem zusammen Sie sich der glückverheißenden Ruhe der Schwalben erfreuen, mag dies ein Vorzeichen sein für eine strahlende Zukunft Ihrer kommenden Geschlechter. Die Freudenbotschaft gleicht in ihrer Wirkung dem freundlichen Licht der Vollmondscheibe, und ein Segen für alle ist die glückliche Vereinigung der beiden Sterne. Es klingen zusammen die köstlichen Harfen, und aus den in Freude vereinten Herzen strömen die Lieder. Mit seidenem Faden seid Ihr beide nun aneinander gekettet, und auf einem Stengel blühen zwei Blumen."

für dieses Leben vereinigen und mit ihm das Vergnügen teilen, später in einem Grabe von rosenrotem Marmor beerdigt zu werden." Endlich ein Zurückweisungsbrief, den ein Amerikaner auf ein eingesandtes Manuskript aus China erhalten hat, enthält folgende in Unterwürfigkeit schwelgende Redensarten: „Berühmter Bruder der Sonne und des Mondes! Sieh auf Deinen Sklaven, der sich zu Deinen Füßen wälzt, der den Boden vor Dir küßt und von Deiner Barmherzigkeit die Gnade zu leben und zu sprechen erfleht. Wir haben Dein Manuskript mit Entzücken gelesen. Bei den Gebeinen unserer Ahnen schwören wir, daß wir niemals ein solches Meisterwerk in die Hände bekommen haben. Wenn wir es druckten, so würde Se. Majestät der Kaiser uns befehlen, niemals wieder etwas zu veröffentlichen, was Deinem Werke nicht gleichkäme. Und da müßten wir am Ende 1000 Jahre auf eine Wiederholung warten. So schicken wir mit 10 000 Entschuldigungen Dein Manuskript zitternd und zagend zurück. Sieh meine Hand zu Deinen Füßen, und ich bin Dein Sklave."

89. Während in den beiden ersten Schreiben die Überschwenglichkeit des Bilderstils für deutsche Ohren auffällig ist, wirkt hier die übertriebene Devotion in gleicher Weise. Beides ist unserem Wesen fremd. Denn bei uns „trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor." Wir sind eben von ruhigerer Gemütsart als die Orientalen und besitzen namentlich nicht jene innere Erregtheit, die von der nüchternen Art begrifflicher Abstraktion nichts weiß und darum durch das Übermaß wirken muß, um sich verständlich zu machen und ihres inneren Dranges zu entledigen. Kein Wunder, daß deutsche Männer, die es gut mit ihrem Vaterlande meinten, wiederholt vor der Nachahmung semitischer Ausdrucksweise gewarnt haben; so vor allem Herder, unter dessen Einfluß sich Goethe in Straßburg für das Volkslied und die deutsche Baukunst begeistern lernte. Er ermahnte seine Landsleute öfter mit den nachdrücklichsten Worten, nicht blindlings morgenländischer Rede nachzueifern. Die ganze Natur des Orients sei von der Deutschlands so grundverschieden, der Geschmack, die Sitten,

die Religion und die Sagen beider Gegenden so abweichend, daß die von dort entlehnten Bilder bei uns nie lebensvolle Anschauung gewinnen könnten und die damit gezierten Dichtungen zu Schöpfungen ohne Erde würden. Ja, er erklärte es geradezu für unwürdig, sein Vaterland zu verlassen und in der Fremde zu betteln, für lächerlich, den Jordan und den Hermon neben den Rhein und den Harz zu stellen und die orientalischen Tiger mit unseren Lämmern zu gatten. Er will also die Morgenländer nicht nachgeahmt wissen, aber er empfiehlt sie zu studieren, um die Kunst des Erfindens an ihnen kennen zu lernen.[1]) Daher kann Herder auch Klopstock nicht so hoch schätzen und ihm namentlich nicht wie manche seiner Zeitgenossen den Vorrang vor Homer einräumen. Der Wert der Lieder dieses heiligsten unserer Sänger werde durch zu viel morgenländische, biblische Sprache beeinträchtigt. Und in der Tat teilt Klopstock mit der hebräischen Poesie die Eigentümlichkeit, daß er die ganze Natur um des Schöpfers willen beseelt. Wie im 98. Psalm vor dem Herrn das Meer und der Erdboden brausen, die Wasserströme frohlocken und alle Berge fröhlich sind oder im 114. aus Furcht vor dem Herrn das Meer flieht, der Jordan sich zurückwendet und die Berge wie die Lämmer hüpfen, so ruft bei unserem „seraphischen" Dichter der Donner hoch in den Wolken Jehova! Jehova! (Frühlingsfeier), und die Unendlichkeit bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde das hohe Lob von Gottes Sohne nach (dem Erlöser), so läßt derselbe Dichter die Morgensterne sich vor Gott neigen, die Tiefen sich bücken und die Höhen gefaltete Hände gen Himmel erheben, die ganze Welt jauchzen, frohlocken, jubilieren. Den Franzosen, die Freunde des Pathos und der

---

1) Unter anderem sagt er: „Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er nicht verstünde; befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen und wirklich erklären zu können, so würden wir es gewiß verlernen, mit orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unserer eigenen Natur ausbilden" (I, S. 260).

Überschwenglichkeit sind, sagt eine derartige Ausdrucksweise mehr zu. Daher bezeichnet es auch Voltaire als bon style oriental, wenn der biblische Dichter läßt danser les montagnes et les collines, la mer s'enfuir, les étoiles tomber, le soleil fondre comme de la cire. Die Deutschen sind damit weniger einverstanden, und schon Schönaich geißelt diese Art der Darstellung mit den Worten: „Kaum fing ein göttlicher Klopstock zu jauchzen an, so jauchzte unser ganzer Parnaß." Das hat aber nicht verhindert, daß manches davon unter dem Einflusse der Bibel in unsere Literatur eingedrungen ist.[1])

Naturgemäß hat sich das Kirchenlied der orientalischen Ausdrucksweise am ehesten bemächtigt. Denn dieses schließt sich nach Inhalt und Form vielfach an die Heilige Schrift an. So heißt es in einem Gesangbuchsverse: „Der Engel preiset Gott entbrannt, ihm jauchzen Morgensterne. Der Mensch, der ihn nur schwach erkannt, ehrt ihn aus dunkler Ferne. Ihm jauchzen in der Höh' und Luft, ihm jauchzen tief in Fels und Kluft der Schöpfung ganze Heere. Der Sonne feuerreiche Pracht, das blasse Licht der stillen Nacht verkündigt Gottes Ehre." So und ähnlich klingt es aus zahlreichen Strophen unserer Kirchenlieder.[2])

90. Doch diese Einwirkungen der Bibel erstreckten sich nicht bloß auf Personifikation und Naturbeseelung, sondern sie gingen weiter. Auch ganze Redensarten und Wortverbindungen wurden von unseren Dichtern übernommen oder hatten sich ihnen vielmehr bei der Lektüre der Heiligen Schrift so fest eingeprägt, daß sie unwillkürlich davon Gebrauch machten. Bei Goethe z. B. kann man von Götz und Werther bis zu Hermann und Dorothea und späteren Dichtungen diese Spuren

---

1) Auch die Tiersage stammt aus dem Orient; aber sie ist in deutschem Geiste wiedergeboren.

2) Fr. Vischer, Ästhetik III, S. 1218: „Die ganze orientalische Dichtung häuft die Pracht des einzelnen in dem Grade, in welchem das innere Verhältnis zwischen Idee und Bild nicht das organisch ästhetische ist. Sie schlägt dem symbolischen, ästhetisch dürftigeren Kern einen um so reicheren, mit Bilderbrillanten besäten Mantel um."

deutlich verfolgen. Aber in den 70er Jahren, wo er noch stark unter dem Einflusse Klopstocks steht, sind sie besonders zahlreich wahrzunehmen. So schreibt er 1773 an Kestner: „Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen"; und an Frau von Stein 1777: „Ich singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat." Wenn Werther Gott um Tränen bittet, so bedient er sich biblischer Worte. Er bittet wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdurstet; und wenn er die Mädchen am Brunnen Wasser holen sieht, gedenkt er unwillkürlich der Rebekka. Bruder Martin im Götz spricht Jesus Sirach: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat; des lebt er noch eins so lange" und mit dem Psalmisten: „Der Wein erfreut des Menschen Herz." Der Wirt sagt gleich bei Beginn dieses Dramas: „In meiner Stube soll alles ehrlich und ordentlich zugehen" unter Anlehnung an das 14. Kapitel des Korintherbriefes; die Worte, die Gretchen im Faust singt: „Die Augen gingen ihm über", gemahnen uns an den Bericht des Johannes 11, 35 (und Jesu gingen die Augen über); und wenn die Bürger, die am Ostermorgen vor den Toren der Stadt spazieren gehen, nichts Lieberes wissen an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, so finden wir darin einen deutlichen Anklang an Matthäus 16, 3 (Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen).

Natürlich fehlt es bei Goethe auch nicht an biblischen Bildern: Er redet von den Knien des Herzens (Gebet Manasse V. 11), von dem Taumelkelch (Jesaias 51, 17), den Flügeln der Morgenröte (Psalm 139, 9), dem Pfahl im Fleische (2. Korinth. 12, 7) u. a.

Selbst in die Umgangssprache haben sich Ausdrücke der Bibel vielfach eingeschlichen, mögen sie nun aus einzelnen Worten bestehen wie himmelschreiend, Feuertaufe, Kainszeichen, Nimrod, Uriasbrief, Sündenbock, Hiobspost oder aus ganzen Wendungen wie mit Blindheit geschlagen werden, Gnade vor

jemandes Augen finden, zu jemandes Füßen sitzen (= sein Schüler sein), ausgehen, um die Töchter des Landes zu besehen, wie Sand am Meere, Dorn im Auge, mit fremdem Kalbe pflügen, sein Herz ausschütten, seine Hände in Unschuld waschen, Schlaf der Gerechten, arbeiten im Weinberge des Herrn u. a. Auf biblischen Pfaden befinden wir uns auch bei Ausdrücken wie Kind des Todes (2. Sam. 12, 5), Kind Gottes, Kinder der Welt, des Lichtes, der Finsternis, Kind der Sorge (Herder), Sohn des Mai (= Goldkäfer in Klopstocks Frühlingsfeier), denen sich chinesische Bezeichnungen wie Kind der Säule (= Säulchen, kleine Säule), Sohn der Sonne (= Tag), Sohn des Frührots (= Morgenstern) oder malaiische wie Kind des Bogens (= Pfeil), Bergkind (= Hügel) und Mutter der Wege (= Kreuzweg) zur Seite stellen lassen.

91. Von syntaktischen Fügungen aber, die wir der hebräischen Poesie verdanken, sind besonders zwei zu nennen, zunächst Wendungen wie Auge um Auge, Zahn um Zahn (2. Mos. 21, 24), von Angesicht zu Angesicht u. a., sodann aber Verbindungen, in denen dasselbe Wort im Genetiv des Plurals wiederholt wird wie Herr der Herrn, was wir schon auf altassyrischen Inschriften finden.[1]) Diese Redeweise ist zwar den germanischen Sprachen nicht ganz unbekannt, im Nhd. aber doch besonders durch die Bibel, „das Buch der Bücher", verbreitet worden, begegnet daher schon häufig in Luthers Schriften, z. B. Herr der Herrn und König der Könige in seinem Briefe an Kaiser Karl V. vom Januar 1520. Bei den Dichtern zumal bildet sie ein sehr beliebtes Steigerungsmittel. So sagt Schiller: „Stürzt mich in die Nacht der

1) Z. B. auf einer Statue, die dem Gott Nebo im Tempel zu Kelach gewidmet war; in den persischen Keilinschriften heißt der König khsayatiya ksayathiyâmâm, König der Könige, und im Alten Testament shâh-an-shâh in gleicher Bedeutung; eine persische Grabinschrift bei Strabo XV, 730 lautet: *ἔνθα δ' ἐγὼ κεῖμαι Κῦρος βασιλεὺς βασιλήων.* Vgl. auch griech. anax anaktōn bei Äschylus, Suppl. 508 und rex regum bei Plautus, Kapt. 825 sowie Acta semin. philol. Erlang. 1881, S. 35 ff.

Nächte" (= in die tiefste Nacht), Klopstock: „Christus wird halten das Gericht der Gerichte" und „die Himmel der Himmel erzittern", Lessing: „O aller Nasen Nase", Goethe: „Ist es möglich, Stern der Sterne, drück' ich wieder dich ans Herz?" Seltener steht statt der Mehrzahl die Einzahl, z. B. „ich Geck, ich eines Gecken Geck" (Lessing im Nathan I, 3), „ins Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut" (Schiller in der Braut von Messina II, 5).[1]) Etwas abweichend sind die Ausdrücke: „Du Licht vom Lichte", „der Tode tödlichster", „der Geliebten Geliebteste" bei Klopstock. (Vgl. auch mundartliche Fügungen wie das bayerische Schimpfwort: „Du bist dem Drecke sein Dreck" bei Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, S. 413 = des Dreckes Dreck und altenburgisch: du Hundehund = Hund der Hunde).[2]) Beachtenswert erscheint aber, daß die dabei gebrauchten deutschen Substantiva fast alle einsilbig sind (Herr der Herren, Buch der Bücher, Gott der Götter) und daß der Genetiv gewöhnlich nachsteht, selten voran wie im Kirchenliede: „Jesu, meines Lebens Leben" oder bei Platen: „meines Bildes Bild."

92. Doch ist die Bibel nicht die einzige Quelle orientalischer Darstellungsart; auch die persische und indische Dichtung haben Einfluß auf unser Schrifttum ausgeübt. Dies merken wir z. B. in Goethes westöstlichem Divan, wo es unter anderem heißt: „Morgendämmrung wandte sich ins Helle, Herz und Geist auf einmal wurden froh, als die Nacht, die schüchterne Gazelle, vor dem Dräun der Morgenlöwen floh" oder: „Der goldne Falke (= die Sonne) breiter Schwingen überschwebet sein azurnes Nest." Da zieren Zopf und Kamm das Köpfchen der Geliebten, wie die Kuppel Moscheen ziert,

---

1) Anders aufzufassen sind Fügungen wie Kindeskind, Helfershelfer, Zinseszins u. a.

2) Eine besondere Art von Verstärkung, die der hebräischen Poesie eigen ist, finden wir in Klopstocks Zeit öfter nachgeahmt, den Parallelismus, durch den derselbe Gedanke in doppelter Form ausgesprochen wird, z. B.: „Wie das Gras werden sie abgehauen, und wie das Kraut werden sie verwelken" oder: „Ich gab ihnen meine Gebote und lehrte sie meine Rechte."

und ihr Gang gleicht dem einer wandelnden Zypresse; da ist von den Wimperpfeilen und den Schlangenlocken der Jungfrau, von ihrem süßen Rubinenmunde und ihrem Leib von Honiggold die Rede. Und jedermann weiß, daß der alternde Goethe nach eigenem Geständnis „dem Stern, der ostenher wahrhaft erschienen, auf allen Wegen war bereit zu dienen".

Ähnliche Ausdrücke finden wir bei anderen unter morgenländischem Einflusse stehenden Dichtern, auch bei Freiligrath und H. von Kleist. So verwendet jener den bekannten Vergleich eines aus dem weißen Zelte tretenden Mohren, wo er von dem verfinsterten, aber wieder heller werdenden Monde spricht, so redet dieser im Prinzen von Homburg von einer Perserbraut („mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend, ach! wie der Bräut'gam einer Perserbraut" I, 4) und gebraucht überdies folgende Wendungen: „Eine Tat, die weiß den Dei von Algier brennt, mit Flügeln nach Art der Cherubime, silberglänzig, den Sardanapal ziert" (III, 1), „das Leben nennt der Derwisch eine Reise" (IV, 3) u. a.[1])

Ein Erzeugnis orientalischer Denkweise und Geistesart ist ferner jener prickelnde Feuilletonstil, der besonders von den jüdischen Schriftstellern ausgegangen ist. Er wurde von Heinrich Heine in die literarische Welt eingeführt, aber auch von den hervorragendsten Vertretern des „Jungen Deutschlands" wie Börne u. a. eifrig gepflegt. Ein Hauptkennzeichen von ihm ist, daß man in pikanter Art über alles mögliche schreibt, ohne tiefere Kenntnis davon zu haben, und den Leser nötigt, in angenehmer Gedankenlosigkeit über den Gegenstand hinwegzueilen, über den er sich eigentlich unterrichten wollte. Treitschkes Urteil über ihn ist folgendes:[2]) „Heine besaß die geschickte Mache, die aus niedlichen riens noch einen wohl-

1) Mit der orientalischen Poesie kamen auch die verschiedenen neuen Versformen zu uns wie die namentlich von Rückert und Platen nachgeahmten Vierzeiler und Gaselen, die sich seitdem so einbürgerten, daß Platen sagen konnte: „Der Orient ist abgetan, man sieht die Form als unser an."

2) Vgl. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert IV, S. 419.

klingenden Satz zu bilden vermag, vor allem jenen von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren esprit, der mit den Dingen spielt, ohne sie zu beherrschen. Das alles wär undeutsch von Grund aus. Geboren in den Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des freien Mutes und des wahrhaftigen Gemüts geblieben. Sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwies sich wieder einmal als der Herzenskündiger seines Volkes, da er sagte: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Aber gerade, weil die Deutschen fühlten, daß sie in den Künsten des Pikanten und Charmanten mit dem gewandten Juden nie wetteifern könnten, ließen sie sich von ihm blenden; sie hielten für künstlerischen Zauber, was im Grunde nur der prickelnde Reiz der Neuheit war. Es währte lange, bis sie sich eingestanden, daß deutschen Herzen bei höhnendem Witze nie recht wohl werde." Auch andere deutsche Männer wie Viktor Hehn verurteilten das „judaistische und heinisierende Deutsch" und verabscheuten das geistreichelnde, gesuchte, affektierte Witzeln, ohne es ganz aus der Welt schaffen zu können.[1])

Die Mundarten sind stets mehr
Quellbäche als Nebenkanäle der
Literatursprache gewesen.
M. Müller.

25. Verdienste der Schweizer um die nhd. Schriftsprache.

· **93.** Luther sagt einmal von Zwingli, die heimische Mundart gefalle ihm „viel besser als dem Storche sein Klappern", und an einer anderen Stelle bemerkt er, „einer möchte schwitzen,

1) Daß auch jüdische Ausdrücke in die deutsche Sprache eingedrungen sind, beweisen Gauner, Kümmelblättchen, Schicksel, Schmus, Schmu, Moos (Geld) schachern, schächten, mauscheln, mogeln, schofel, kapores u. a., die wie fast alle hebräischen Wörter der Soldaten-, Studenten- und Handwerkersprache wohl durch das Rotwelsch, d. h. den Gaunerjargon (rot, Bettler, vielleicht von mhd. rote = mlt. rupta, Schar, Haufen) in allgemeinere Aufnahme gebracht worden sind.

ehe er dieses Züricher Deutsch verstehe". Damit hat er weniger die Wortbiegung und Satzfügung des Alemannischen im Auge als den Wortschatz und Lautstand. Denn bei der Abgeschlossenheit des Alpengebietes hatten sich die eigentümlichen Erscheinungen einer landschaftlich gefärbten Rede viel länger im Schriftgebrauch erhalten als in anderen protestantischen Ländern, z. B. in der norddeutschen Tiefebene, wo sich das Lutherische Bibeldeutsch sehr schnell Eingang verschaffte.[1]) Aber als dann die Wellen dieser sprachlichen Bewegung auch in die Schweiz gedrungen waren, als man in Basel und Schaffhausen, in Zürich und Bern die neue Schriftsprache angenommen hatte, als dort hervorragende Schriftsteller auftraten und mit ihren Geisteserzeugnissen die literarische Strömung des 17. und 18. Jahrhunderts verstärkten, fehlte es nicht an befruchtenden Einwirkungen, die von diesem Gebiet ausgingen und sich auf das Schrifttum anderer deutscher Länder erstreckten; zunächst im Bereiche des Wortschatzes. Wie schon früher zahlreiche Kunstausdrücke für die Erscheinungen der Hochgebirgswelt besonders von dort aus verbreitet worden waren, so wurden jetzt durch die Werke eines Haller[2]) und Geßner, Bodmer[3]) und Breitinger, Tschudi und Joh. v. Müller, Lavater und Jeremias Gotthelf[4]), Gottfried Keller[5]) und K. F. Meyer[6]) manche alte schweizerische Ausdrücke in die Gemeinsprache eingeführt und kamen dadurch in ganz Deutschland zu Ehren, so daß Schriftsteller, die in anderen Gegenden heimatsberechtigt waren, oft etwas darin suchten, sich die schweize-

1) Noch Haller machte die deutsche Schriftsprache Schwierigkeiten; er veränderte in der 4. Auflage seiner Gedichte vieles und sprach offen aus, daß er diejenigen beneide, die in Deutschland aufgewachsen seien. Vgl. Pauls Grundriß, I, 2. Aufl., S. 673.

2) W. Horak, Die Entwickelung der Sprache Hallers, Bielitzer Programm 1890.

3) Biographie Bodmers, Zürich 1900.

4) H. Stickelberger, Über die Sprache J. Gotthelfs. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich II, 1897.

5) A. Köster, Gottfried Keller, Leipzig 1901.

6) H. Stickelberger, Die Kunstmittel in K. F. Meyers Novellen. Burgdorf 1897.

rischen „Machtwörter" anzueignen; in erster Linie Lessing, der die alemannische Mundart um die vielen nachdrücklichen Wörter von gutem Schrot und Korn beneidete und die Schriften eines Geßner und Zimmermann auf ihren körnigen Wortschatz hin durchforschte. Tadelt er doch sogar Wieland im 14. Literaturbriefe deshalb, weil er seinen Aufenthalt bei Bodmer in Zürich nicht besser ausgenutzt habe, mit den Worten: „Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viele gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdient haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen habe ich mit Vergnügen ein- bis zweimal bei ihm gebraucht gefunden. Dieses entsprechen ist jetzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neugemachtes Wort." Auch Lessings Freund Moses Mendelssohn macht öfter von schweizerischen Wörtern Gebrauch, zuweilen mit ausdrücklichem Hinweis auf diesen Ursprung, z. B. in einem Briefe an Abbt von 1761: „Wenn ich etwas Erhabenes lese, so fühle ich ein angenehmes Staunen (Verzeihen Sie mir dieses schweizerische Wort!) in meinem Gemüte, das mich einzuhalten und mich gleichsam recht zu besinnen nötigt."[1]) Freilich ist es nicht immer leicht festzustellen, von wem die einzelnen Ausdrücke der Schriftsprache zugeführt worden sind. Wohl weiß man, daß staunen, Abbild, Abhang (von Bergen) durch Haller, anstellig durch Lavater, Abglanz durch Bodmer verbreitet, ebenso daß Schick (gute Art, Ordnung) und abschätzig von Lessing, tagen (eine Landtagssitzung abhalten) von Schiller bei der Abfassung seines Tell[2]) aus der Schweiz übernommen worden sind, aber es ist schwer zu sagen, durch wen Heimweh, anheimeln[3]), unentwegt,

1) Vgl. Gesammelte Schriften V, S. 239. Ähnlich äußert er sich in einem Briefe an Lessing von 1757 (Ges. Schr. V, S. 74) über „bemitleiden": „Erlauben Sie mir dieses schweizerische Wort!"

2) Auch andere schweizerische Wörter hat Schiller aus der Chronik des Ägid. Tschudi in seinen Tell aufgenommen, z. B. Naue (= navis), Runse, Ehni, Wildheuer.

3) Über diese beiden Wörter vgl. Zeitschrift für deutsche Wortforschung II, S. 284 ff.

geistvoll, kernhaft u. a. Wörter, die ganz das Gepräge dieses tüchtigen und gemütvollen Bergvolkes an sich tragen, in die Literatur Eingang gefunden haben. Dasselbe gilt von Bezeichnungen des Staatslebens wie aufwiegeln, Putsch und Machenschaften.

Doch auch in anderer Beziehung haben sich Zwinglis Landsleute um den Wortschatz verdient gemacht. Wie der Baseler Professor Theophrastus Bombastus von Hohenheim (Paracelsus), ein geborener Schweizer aus Einsiedeln, der erste war, der absichtlich die lateinische Sprache bei Universitätsvorlesungen durch die deutsche ersetzte (1526 ff.), so hat der schon genannte Ägidius Tschudi das unbestrittene Verdienst, zuerst unter den nhd. Schriftstellern gegen das Fremdwörterunwesen energisch vorgegangen, namentlich gegen die Einmischung lateinischer Ausdrücke zu Felde gezogen zu sein; denn in seiner Alpisch Rhetia (1538) wirft er bereits „den naswyßen Cantzlern und consistorischen Schrybern vor, sy könnend nit ein linien ohne latinische wort schryben, so sy doch der tütschen genug hettend, machend, das menger gemeiner man, so kein latin kann, nit wissen mag, was es bedüt oder wie ers verston soll, wöllend also unser tütsch, so eine ehrliche sprach ist, verachten". Und im Anschluß an diesen Tadel macht er dann Vorschläge, wie man die ausländischen Brocken durch gute heimische Bezeichnungen ersetzen könne, z. B. protestieren durch bezeugen, zitieren durch laden, probieren durch bewähren, Obligation durch Verpflichtung oder Verschreibung, Fundament durch Grundfeste, Appellation durch Berufung u. a.

So erschien denn auch das erste deutsche Wörterbuch, in dem unsere Muttersprache Selbstzweck war, zu Zürich 1561; es war verfaßt von Josua Maaler, einem Pfarrer des gleichnamigen Kantons, und hatte den Titel „Die Teutsch spraach".[1])

1) Der Luzerner Staatsschreiber Renward Cysat (geb. 1545) hat schon die Mundart und Kanzleisprache seiner Heimat eifrig studiert und seine Forschungen in einem umfangreichen Sammelwerke niedergelegt, das sich im Staatsarchive dieses Kantons befindet, und wie Johann Kolroß bereits 1530 ein „Enchiridion, das ist Hantbüchlin tütscher Orthographie" herausgab, so suchte Konr. von Geßner 1555 in seinem „Mithridates" die gesamte Sprachkenntnis seiner Zeit zusammenzufassen.

94. Aber noch in anderer Weise haben sich die Schweizer um unsere Literatur und Schriftsprache verdient gemacht, vor allem durch den Hinweis auf Miltons verlorenes Paradies und die englische Dichtung überhaupt, der sie den Vorzug vor der französischen gaben; denn damit haben sie Klopstock und anderen hervorragenden Männern jener Zeit den Weg gezeigt. Sodann muß ihnen zum Lobe angerechnet werden, daß sie der deutschen Poesie nach einer Zeit der größten Verwilderung und des tiefsten Verfalls wieder Hoheit und Würde, Kraft und Feuer, Gedanken- und Bilderreichtum verliehen haben. So gab Haller der Liebeslyrik freien Fluß und Wohllaut der Verse zurück und schuf in seiner „Doris" ein Gedicht, das jahrzehntelang gesungen wurde und auch Klopstock auf seiner Fahrt über den Züricher See begeisterte; so streute derselbe Dichter in seinen „Alpen" eine Fülle erhabener Lehren aus und wußte damit Männer wie Lessing im höchsten Grade zu fesseln. Kein Wunder, daß Kant, Hippel u. a. den Schweizer zu ihren Lieblingsdichtern rechneten, daß Klopstock und Schiller sich an seinen Schöpfungen erquickten. In anderer Weise wirkten Bodmer und Breitinger befruchtend und anregend. Während die Gelehrten bis dahin meist mit Geringschätzung auf die poetischen Erzeugnisse des Mittelalters herabgeblickt hatten, waren diese Männer eifrig bemüht, die fast der Vergessenheit anheimgefallenen Schätze früherer Zeit wieder zu heben, und wurden dadurch Vorläufer der Romantiker.[1]) Sie wiesen aber auch noch auf eine andere Quelle hin, aus der reiche Förderung der Poesie gewonnen werden könne, auf das klassische Altertum. Denn im Gegensatz zu Gottsched und dessen Anhängern waren sie der Ansicht, daß sich die Sprache des Dichters von der prosaischen Ausdrucksweise unterscheiden müsse und sich nicht nur im Quickborn der Mundarten verjüngen, sondern auch nach dem Vorbilde der Griechen und Römer im Wortschatz bereichern solle. Sie betrachteten kühne Bilder, allerhand Redefiguren, „kurze Sprüche, starke Züge und uner-

1) „Bei ihnen trat an Stelle des antiquarischen Interesses das ästhetische." Sie gaben die Minnesänger heraus, ferner einen Teil des Nibelungenliedes und der Bonerschen Fabeln.

wartete Anmerkungen" als einen Haupthebel dichterischer Ausdrucksweise, hielten die Personifikation für ein wesentliches Mittel, ihre Darstellung zu beleben, und brauchten daher gern Wendungen wie Mutter Natur, Mutter Erde. Dagegen sahen sie den Reim nicht für ein unabweisbares Erfordernis echter Poesie an, und während man seit der Zeit Otfrieds von Weißenburg streng daran festgehalten hatte, empfahlen die Schweizer freie Rhythmen, wie sie Klopstock in den schönsten seiner Oden und Goethe in seinen Jugenddichtungen angewendet hat.

95. Prüfen wir nun im einzelnen, worin die sprachlichen Neuerungen der Schweizer bestanden! Schon Opitz hatte in seinem Buche über die deutsche Poeterey (1624) geäußert: „Neue Wörter zu erdenken, welche gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zusammengesetzt sind, ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmutigkeit."[1]) Er hatte auch verlangt, daß jedermann, der in deutscher Sprache dichten wolle, in „den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sei", damit er von ihnen „den rechten Griff", namentlich den Gebrauch der Beiwörter und bildlichen Redensarten lerne; allein diese Lehre hatte nicht genügende Beachtung gefunden. Erst seitdem die Schweizer mit ihrem guten Beispiele vorangegangen waren, brach sich die neue Ansicht siegreich Bahn, und obwohl die Leipziger die „Alpinische Seuche" nach Möglichkeit bekämpften, sind doch die Anschauungen Bodmers, Breitingers u. a. bis zum heutigen Tag herrschend geblieben. Nach ihrem Vorgang haben gar manche Dichter dem Homer und anderen Sängern des Altertums dieses oder jenes schöne Beiwort abgelauscht und unserer Sprache dauernd gewonnen, in erster Linie die Kunst, Zusammensetzungen mit Partizipien zu bilden nach Art der hauptumlockten Achäer und des männermordenden Kampfes. Wohl waren solche Formen unserer Sprache damals nicht völlig fremd, aber in größerer Zahl traten sie erst jetzt auf, z. B. bei Bodmer, der von dem engelbewachten Berge, der dunstbehangenen Luft,

---

1) Vgl. S. 28 des Neudrucks von Braune.

den flutentflohenen Menschen, den himmelstützenden Alpen, der herzdurchwürzenden Wollust und dem dufttriefenden Hauche redet. Wer wollte nicht zugestehen, daß solche Formen angenehmer ins Ohr fallen als Ausdrücke wie der von Engeln bewachte Berg usf. oder daß liederreiche Zeiten poetischer klingt als die Hagedornsche Wendung: die an Liedern reichen Zeiten?[1]) Eine andere Art kühner adjektivischer Zusammensetzungen, die besonders bei den Schweizern beliebt war, besteht darin, daß zwei Eigenschaftswörter eng miteinander verwachsen und nur das zweite Biegungsendungen erhält; z. B. die weichlichnette Blume, der ernsthaftfreie Brite. Beide Gattungen von Kompositis wurden von den Leipzigern heftig bekämpft; aber obwohl sie Schönaich in seinem Neologischen Wörterbuche zur Zielscheibe seines Witzes machte und Gottsched in seiner Sprachkunst „gegen diese Brut unerhörter und ungeschickter Wörter" zu Felde zog, sind sie doch selbst von Schiller und Goethe nachgeahmt worden und bilden noch jetzt einen Schmuck unserer Poesie.

96. Kühner als im Bereiche der Wortbildung ging man auf syntaktischem Gebiete vor. Zunächst wurden der Wortstellung größere Freiheiten eingeräumt. Auf die Ansicht des Leipziger Sprachdiktators, daß in Gedichten nichts zulässig sei, was man nicht auch in Prosa sagen dürfe, erwiderte Breitinger, es sei ein Irrtum zu glauben, daß die deutsche Sprache nirgends von der ordentlichen und üblichen Konstruktion abweichen könne, ohne daß eine lächerliche Rede herauskomme. Was würde aus Homers und Vergils Versen werden, wenn man sie nach der gewöhnlichen Wortfolge umkehren wollte? So erlaubte man

---

1) Breitinger empfiehlt (Krit. Dichtk. II, S. 271) den Gebrauch solcher Zusammensetzungen nachdrücklich: „Sie taugen auf eine besondere Weise für die Poesie, nicht nur weil sie die Schreibart erhöhen und verherrlichen, sondern auch, weil dadurch der Tonlaut mächtig verstärkt wird, mehr Klang und Pomp überkommt und die Bilder desto mehr Nachdruck erhalten. Homer hat ohne Zweifel solche zusammengesetzte Beiwörter mit Fleiß aufgesucht, damit er seine Schreibart über die Prosa erhöbe, und er hat sie mit so vieler Geschicklichkeit angebracht, daß sie sozusagen eine Zugabe von Gemälden der Personen und der Sachen sind, deren Eigenschaften sie bezeichnen." Vgl. oben S. 205.

sich jetzt, substantivische Beifügungen von ihrem Hauptworte zu trennen und eine Reihe von anderen Ausdrücken dazwischen zu schieben, z. B. Bodmer in der Noachide: „Die Stärke wär' in der Jünglinge Sehnen von zehen Männern gekommen" (= die Stärke von zehn Männern), eine Freiheit, der wir dann besonders häufig in Klopstocks Oden begegnen; so setzte man fortan auch wieder wie in der alten Volksdichtung ab und zu das Eigenschaftswort hinter das Hauptwort mit Berufung auf das Nibelungenlied (z. B. von heleden lobebaeren) und die Poesie der Griechen und Römer. Natürlich fehlte es auch hier nicht an Gegnern; sogar Männer wie Opitz[1]), Schottel und Lessing wollten nichts davon wissen; als aber das Interesse für die alte Volkspoesie neu erwachte, fand man auch daran mehr Gefallen, und so treten denn Fügungen wie Röslein rot, Häuslein klein seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts häufiger auf, besonders in volkstümlich gefärbten Gesängen wie dem Kirchenliede, den Balladen und dem Kinderliede (z. B. vom Himmel hoch da komm ich her; Vater laß die Augen dein über meinem Bette sein). Mit dem Artikel aber wird das attributive Adjektiv auch sonst nicht selten nachgestellt, z. B. von Schiller in der Bürgschaft: die Stimme, die rufende; der Freund, der liebende. Dadurch erwächst besonders dem epischen Dichter die Möglichkeit, einzelne Merkmale des zu beschreibenden Gegenstandes gesondert und daher etwas deutlicher vor die Phantasie des Hörers oder Lesers zu rücken.[2])

Ferner wurde durch die Schweizer der prädikative Gebrauch des Partizips erweitert und befestigt. Wenn wir jetzt in Poesie und Prosa sagen können: „Aus seinem Lager aufgescheucht, floh das Tier durch den Wald" oder: „die Zeitung lesend, versank

1) Buch von der deutschen Poeterey 6: „Wie denn die Epitheta ein gar übel Ansehen haben, wenn sie hinter ihr Substantivum gesetzt werden: das Mündlein rot" usw.

2) Allgemein üblich ist es in der Poesie, mehrere mit und verknüpfte Eigenschaftswörter nachzustellen, z. B. Nibelungenlied 61, 5: die vrouwen schoene unde hêr; Erdbeeren, kühl und duftig (Uhland, Singental), ebenso die mit adverbialer Bestimmung versehenen: Märchen noch so wunderbar (Goethe). Vgl. oben S. 211 f.

Nächte" (= in die tiefste Nacht), Klopstock: „Christus wird halten das Gericht der Gerichte" und „die Himmel der Himmel erzittern", Lessing: „O aller Nasen Nase", Goethe: „Ist es möglich, Stern der Sterne, drück' ich wieder dich ans Herz?" Seltener steht statt der Mehrzahl die Einzahl, z. B. „ich Geck, ich eines Gecken Geck" (Lessing im Nathan I, 3), „ins Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut" (Schiller in der Braut von Messina II, 5).[1]) Etwas abweichend sind die Ausdrücke: „Du Licht vom Lichte", „der Tode tödlichster", „der Geliebten Geliebteste" bei Klopstock. (Vgl. auch mundartliche Fügungen wie das bayerische Schimpfwort: „Du bist dem Drecke sein Dreck" bei Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, S. 413 = des Dreckes Dreck und altenburgisch: du Hundehund = Hund der Hunde).[2]) Beachtenswert erscheint aber, daß die dabei gebrauchten deutschen Substantiva fast alle einsilbig sind (Herr der Herren, Buch der Bücher, Gott der Götter) und daß der Genetiv gewöhnlich nachsteht, selten voran wie im Kirchenliede: „Jesu, meines Lebens Leben" oder bei Platen: „meines Bildes Bild."

92. Doch ist die Bibel nicht die einzige Quelle orientalischer Darstellungsart; auch die persische und indische Dichtung haben Einfluß auf unser Schrifttum ausgeübt. Dies merken wir z. B. in Goethes westöstlichem Divan, wo es unter anderem heißt: „Morgendämmrung wandte sich ins Helle, Herz und Geist auf einmal wurden froh, als die Nacht, die schüchterne Gazelle, vor dem Dräun der Morgenlöwen floh" oder: „Der goldne Falke (= die Sonne) breiter Schwingen überschwebet sein azurnes Nest." Da zieren Zopf und Kamm das Köpfchen der Geliebten, wie die Kuppel Moscheen ziert,

1) Anders aufzufassen sind Fügungen wie Kindeskind, Helfershelfer, Zinseszins u. a.

2) Eine besondere Art von Verstärkung, die der hebräischen Poesie eigen ist, finden wir in Klopstocks Zeit öfter nachgeahmt, den Parallelismus, durch den derselbe Gedanke in doppelter Form ausgesprochen wird, z. B.: „Wie das Gras werden sie abgehauen, und wie das Kraut werden sie verwelken" oder: „Ich gab ihnen meine Gebote und lehrte sie meine Rechte."

und ihr Gang gleicht dem einer wandelnden Zypresse; da ist von den Wimperpfeilen und den Schlangenlocken der Jungfrau, von ihrem süßen Rubinenmunde und ihrem Leib von Honiggold die Rede. Und jedermann weiß, daß der alternde Goethe nach eigenem Geständnis „dem Stern, der ostenher wahrhaft erschienen, auf allen Wegen war bereit zu dienen".

Ähnliche Ausdrücke finden wir bei anderen unter morgenländischem Einflusse stehenden Dichtern, auch bei Freiligrath und H. von Kleist. So verwendet jener den bekannten Vergleich eines aus dem weißen Zelte tretenden Mohren, wo er von dem verfinsterten, aber wieder heller werdenden Monde spricht, so redet dieser im Prinzen von Homburg von einer Perserbraut („mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend, ach! wie der Bräut'gam einer Perserbraut" I, 4) und gebraucht überdies folgende Wendungen: „Eine Tat, die weiß den Dei von Algier brennt, mit Flügeln nach Art der Cherubime, silberglänzig, den Sardanapal ziert" (III, 1), „das Leben nennt der Derwisch eine Reise" (IV, 3) u. a.[1])

Ein Erzeugnis orientalischer Denkweise und Geistesart ist ferner jener prickelnde Feuilletonstil, der besonders von den jüdischen Schriftstellern ausgegangen ist. Er wurde von Heinrich Heine in die literarische Welt eingeführt, aber auch von den hervorragendsten Vertretern des „Jungen Deutschlands" wie Börne u. a. eifrig gepflegt. Ein Hauptkennzeichen von ihm ist, daß man in pikanter Art über alles mögliche schreibt, ohne tiefere Kenntnis davon zu haben, und den Leser nötigt, in angenehmer Gedankenlosigkeit über den Gegenstand hinwegzueilen, über den er sich eigentlich unterrichten wollte. Treitschkes Urteil über ihn ist folgendes:[2]) „Heine besaß die geschickte Mache, die aus niedlichen riens noch einen wohl-

1) Mit der orientalischen Poesie kamen auch die verschiedenen neuen Versformen zu uns wie die namentlich von Rückert und Platen nachgeahmten Vierzeiler und Gaselen, die sich seitdem so einbürgerten, daß Platen sagen konnte: „Der Orient ist abgetan, man sieht die Form als unser an."

2) Vgl. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert IV, S. 419.

Blick und Schiller die türmende Stadt oder das wundernde Ohr, so geht dies auf Haller zurück, der schon sehnen, ändern, drehen für sich sehnen usw. gebrauchte. Ferner wurde der Konjunktiv der Aufforderung in der Form: Seien wir zufrieden! Gehen wir! den Schweizern vor 150 Jahren noch als „mundartliche und undeutsche Neuerung" vorgeworfen, ein Beweis, daß sich diese Form besonders im Südwesten erhalten hatte.[1])

So haben sich denn die Dichter und Denker der Schweiz vielfach mit Erfolg gegen Gottscheds Sprachmeisterei und „diktatorische Dreistigkeit" aufgelehnt. Während dieser Mann samt seinem Anhange „die Akzente der heiligen Männer und Barden" lächerlich zu machen suchte, „welche, in dem Hallerschen Wirbelsturme herumgetrieben, bald an einem schlimmen Latinismus scheiterten, bald von einem Hellenismus verschlungen würden", trat Herder für die Angegriffenen ein mit der Erklärung, Bodmer wisse, was wahres Deutsch sei[2]), und lobte die Schweizer, weil sie in ihrer Sprache der alten Einfalt treuer geblieben seien.[3]) Wirksamer aber war das Beispiel Klopstocks, der in seinen Dichtungen alles das verwertete, was er von Haller und seinen Landsleuten gelernt hatte. Denselben Weg betrat der Göttinger Dichterkreis, dann Goethe und Schiller. Gottsched hat die Sprache wohl gereinigt, aber auch verwässert, entnervt und entmannt, Haller und Klopstock haben ihr wieder Hoheit und Würde verliehen. Denn „Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisieren beide Dichter; sie sind groß, kühn, feurig, erhaben".[4]) Sie haben dem Grundsatze für immer Geltung verschafft, daß sich die Sprache der Poesie durch Freiheit der

---

1) Nach W. Kurrelmeyer, The Historical Development of the Types of the first person plural Imperative in German. Straßburg, Trübner, 1900 kommen schon bei Otfried, Tatian u. a. die Formen des Konj. ohne und mit „wir" vor, die Aufforderung mit „laßt uns" ist von Haus aus niederdeutsch.

2) Herder IV, S. 299 Suph.

3) Herder I, S. 164; II, S. 41 Suph.

4) Vgl. Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. Cottasche Ausgabe XII, S. 208 f.

Wortfügung und Neuheit des Wortgebrauchs von der Alltagsrede unterscheiden müsse, aber auch den Grundsatz verfochten, den später der Italiener Foscolo († 1827) in seiner Danteausgabe mit den Worten ausspricht: „Jede Sprache, die sich nicht aus den Mundarten des Volkes erfrischt, bleibt weniger ein Natur- als ein Kunsterzeugnis, kalt und lehrhaft, gekünstelt und den toten Sprachen nicht unähnlich, die von den Gelehrten geschrieben werden."

Der wird währen am längsten
Von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Worts
Weisen am besten verstand.
Platen.

26. Rhythmus und Reim.

97. Der deutschen Sprache ist der regelmäßige Wechsel zwischen betonten und unbetonten Silben so angemessen, daß sich auch die prosaische Darstellung mit Vorliebe in diesem Rhythmus bewegt. So weisen ihn meist stehende Wendungen auf, mögen sie nun alliterieren wie Roß und Reiter, Samt und Seide, Gift und Galle oder nicht wie Gold und Silber, Hab und Gut, hoch und niedrig. Oder sollte es Zufall sein, daß man in der Regel das einsilbige Wort vor das zweisilbige stellt und es geflissentlich meidet, Wetter und Wind, Teufel und Tod, Schande und Schimpf zu sagen? Ebenso finden wir häufig dieselbe Form rhythmisch bewegter Prosa in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten wie: „wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" oder „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil" und „ehrlich währt am längsten". Ja, manche Aussprüche werden im Volksmunde rhythmisch gestaltet, z. B. „der Mohr hat seine Arbeit getan" (Fiesko) in: „der Mohr hat seine Schuldigkeit getan" oder Jes. Sirach 13, 1: „Wer Pech angreift, der besudelt sich damit" in: „Wer Pech angreift, besudelt sich." Daher kann es uns nicht befremden, daß auch zusammengesetzte

Wörter zuweilen dem Tonfall zuliebe ihren Akzent verschieben. Denn während es heißt vórsichtig, Áufgàbe, Éinlàge, lauten die Komposita únvorsichtig, Háuptaufgàbe, Spáreinlàge. So gewinnt es auch den Anschein, als ob die mit trennbaren Vorsilben gebildeten Zeitwörter beim Infinitiv des Präsens und beim Partizip des Perfekts mit aus dem Grunde „zu" und „ge" einschieben (nicht voranstellen), weil das Ohr durch den Wechsel betonter und unbetonter Silben angenehmer berührt wird, z. B. bei ánzurùfen, ángerùfen.[1])

Ebenso hat man diesen Rhythmus im Verse stark begünstigt. Im Ahd. und Mhd. konnten zwei Hebungen wie Vólksfáng, únrécht sehr wohl nebeneinander stehen; man machte eben hier beim Vortrag eine künstliche Pause zwischen beiden, die der Zeitdauer einer Senkung gleichkam; jetzt aber sucht das durch klassische und romanische Verse gebildete Sprachgefühl solche Härten zu meiden und setzt lieber Formen wie Vólksgesáng, úngerécht ein. Füllt aber ja einmal eine Silbe den ganzen Takt aus, so liegt Absicht des Dichters vor. Z. B. wird an je einer Stelle im Taucher und im Handschuh von Schiller die Pause durch den Inhalt gerechtfertigt. Wenn es dort heißt: „Den Jüngling bríngt kéines wieder" und hier „Den Dánk, Dáme, begehr' ich nicht", so wird dadurch die Spannung erhöht. Anderseits kommt es aber auch vor, daß

---

1) Vgl. ferner Zusammensetzungen wie hundsgemein und hundemüde, Erdgeschoß und Erdenrund, Kampfgenosse und Kampfesnot. „Wenn man sagt dem Tage, aber dem Landtag, dem Werke, aber dem Handwerk, so liegt das an den rhythmischen Neigungen der Umgangssprache." (Vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache. 2. Aufl. S. 69.) Wenn man ferner abweichend vom Lateinischen und von anderen Sprachen in Verbindungen wie Zahn um Zahn, Hand in Hand, Schuß auf Schuß oder Wand an Wand im Deutschen ausschließlich den Singular verwendet, so will man nicht bloß knapp und gedrungen sprechen, sondern auch ein trochäisches Metrum herstellen; daher finden sich in solchen Verbindungen fast nur einsilbige Wörter. Auch ist zu beachten, daß der erste Bestandteil von Zusammenrückungen wie bergauf bergab, treppauf treppab, stromauf stromab, jahraus jahrein, tagaus tagein, talaus talein aus gleichen Gründen gewöhnlich einsilbig ist.

statt einer Silbe zwei in die Senkung gestellt werden, weil die Leidenschaft einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung durchbricht. So malt z. B. Goethe in seiner Iphigenie V, 3 die Verwirrung der Heldin dadurch, daß er sie sagen läßt: „Sie sind, | sie schei|nen, für Grie|chen halt' | ich sie", und in derselben Szene kennzeichnet er ihre Angst durch einen ähnlichen Versbau: „Ist es | Verder|ben, so tö|te mich | zuerst." Aber dies sind Ausnahmen, und die den jambischen oder trochäischen Versen der Alten entsprechenden Metra bilden die Regel.[1])

98. Dem Versmaß wird auch die Sprache vielfach angepaßt. Eine häufige Erscheinung der deutschen Poesie ist die Unterdrückung tonloser i- und e-Laute, z. B. in Schillers Braut von Messina I, 6: „Der lang gebundne Trieb wird freud'ger nur | Und mächt'ger streben in der neuen Sonne." So erscheint in Goethes Iphigenie 16 mal die Form heil'ge, 7 mal ew'ge und eh'rne, seltener beff're, schön're, härt're usf.

---

1) Doppelte Senkung im jambisch gearteten Verse haben Lessing und Goethe mit wenigen Ausnahmen gemieden, bei Schiller findet sie sich im Dialog seiner Dramen über 30 mal, z. B. im Wallenstein: ein Piccolo|mini nur | ist aufgeschrieben oder: und wirft ihn un|ter den Huf|schlag seiner Pferde. In dem mehr volkstümlich gehaltenen Vorspiel „Wallensteins Lager" lesen wir sogar drei Senkungen an etwa 50 Stellen, z. B. „Und wäre sie mit Ket|ten an den Him|mel geschlossen" oder: „Sind wir Tür|ken? Sind wir An|tibaptisten?" Ein von Schiller besonders gern verwandtes Mittel, durch welches mehr Lebhaftigkeit und Nachdruck erzielt wird, ist die sogenannte schwebende Betonung, wobei sich der Akzent in gleicher Weise auf die beiden ersten Silben des Verses verteilt, z. B. im Tell IV, 2: „Solcher Gewalttat hätte der Tyrann | Wider die freie Edle sich erwogen?" Es ist, als ob hier die gewaltsame Art des Tyrannen auch im Verse zum Ausdruck kommen sollte. Ähnlich steht es mit Stellen wie Jungfrau von Orleans III, 4: „Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit!" In den ersten Dramen der klassischen Zeit wie im Wallenstein finden wir diese rhythmische Eigentümlichkeit nur wenigemal bei Anreden und Ausrufen, in der Maria Stuart gar nicht, in den folgenden Stücken aber oft; auch bei anderen Dichtern kommt sie vor, z. B. bei Lenau im Postillon gleich zweimal: sein Leiblied zu blasen und ein gar herzlieber Gesell, ebenso oft bei Wildenbruch usw.; dagegen suchen wir sie bei Lessing und Goethe vergeblich. Vgl. auch Bellermann, Schillers Dramen II, S. 146 ff.

Eine andere Freiheit, die sich die nhd. Dichter gestatten, ist der Wegfall der Biegungsformen beim ersten von zwei mit „und" verbundenen Eigenschafts- oder Hauptwörtern. So lesen wir bei Goethe: in klar- und trüben Tagen (Faust), froh- und trüber Zeit (An den Mond), von tausend durchgeweinten Tag- und Nächten (Iphigenie), an Tier- und Vögeln fehlt es nicht (Faust). In anderen Fällen, wo eins von zwei Kompositionsgliedern unterdrückt wird, läßt die Poesie abweichend von der Prosa das erste Wort öfter ohne Biegungszeichen (Genetivendung); z. B. schreibt derselbe Dichter Geist- und Körperkraft (= Geistes- und Körperkraft = Geisteskraft und Körperkraft), von Schmerz- und Kummerstunden (= Schmerzens- und Kummerstunden), ein Freud- und Segensruf (= ein Freudens- und Segensruf). Endlich werden auch zwei Adjektiva unverbunden aneinander gerückt und nur das zweite von ihnen verändert, wo eigentlich beide abgewandelt werden müßten. So erlaubt sich Schiller in der Braut von Messina die Fügungen in unzugangbar(em) festverschlossenem Gemüt (II, 5), die unabtragbar(e) ungeheure Schuld (I, 4), mit stolz(em) unfreundlichem Gemüte (I, 7), ein seltsam(er) wunderbarer Traum (II, 5), die unregiersam(e) stärkre Hand (II, 5), o unglückselig(e) traurige Entdeckung (III, 3), sogar welch kühn(e) verwegen(e) räuberische Tat (I, 7) u. a. So verwendet Goethe derartige Formen namentlich im zweiten Teile des Faust, schreibt aber auch z. B. in der Iphigenie traurig-unwillig.[1])

99. Dem Metrum zuliebe werden schwache Stämme weiblicher Wörter, die in der Zusammensetzung sonst noch den alten Ausgang auf -en bewahrt haben, gekürzt. Daher verwendet Rückert die Form Blum(en)orakel, Scheffel im Trompeter von Säkkingen Tintfaß, Sonnlicht, Tannzweig, Stelzgang. Umgekehrt veranlaßt der Verszwang die Dichter auch öfter,

---

1) Auch der Gebrauch des Dativ-e ist vielfach vom Rhythmus abhängig (im Hofe: im Hof). Vgl. Jahrbücher für Philol. und Pädagogik 1898. II, S. 361.

eine Silbe einzufügen, namentlich Wörter zusammenzurücken, wo sie die Prosa zusammensetzt. So gebraucht Schiller, um eine Senkung zu gewinnen, in der Braut von Messina die Formen Windesrose (= Windes Rose für Windrose), Grabestuch, Glanzesmeer und in seinen Gedichten die Komposita Landesenge, Gastesrecht, Glückeswelle, Blitzesschlag.[1]) Neben diesen Gebilden, deren erster Bestandteil auf -es ausgeht, gibt es auch solche, bei denen sich -en findet an Stellen, wo die gewöhnliche Rede den endungslosen Stamm bietet: Nach Analogie von Erdenrund, Sonnenstrahl sagen die Dichter auch Erdenbeben (Schiller), Jasminenstrauch (Rückert), erdenwärts (Geibel), südenwärts (Lenau), das mondenhelle Angesicht (Mörike), das friedenselige Gedränge (derselbe). Und wenn Schiller (Braut von Messina III, 7) sagt: „Kennst du noch sonsten jemand meines Bluts?" oder das Kirchenlied: „damit uns hier und dorten sei Güt' und Heil beschert", so sind die Adverbia sonsten und dorten unter dem Einflusse von Wörtern wie hinnen, dannen, außen, innen entstanden. Aber auch andere Ausdrücke haben sich in dieser oder jener Hinsicht dem Rhythmus angepaßt; z. B. findet sich in poetischer Sprache goldgelockt für goldlockig, liebgekost für geliebkost, durchzustreifen für zu durchstreifen (Iphig.), Engelländer (Jungfrau von Orleans), öfterer (= öfter, Braut von Messina), Wildernis (Faust, = engl. wilderness, Wildnis), Goldorangen (Mignon, = goldene oder goldfarbige Orangen), die Tochter Zeus' (Iphigenie, = des Zeus). Ebenso wird aus metrischen Gründen entgegen dem sonstigen Sprachgebrauch öfter der Artikel mit der Präposition verschmolzen, obwohl sich ein Relativsatz auf das betreffende Hauptwort bezieht, z. B. „Zum

---

1) Vgl. Wallenstein: den schweren Früchteknoten bilden (= Fruchtknoten). Dem Metrum zuliebe sagt Hebbel in den Nibelungen stets Gerenot für Gernot und Nebelkappe für Tarnkappe. Um Daktylen zu erhalten, bilden Klopstock und seine Nachahmer öfter einen Komparativ, wo dem Sinne nach der Positiv am Platze wäre, z. B. Schiller im Spaziergang: „Ein fremder Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur", Goethe in Hermann und Dorothea: „das kühlere Sälchen."

(= zu dem) Kampf der Wagen und Gesänge, der . . . der Griechen Stämme froh vereint" oder „zum (= zu dem) Werke, das wir ernst beginnen, geziemt sich wohl ein ernstes Wort". Und wenn Goethe singt: „die Kinder, sie hören es gerne" und Schiller: „die Treue, sie ist kein leerer Wahn", so dient die Einfügung des Fürwortes hinter dem Substantiv nicht allein dem Streben, volkstümlich zu reden, sondern auch dem Wunsche, die Anforderungen des Versmaßes zu erfüllen. Ebenso erklärt sich die Vorliebe der Dichter für Verbindungen wie fest und fester (Iphigenie) = fester und fester.

Wenn sich ältere Bildungen dem Versmaße besser fügen, greift man auch gern dazu, wie denn überhaupt die Dichter gern archaisieren. So erlaubt die alte Sprache, nicht bloß bei sächlichen Wörtern das attributive Adjektiv unflektiert zu lassen (vgl. sein lockig Haupt, sein lüstern Auge), sondern auch bei männlichen und weiblichen. Nach diesem Vorbild sagt Uhland: der gleißend Wolf, Matthias Claudius: ein gefährlich Mann, Schiller im Tell: lieb Knabe, Opitz: die glänzend Engelschar. Ferner haben es sich die Dichter trotz Gottscheds Einspruch nicht nehmen lassen, die früher allgemein übliche und noch jetzt in den Mundarten gebräuchliche Zusammenziehung zweier t-Laute in der Konjugation aufrecht zu erhalten, also gelegentlich zu schreiben: er acht't = achtet, find't = findet, gericht't = gerichtet, befreund't = befreundet, wenn man auch jetzt nicht mehr so weit geht wie z. B. Gellert, mit der Mundart red'te für redete einzusetzen, weil hier der Vokal der Stammsilbe in seiner Quantität beeinträchtigt wird (doch vgl. berēdt neben rēden). Im Gegensatz zu diesen kurzen Formen stehen längere, die gleichfalls die Sprache der Poesie erhalten hat. Wie Luther in seiner Bibelübersetzung schrieb: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich", so Schiller im Taucher: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget"; ja, dieses Endungs-e ist oft „ein nicht zu verachtendes Mittel erhabener Darstellung" geworden. Doch wird es jetzt nicht mehr in den Verbalformen gestattet, deren Vokal sich durch Hebung, Umlaut oder Brechung

ändert. Wohl konnte noch der Kirchenliederdichter sagen: „Ich nehm' es, wie er's giebet" (: beliebet), aber uns sind selbst im Verse Formen wie „triffet, nimmet, schläget, läufet, kreuchet, fleuget" versagt.[1])

Wenn sich endlich ein Wort gar nicht in den Rhythmus fügen will, so ist es von der Verwendung in der Poesie ausgeschlossen. Wie Homer das Substantiv polemios Feind wegen seiner vier Kürzen nicht brauchen konnte, sondern dēios dafür einsetzte und Vergil an Stelle von quattuordecim bis septem nahm, so wählte Schiller im Eleusischen Feste statt der Kórnblúmen die Cyánen, so empfahl Lessing im Logauwörterbuch Emse für Ameise.

100. Von ebenso großer Bedeutung für die poetische Ausdrucksweise ist der Reim. Zwischen dem männlichen (aus einer Silbe bestehenden) und dem weiblichen (aus zwei Silben gebildeten) besteht ein großer Unterschied; es kann daher kein bloßer Zufall sein, wenn manche Dichter wie Freiligrath fast nur den männlichen gebrauchen. So äußert sich auch Lessing im Vorwort zu Gleims preußischen Kriegsliedern: „Seine Art, zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Silbe zu schließen, ist alt; in seinen Liedern aber erhält sie noch den Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Drommete Ähnliches zu hören glaubt." Der Reim bildet für den genialen Dichter keine lästige Fessel, sondern einen treibenden Sporn. Wie sich diesem, sobald er im Banne einer Idee steht, das Zauberland der Bilder von selbst erschließt, so befindet er sich auch bei der Gestaltung des Reimes unter dem Einflusse einer höheren Macht.[2]) Er braucht ihn nicht zu suchen, sondern findet ihn spielend, da er ihn innerlich schaut. Aber ebendarum, weil

---

1) Auch syntaktische Fügungen können sich dem Versmaß zuliebe erhalten, z. B. genug des Blutes (= genug Blut) ist geflossen oder ein treuer Freund ist Goldes wert (= Gold wert).

2) Schiller schreibt an Körner am 25. Mai 1792: „Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich kaum mit mir einig bin."

er ihn nicht künstlich schafft, entrichtet er dabei unwillkürlich der heimischen Scholle seinen Tribut, d. h. er ist bei der Reimbildung von der Aussprache seiner Heimat abhängig. Sächsische Dichter binden miteinander Löwe und höbe, eigen und reichen; denn sie sprechen hier b wie w und g wie ch. Wenn ferner Heine Städtchen auf Mädchen und Lilien (Liljen) auf vertilgen reimt[1]), so ist darin eine Eigentümlichkeit des niederrheinischen Gebietes zu sehen, und wenn Schiller in der Übersetzung des zweiten und vierten Gesanges der Äneide 67mal ü und i, 30mal ä und e, 17mal ö und e und 26mal eu und ei nebeneinanderstellt, so kann man daraus schließen, wie geringe Unterschiede die Schwaben in der Aussprache dieser Laute machen.[2]) So ist die Zahl derjenigen deutschen Dichter, deren Verse meist reine, mundartfreie Reime aufweisen, nicht sehr groß. Vor allem muß hier Geibel genannt werden, aber auch Platen, der „Moses in der Prosodik, der in steinerne Tafeln die zehn Gebote des Wohlklangs grub" (Paul Heyse). Freilich kann es vorkommen, daß ü : i usf. aus bestimmter Absicht miteinander gebunden werden. Es geschieht dies namentlich oft dann, wenn die betonte Silbe eines dem Reimwort vorangehenden Ausdruckes den wünschenswerten Vokal enthält, z. B. „ach, ich bin des Treibens müde, süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust" oder „nun verlaß ich diese Hütte, wandle mit verhülltem Schritte".

Auch zwischen den verschiedenen Zeiten bestehen Unterschiede. So sind die Reime während der Blüteperiode des mhd. Gesanges viel reiner gehalten worden als im 15. bis 17. Jahrhundert, wo die Poesie verfiel. Hier erlaubte man sich die größte Willkür, und selbst Dichter wie Hans Sachs und Fischart haben sich oft mit bloßem Vokalanklang begnügt; so finden wir bei jenem nebeneinander gar : Narr, getan : Mann,

---

1) Zillgenz, Rheinische Eigentümlichkeiten bei Heine. Waren 1893.

2) Bekanntlich wurde Schiller von F. A. Schlegel wegen seiner Reime mit den Worten verspottet: „Wenn jemand Schloße reimt auf Rose, auf Menschen wünschen und in Prose und Versen schillert, Freunde, wißt, daß seine Heimat Schwaben ist."

tot : Gott, tun : Tron, uns : Sohns, davon : hon (haben), unkeusch : Gemisch (Gemäusch), Würm' : Form, frech : Näh (Näch), gesandt : Heiländ, hell : Abél, bloß : gottlós. Kein Wunder, daß gerade im 17. Jahrhundert zahlreiche Reimwörterbücher, Poetiken und poetische Trichter erschienen mit Anweisungen, wie die Verse hergestellt werden sollten.

Mehrfach stand man dabei unter dem Einflusse des Auslandes, namentlich Frankreichs. So folgten Opitz und Gryphius französischen Einwirkungen, als sie bei weiblichen Reimen für die tonlose zweite Silbe ein kurzes e forderten[1]) und in ihren eigenen Dichtungen anwandten, z. B. ringen: dringen. Auch Gottsched ist ähnlicher Ansicht; denn er äußert Sprachkunst S. 599: „Was die weiblichen Reime betrifft, so müssen dazu Wörter genommen werden, die den Ton auf der vorletzten Silbe haben, am Ende aber kurz lauten. Wider diese Regel sündigen manche von den neueren Dichtern, die sich solcher Reime bedienen, welche fast Spondeen ausmachen, zum Exempel Nahrung : Erfahrung, Wahrheit : Klarheit und dergleichen. Denn ob die letzten Silben in der Skansion für kurz gelten können, so fordern sie doch einen längeren Aufenthalt der Zunge am Ende einer Zeile, als der fließende und reine Wohlklang leidet. Am besten klingen die Reime, die sich auf -e, -el, -er, -et, -est endigen, als welche Silben gewiß kurz sind." Aber trotz der Forderungen dieser Grammatiker hat sich die Folgezeit für die größere Freiheit der Reimbildung entschieden. Denn unsere Dichter binden jetzt anstandslos nichtig : wichtig, enthaltsam : gewaltsam, Belehrung : Ehrung, ja Freiligrath suchte etwas darin, gerade Fremdwörter mit volltönenden Selbstlauten an diese Versstelle zu rücken, wie Quito : Moskito, Alhambra : Ambra. Er wollte dadurch seinen Gedichten etwas Buntfarbiges geben, wie es die mannigfaltigen Erscheinungen und Bilder aus der Welt der Wendekreise, aus dem Leben der Wüste und des Meeres hatten, die er darin

---

1) Vgl. A. Köster in seiner Ausgabe von Schönaichs Neologischem Wörterbuch, Berlin 1900, S. 485.

schilderte.[1]) Diese Befreiung von der strengen französischen Vorschrift verdanken wir dem schöpferischen Wirken der Schweizer und Göttinger Dichter, sowie dem Einflusse der Sturm- und Drangperiode, die all diesen Regelkram über Bord warf.

101. Eine andere sprachliche Erscheinung, die oft mit dem Reime im Zusammenhang steht, ist die poetische Freiheit der Wortstellung. In Prosa sind Fügungen, wie je mehr er hat, je mehr er will (= um so mehr will er) fast nur in korrespondierenden Sätzen mit je . . je gestattet (vgl. jedoch auch: was walsch ist, falsch ist), die Dichtung aber hat sie von Otfrieds Zeit bis auf die Gegenwart angewendet; z. B. Otfried I 18, 7: er sia êrlîcho zôh, in Aegyptum miti flôh, Nibelungenlied 398: do die küniginne Sîvriden sach, zuo dem gaste si zühticlîche sprach, Luther, Frau Musika: „Dem Teufel sie sein Handwerk zerstört und verhindert viel böse Mörd'", Schiller: „und hinein mit bedächtigem Schritt ein Löwe tritt", Claudius: „Kämpf' und erkämpf' dir eignen Wert, hausbacken Brot am besten nährt." Zwar hat Opitz wieder entgegengesetzte Normen gegeben[2]), aber er ist nicht damit durchgedrungen. Und wie hier das Verb abweichend vom prosaischen Sprachgebrauch gestellt wird, so in anderen Fällen das Adjektiv. Schon in der epischen Poesie des Mittelalters werden die Wörter gemeit, hêr, guot, rîche u. a. oft nur um des Reimes willen nachgestellt, und noch jetzt singt das Volk: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr; das muß er mit Pulver laden und mit einer Kugel schwer."

1) Aber mochte Freiligrath auch damit einen gewissen Eindruck machen gegenüber den farblosen Reimereien der 30er Jahre, so ist ihm doch darin niemand gefolgt; denn, um seine eigenen Worte zu gebrauchen: „Was sind Lieder, deren Saum fremde Reime wirr umranken, wie an einem Tropenbaum Lianenblumen üppig schwanken?"

2) Buch von der deutschen Poeterey S. 6: „Die Anastrophe oder Verkehrung der Worte steht bei uns sehr garstig als den Sieg die Venus kriegt für die Venus kriegt den Sieg. Und so oft dergleichen gefunden wird, ist es eine gewisse Anzeigung, daß die Wörter in den Vers gezwungen oder gedrungen seien."

Anfechtbarer und mehr umstritten sind andere Freiheiten, die sich die Dichter des Reimes wegen erlauben, zunächst im Gebrauche der Zeiten und Aussageweisen des Verbs. So findet sich das Imperfekt besonders der starken Biegung an Stellen, wo man eine umschriebene Zeitform erwartete, und zwar entweder das Perfekt, z. B. bei Uhland: „Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Tor manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor (= verloren hat)" und bei Lenau: „Faust ist ein andrer ganz und gar, als er am frühen Morgen war (= gewesen ist)" oder das Plusquamperfekt, z. B. bei Gellert: „Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm (= genommen hatte) und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen, wiederkam" (= wiedergekommen war). Auch für ein Präsens kann das Präteritum eintreten: „Ich will nach all dem Guten, das ich dir schon erwies, die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß" (= stößt) in Chamissos Abdallah oder: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten (= paaren), da gibt es einen guten Klang" in Schillers Glocke.

Ebenso kommen Verschiebungen im Modus vor; namentlich wird der Konjunktiv des Präsens für den Indikativ gesetzt, z. B. (wohl nach lateinischem Vorbilde) in Fragesätzen; so bei Lenau: „Sie sah, wie's letzte Röslein sich von seiner Wange stehle" (: Seele) oder bei Goethe im Vorspiel des Faust: „Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sei, wie wenig das dem echten Künstler zieme; der saubern Herren Pfuscherei ist, merk' ich, schon bei euch Maxime." Auch in anderen Sätzen begegnen wir dieser Erscheinung, z. B. bei O. Roquette: „Ein rosiger Kuß ist nicht minder frei, so spröd und verschämt auch die Lippe sei" (= ist oder sein mag). Umgekehrt findet sich der Indikativ des Präteritums oder Präsens, wo man den Konjunktiv erwartete, z. B. im Kirchenliede: „Denk' nicht in deiner Drangsalshitze, daß du von Gott verlassen bist (= seist) und daß der Gott im Schoße sitze, der groß und reich und mächtig ist", aber auch sonst, namentlich in Ver-

gleichen mit als ob; so bei Rückert: „Und tauchte wieder in die Flut, als ob es sie zu reun begann" (: spann) oder: „Als ich sah nach ihren Fluten, war es mir, als ob sie bluten" (bluteten) und bei R. Prutz: „Als ob in seinem Silbernachen der Mond ein Schifferlied sich sang" (: klang).[1])

Abweichungen im Gebrauch der Numeri beobachten wir z. B. bei Schiller im Eleusischen Fest, wo es in der 6. Strophe heißt: „In des Himmels sel'gen Höhen rühret sie nicht fremder Schmerz; doch der Menschheit Angst und Wehen (= Weh) fühlet mein gequältes Herz" oder bei Goethe im Faust (II, 4): „Wir sind hier nicht willkommne Gast (: Hast), wo man „Gäste" erwartet.

Belangreicher ist, daß im Reime oft alte Formen bewahrt werden. Zunächst bietet dafür das Sprichwort zahlreiche Belege: „Wie die Alten sungen (= sangen), so zwitschern auch die Jungen"; „wo Gott geit (= gibt), schadet kein Neid"; „wir loben die Alten als fromme Leut, doch leben wir gern in unserer Häut" (= Haut); „es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen"; „guter Rat kommt nie zu spat" (= spät); „das Interim hat den Schalk hinter ihm" (= sich); „besser in Reisern, denn in Eisern" (= Eisen).[2]) Auch ganze Wörter, die sonst der Schriftsprache verloren gegangen sind, haben sich im Reime erhalten, z. B. „an vielem Lachen erkennt man den Hachen" (Narren), „Lieben und Beten läßt sich nicht nöten" (zwingen), „zu einem groben Gast gehört ein grober

1) Weitere Beispiele in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Beiheft VIII, S. 118, IX, S. 213. Dort wird dieser Brauch mit Recht bekämpft und auch darauf hingewiesen, daß Lenau in solchen Sätzen immer den Konjunktiv gebraucht, über 100 mal den des Imperfekts, 15 mal den des Präsens.

2) Vgl. auch die Redensart zu Schutz und Trutz (= Trotz), ferner den Wappenspruch Bismarcks: „Das Wegekraut sollt stehen lân (= lassen)! Hüt' dich, Jung', 's sind Nesseln dran!" oder den Ausspruch Maximilians II.: „Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann, nur daß mir Gott der Ehren gann", das Sprichwort: „Wenn man den Esel nennt, so kommt er auch gerennt" und das Volkslied vom Muskateller: „Der liebste Buhle, den ich hân" (: an).

Quast" (= Bewirtung). Die gleichen Beobachtungen wie beim Sprichwort können wir in den Werken unserer Dichter machen. So haben sich im Kirchenliede vielfach Gebilde früherer Zeit behauptet, z. B. in Luthers Reformationsliede: „Das macht, er ist gericht" (= gerichtet) im Reime auf nicht oder in dem Liede: „Dir, dir, Jehova, will ich singen" geschicht im Reime auf Gericht. So finden wir bei Schiller in der Glocke: „Festgemauert in der Erden" (: werden), im Siegesfest: „Weil das Glück aus seiner Tonnen" (: gewonnen), in den Kranichen des Ibykus: „Der fromme Dichter wird gerochen" (: gesprochen), bei Goethe: „Darf mich leider nicht auf der Gassen noch in der Kirche sehen lassen", „Röslein auf der Heiden" (: leiden), „sah etwas blinken auf der Straß', was ein zerbrochen Hufeisen was" (= war), bei Uhland: „Es hing ihm an der Seiten ein Trinkgefäß von Buchs, gewaltig konnt' er schreiten", bei Rückert (Gaselen): „Er sah, wie auf zur Sonne sich schwang ein Adelaar" (: Taubenpaar) und bei Geibel (Volkers Nachtgesang): „Du Rosenhag im Blust (= mhd. bluost, Blüte), ich grüße dich, ich grüß' dich heut' aus tiefster Brust."

Hoher Sinn liegt oft in
kind'schem Spiel.
Schiller (Thekla).

27. Unsere Kinderlieder.

102. Die Lieder, die wir in den goldenen Tagen der Kindheit so gern gesungen haben und an deren herzberückendem Zauber wir uns oft noch im Alter erfreuen, sind überall zu finden, so weit die deutsche Zunge klingt, von den Alpen bis nach Schottland und Norwegen, von Holland bis in die russischen Ostseeprovinzen. Zeit und Ort ihres Ursprungs kennen wir nicht, da urkundliche Belege darüber fehlen. Aber wenn wir bedenken, daß Kinderspiele wie der Plumpsack schon im Mittelalter bekannt waren und Kettenreime nach Art unserer Kinderpredigten schon aus dem 14. Jahrhundert überliefert sind[1]), so

1) Vgl. J. v. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 151.

werden wir zu der Überzeugung kommen, daß viele von den wonnigen Verschen des Kindermundes in frühe Zeit zurückgehen und manche bereits entstanden sein mögen, als die Germanen noch gemeinschaftliche Wohnsitze hatten. Zu diesem altüberlieferten Erbgut sind dann noch andere Lieder gekommen, die sich in dieser oder jener Gegend ausgebildet und von da aus weiter verbreitet haben. Denn wie in der Tiersage Altes und Neues miteinander verquickt wurde, so auch in den Spielen der Jugend. Da jedoch die Kleinen nur an dem Genuß finden, was in ihrer Mundart vorgetragen wird, so müssen sich die Sprüche und Lieder überall der landschaftlichen Redeweise anbequemen und erhalten oft auch inhaltlich durch Umdichtungen ein anderes Gepräge. Denn wie im Volksliede bald aus Mißverständnis, bald absichtlich einzelne Wörter und ganze Wendungen umgemodelt oder selbst neue Strophen hinzugefügt werden, so treten auch in den kleinen Gesängen der Kinder oft geringere oder größere Veränderungen ein, je nachdem man sie in dieser oder jener Gegend singt. Zunächst werden vielfach andere Ortsnamen eingesetzt, z. B. heißt der Anfang des Liedes von der goldenen Brücke in Meißen: „Wir ziehen durch die Dresdener Brücke"; in Chemnitz aber wird die Altenburger und anderswo die Merseburger, Magdeburger, Prager, spanische oder polnische Brücke besungen.[1]) Ferner kommt der Herr, welcher von der anderen Partei eine Frau begehrt, entweder aus Ninive oder aus Ninave, Linavi, Hanavi, Nonavi, Nunivä u. a.[2])

Aber auch andere Wörter werden vom Volksmunde in der verschiedenartigsten Weise umgestaltet. So werden die drei Schicksalsgöttinnen in einem alten Nornenliede bald als Schwestern, Marien, Nonnen, Jungfern, bald als Puppen, Engel, Docken,

1) Vgl. W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch, S. 96. — Das Lied von der goldenen Brücke wird schon von Geiler von Kaisersberg († 1510) in seiner Predigt über die Sünden des Mundes erwähnt. Fischart († 1589) nennt sie „die faule Brucken".

2) Vgl. Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IV, S. 180. Vermutlich ist die ursprüngliche Form des Wortes „Nonnenwörth", wie Singer in derselben Zeitschrift XIII, S. 176 nachzuweisen sucht.

Gockerln bezeichnet, z. B. „Ritte Ritte Roß, zu Babel liegt ein Schloß, in Rom da liegt ein Glockenhaus, da gucken drei schöne Nonnen 'raus“.[1])

Größere Abweichungen beobachten wir bei dem Wiegenliede: „Schlaf, Kindchen, schlaf, der Vater hüt't die Schaf.“ Denn hier lautet die Fortsetzung entweder: „die schwarzen und die weißen, die woll'n das Kindchen beißen“, oder: „die Mutter hüt't das Lämmervieh, da schläft das Kind bis morgen früh“, oder: „die Mutter schüttelt's Bäumelein, da fällt herab ein Träumelein.“ Daneben gibt es noch Fassungen wie: „Schlaf, Kindchen, schlaf, im Garten gehn zwei Schaf, ein schwarzes und ein weißes, und wenn das Kind nicht schlafen will, da kommt das schwarze und beißt es“ u. a.[2]) Dasselbe gilt von dem Heilspruche, mit dem man kleine Wunden der Kinder bespricht. Er hat namentlich folgende Formen: „Heile, heile Segen, drei Tage Regen, drei Tage Sonnenschein, du wirst bald geheilet sein.“ „Heile, heile Segen, drei Tage Regen, drei Tage Schnee, jetzt tut dir nichts mehr weh.“ „Heile, heile Segen, drei Tage Regen, drei Tage Wind, du bist unser liebes Kind.“ „Heile, heile Gänseblut, bis morgen früh ist alles gut“; „heile, heile Gänsedreck, bis morgen früh ist alles weg“; „heile, heile Gänschen, die Katze hat ein Schwänzchen, Gänschen geht über den Steg, bis morgen früh ist alles weg“[3]); „heile, heile Kätzchen, Kätzchen hat vier Beine und einen großen, langen Schwanz, ist dein Wehweh wieder ganz“; „heile, heile, heile, Kätzchen lief den Berg hinan, als es wieder 'runterkam, war alles wieder geheilt.“ In anderer Weise ist ein auf die Geistlichkeit anspielendes Liedchen umgemodelt, das ursprünglich lautet: „Da droben auf dem Berge, da steht 'ne Kapell', da tanzt der Herr Pastor mit seiner Mamsell.“ Wie man aus der Kapelle und aus der Mamsell erkennen kann, ist dabei an katholische Verhältnisse gedacht; wahrscheinlich stammt das Verschen sogar aus vorreformatorischer Zeit. Das An-

1) Vgl. Mannhardt, Germanische Mythen S. 525.

2) Vgl. H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. 2. Aufl. S. 48 ff.

3) Vgl. Lyons Zeitschr. für d. deutschen Unterricht VIII, S. 118 ff.

stößige aber, was darin liegt, daß der Herr Pastor in der Kapelle tanzen soll, wird etwas gemildert durch die Vertauschung des letztgenannten Wortes mit Karsell (Karussell) oder völlig beseitigt durch die Änderung des ganzen Liedchens: „Da drüben und da draußen da steht ein schön Haus, da guckt der Herr Pastor mit seiner Frau ’raus“, wobei natürlich der protestantische Geistliche vorschwebt.

Mehrfach sind auch Lieder von Erwachsenen zu Kinderliedern umgewandelt und dementsprechend im Ausdruck geändert worden. So heißt das bekannte Verschen Bauer, baue Kessel ursprünglich: „Bauer, baue Kessel, morgen wird es besser, trägt die Braut das Wasser ’nein, fällt eine weiße Taube ’nein.“ Es war also von Haus aus ein Hochzeitslied, das von Spiel und Tanz begleitet wurde; dabei ist mit dem Wassereintragen auf die Vorbereitungen zur Feier, mit der weißen Taube auf den heiligen Geist als Friedensbringer angespielt. Den Kindern aber machte, als sie sich des Verses bemächtigten, das Einfallen des Kessels größere Freude als alles andere; darum haben sie den Schluß so gestaltet, wie er jetzt lautet: „Fliegt eine weiße Taube ’nein, fällt der ganze Kessel ein.“ Überdies kommt es vor, daß zwei Lieder miteinander verschmolzen werden. Dies erkennt man z. B., wenn man folgende zwei mit obigem vergleicht: „Heie buie sause, wo wohnt denn Herr Krause? In dem schönen Hause, wo die großen Bauern sitzen mit den langen Zipfelmützen“ und: „Bauer, baue Kessel, morgen wird es besser, morgen tragen wir Wasser ein in das große Dorf hinein, wo die großen Bauern sitzen mit den langen Zipfelmützen, die das Geld mit Scheffeln messen und den Quark mit Löffeln essen.“

103. Beachtenswert ist auch die Ausdrucksweise der Kinderlieder. Sie zeigt die Einfachheit, Schlichtheit und Treuherzigkeit des Kindes. Verneinungen werden gern gehäuft, Worte oder Wortgruppen wiederholt, Fragen und Antworten spielen eine große Rolle. Manche Sachnamen erscheinen ohne Artikel; so heißt es: „Ich ging einmal nach Engelland, begegnet mir ein Elefant, Elefant mir Gras gab, Gras ich der Kuh gab, Kuh mir Milch gab“ usf. Ferner haben sich durch den Einfluß des Reims

mehrfach bestimmte Biegungsformen behauptet, z. B. die Schaf = die Schafe (der Vater hüt't die Schaf im Reim auf schlaf) oder bachen = backen und buchen = buken („Wer will guten Kuchen bachen, der muß haben sieben Sachen; backe, backe Kuchen, alle Leute buchen guten, guten Kuchen"). Andere Wortformen, die sich erhalten haben, sind z. B. gel = gelb (mhd. gel: „Eier und Schmalz, Butter und Salz, Milch und Mehl, Safran macht den Kuchen gel") und Töckchen („Tanze, tanze, Töckchen, was kosten deine Schuh?"; vgl. mhd. tocke, ahd. toccha) an Stelle des aus dem Lateinischen entnommenen Püppchen (lat. pupa, spätmhd. puppe). Ein altertümliches Gepräge verleiht der so häufig auftretende Stabreim, der öfter mit Ablaut verbunden ist, z. B. „ri ra rutsch, Ringel Ringel Reihe (Rose), bicke backe Heu, Schnecke Schnecke Schniere, Annchen Dannchen Dittchen Dattchen, pinkepank, der Schmied ist krank, es kommt der Herr von Tippentappen" oder: „In der pimpampolschen Kirche geht es pimpampolisch zu, tanzt der pimpampolsche Ochse mit der pimpampolschen Kuh, und die pimpampolsche Köchen (Köchin) tut sie auseinandergechen" (=jagen).[1]) Damit sind Verse zu vergleichen wie: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'; weil mancher Mann nicht weiß, wer mancher Mann ist, drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt."

In geringem Maße ist fremder Einfluß bemerkbar; wo er sich zeigt, ist er von den höheren Schulen ausgegangen. Wie sich lateinische Bezeichnungen ins Kinderspiel (pax, stanto!) eingeschlichen haben, so auch in den Kindervers, z. B. „Une dune (= unus, duo) Tintenfaß, geh' in die Schule, lerne was, une dune daus, du bist naus".[2]) Aber nicht nur lateinische Zahl-

---

1) Es ist zu beachten, wie sehr dieses Liedchen inhaltlich an das oben genannte erinnert: „Da droben auf dem Berge, da steht 'ne Kapell', da tanzt der Herr Pastor mit seiner Mamsell." In beiden wird statt des Gottesdienstes Tanz im Gotteshaus abgehalten.

2) Lirum larum Löffelstiel, wer das nicht weiß, der weiß nicht viel" erinnert in seinem Anfang an lateinische Biegungsformen.

wörter sind eingedrungen, sondern auch französische; daher heißt es: „un, deux, trois, quatre, mademoiselle, à vous à battre“ (Ihnen kommt es jetzt zu zu schlagen) oder mit halbdeutscher Fortsetzung: „un, deux, trois, quatre, meine Mutter ist Gevatter, cinq, six, sept, huit, du gehst jetzt mit.“

Offenbar sind diese Verschen neueren Ursprungs, aber im Metrum stimmen sie mit den ältesten überein. Denn wir haben darin die aus vier Hebungen bestehende Zeile, die wir auch in zahlreichen Volksliedern, z. B.: „Frischaúf in Góttes Námén, du wérte deútsche Nátión“ (in Kirchhofs Wendunmut aus dem 16. Jahrhundert) und Kirchengesängen („In állen méinen Tátén, laß ích den Höchsten rátén“), vor allen Dingen aber in unseren Heldenepen (Anfang des Nibelungenliedes: „Uns íst in álten máerén“ usf.) wiederfinden. In ganz gleicher Weise ist z. B. ein Liedchen gebaut, welches heißt: „Níx ín der Grúbé, Bist ein böser Bube, (Wir) waschen deine Beinchen mit ziegelroten Steinchen.“ Darin steht nur die Zahl der Hebungen (4) fest, die Senkungen können ganz wegfallen (Níx ín), gelegentlich aber auch vermehrt werden; so heißt in dem Liedchen: „Bauer, baue Kessel, morgen wird es besser“ die dritte Zeile jetzt gewöhnlich: „übermorgen trágen wir Wásser néin“[1]), hier stehen also zwischen der ersten und zweiten Hebung drei Senkungen, die den Rhythmus beschleunigen und, wie es scheint, beschleunigen sollen, damit durch die Hast in der Form der gleich darauf erfolgende Einsturz des Kessels vorbereitet werde. Natürlich gibt es auch Verse mit drei („eins, zwei, drei, bicke backe Heu“)[2]) und zwei („ich und du und Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du“) Hebungen, aber diejenigen mit vieren sind am häufigsten und am weitesten verbreitet.

Ferner ist zu beachten, daß in den Kinderliedern die ungeraden Zahlen eine so große Rolle spielen.[3]) Fängt die

1) Die vierte Zeile lautet: „Fällt der ganze Kessel ein.“

2) Vgl. auch das englische Liedchen: „Dickery dickery dock, The mouse ran up the clock, The clock struck one, Down the mouse ran.“

3) Vgl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten I, S. 34 f. Dort sind auch auf Seite 35 Beispiele aus Volks-

spielende Jugend bei eins zu zählen an, so hört sie gewöhnlich bei drei, fünf, sieben oder neun auf. Daher entstehen Verse wie: „eins, zwei, drei, dicke backe Heu“, oder: „Säge-säge-bock-bock-bock, Schneider, Schneider flick mir'n Rock, wenn ich zähle, eins, zwei, drei, muß das Röckchen fertig sei(n)“; oder: „eins, zwei, drei, in der Dechanei steht ein Teller auf dem Tisch, kommt die Katz' und frißt die Fisch'“; oder: „eins, zwei, drei, wir alle sind dabei, vier, fünf, sechs, die Birn' ist ein Gewächs, sieben, acht, neun, du mußt's sein“; ferner: „eins, zwei, drei, vier, fünf, strick mir ein Paar Strümpf'“; „eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, muß ich an dem Schubkarrn schieben“, oder: „eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, du sollst deinen Mann recht lieben“ (oder: „Petrus Paulus hat geschrieben“; „meine Mutter kochte Rüben“; „wo sind die Franzosen blieben?“). Bisweilen zählt man sogar bis dreizehn und reimt darauf: „Wer kauft Weizen?“ Beginnt dagegen die Zählung mit drei, so ist, mag nun addiert oder multipliziert werden, die Endzahl gewöhnlich neun; daher heißt es entweder: „Dreie, sechse, neune, über eine Scheune, über ein Haus, du bist naus“, oder: „Dreimal drei ist neune“ usw. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen von der Regel, z. B. in dem Verschen: „Ist die schwarze Köchin da? nein! nein! nein! Dreimal muß ich rummarschieren, das viertemal den Kopf verlieren, das fünftemal komm mit!“ (Vgl.: „Dreizehn, vierzehn Schneider, die wiegen fünfzehn Pfund, und wenn sie das nicht wiegen, da sind sie nicht gesund“); aber überall tritt die Vorliebe für die ungeraden Zahlen deutlich hervor. Ebenso finden wir diese ohne solche Reihenbildung oft einzeln, z. B.: „Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingen soll, fein und klar, wie ein Haar, hat geklungen sieben Jahr“, oder: „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne hatte er, sie aßen nicht, sie tranken nicht, sie hatten keine Weiber nicht, und machten's alle so wie ich“; oder: „Peter, Peter, Itzenstrich, sieben Katzen schlugen sich in der dunklen

liedern gegeben, in denen besonders die Drei sehr beliebt ist, z. B.: „Drei Rosen im Garten, drei Lilien im Wald, im Sommer ist's lieblich, im Winter ist's kalt.“

Kammer mit 'nem blanken Hammer." Damit steht in Einklang, daß auch sonst das Volk gern ungerade Zahlen verwendet, namentlich in Zusammensetzungen wie neungescheit und Siebensachen. Der tiefere Grund dieser Erscheinung liegt offenbar in der Vorstellung von der geheimnisvollen Kraft, mit der diese Zahlen ausgestattet sind. Daher werden auch noch jetzt in den meisten Gegenden Deutschlands die Hochzeiten gern am 1., 3. oder 5. Wochentage (Sonntag, Dienstag oder Donnerstag) gehalten, selten am 4. oder 6. (Mittwoch oder Freitag, trotz der Liebesgöttin Freia-Venus, nach welcher der letztere Tag benannt ist).[1]) Ob indes diese Symbolik urdeutsch ist oder auf die von der pythagoreischen Lehre beeinflußten Vorstellungen der Römer zurückgeht, wird sich nicht so leicht entscheiden lassen; jedenfalls haben wir hier sehr alte Anschauungen vor uns.

104. Größeren Reiz bieten die Spuren **mythologischer** und anderer altheidnischer Vorstellungen, die sich ab und zu in Kinderliedern erhalten haben. So begegnen uns zunächst verschiedene dämonische Wesen, wie die Nixen (Nix in der Grube) oder der Butzemann („es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserm Haus herum bidum, er rüttelt sich, er schüttelt sich, er wirft sein Säckchen hinter sich" usf.). Aber auch andere Gestalten aus der altgermanischen Götterlehre treten uns entgegen, z. B. Frau Holle, deren Name, wie manche glauben, in dem Verschen enthalten ist: „Ringel Ringel Reihe, wir sind der Kinder dreie, wir treten auf den Holderbusch[2]) und schreien alle husch! husch! husch!" Ebenso dürfte sie wohl mit der Mutter gemeint sein in dem Liedchen, womit der Maikäfer zum Fliegen aufgefordert wird: „Maikäfer, flieg, dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist in Engelland"[3]) (oder Pommerland), während unter dem

---

1) Nach Vilmar, Idiotikon von Kurhessen unter Fischtag und Fleischtag waren in Hessen Mittwoch und Freitag Fasttage und hießen in der Hausordnung Fischtage, während Dienstag und Donnerstag Fleischtage genannt wurden.

2) Holderbusch = Holunderbusch, welches von Söhns erklärt wird als Baum der Holla (Holûn-tar). Doch ist dies unsicher.

3) Dieses Engelland ist natürlich nicht das Königreich Großbritannien, sondern das himmlische Lichtland, wo die Engel wohnen

Vater, der sich im Kriege befindet, vermutlich Donar zu verstehen ist. Daneben erscheinen nicht selten die drei Jungfrauen, die das Schicksal des Menschen bestimmen, d. h. die den griechischen Moiren und den römischen Parzen entsprechenden Nornen. So lautet ein bekanntes Wiegenlied: „Heie buie sause, der Bettelmann steht im Hause; er hat einen großen Schlitten mit, nimmt die kleinen Kinder mit, fährt sie 'nauf nach Jene (Jena), läßt sie drinnen lehne, fährt sie 'nan aufs Glockenhaus, da gucken drei schöne Jungfern raus; die erste die spinnt Seide, die zweite die schabt Kreide, die dritte schließt den Himmel auf, läßt ein bißchen Sonne 'raus." Daneben gibt es zahlreiche andere Fassungen, z. B.: „Ich ging einmal ins Glockenhaus, sahn drei schöne Jungfern 'raus; die erste sann, die zweite spann, die dritte zog die Himmelsschnur, daß ich 'nauf in'n Himmel fuhr", oder: „Dreie, sechse, neune, im Hofe steht die Scheune, im Garten steht das Herrenhaus, da schaun drei goldne Jungfraun 'raus; die eine spinnt Seide, die andre reibt Kreide, die dritte schließt den Himmel auf, da guckt die Mutter Gottes 'raus." Da sich nun das Volk nach den Angaben des Bischofs Burkhard von Worms († 1025) noch ums Jahr 1000 die drei Schicksalsschwestern bei der Geburt eines Kindes anwesend dachte und sie mit vorgesetzten Speisen und Getränken bewirtete, so ist es begreiflich, daß man sie auch in den Wiegenliedern günstig zu stimmen und um gnädigen Schutz für das Neugeborene zu bitten pflegte. (Vgl. auch Mannhardt, Germanische Mythen S. 525.)

Andere mythologische Beigaben sind zweifelhafterer Art. So soll in dem Liede: „Wir woll'n einmal spazieren gehn, wenn nur das wilde Tier nicht käm'", die zwölf, bis zu der man zählt, die zwölf Weltstunden bedeuten; denn wenn diese verflossen sind und der grimmige Höllenwolf erscheint, bricht nach der nordischen Götterlehre das Himmelsgewölbe zusammen, gleich-

und mit ihnen die Seligen, ebenso die Göttin Holla; es kommt auch sonst in Kinderliedern vor, z. B. ich ging einmal nach Engelland, begegnet mir ein Elefant, oder: ene dene Taffetband, es ist nicht weit nach Engelland usf.

wie im Liede die versammelten Kinder auseinanderstieben. Die goldene Brücke aber, durch welche die Kinder ziehen, bringt man mit dem Regenbogen in Verbindung, der als Götterbrücke den Himmel und die Erde verknüpft. Von diesem Pfade heißt es, daß er einst von Muspels Söhnen zerbrochen wird, wie es im Liede geschieht von seiten eines Mannes, der als Goldschmied Interesse an dem Besitze des wertvollen Materials hat.[1])

Daneben beobachten wir Spuren des altheidnischen Zauberwesens, z. B. in den Wundsegen, deren älteste Form uns die sogenannten Merseburger Zaubersprüche bieten: „Phol und Wodan fuhren zu Holze; da ward dem Füllen Balders der Fuß verrenkt; da besprach ihn Sindgund, da besprach ihn Freia, da besprach ihn Wodan" usw. Ein geringer Überrest davon ist in harmlosen Sprüchlein wie: „Heile, heile Segen" auf uns gekommen. In „Heile, heile Kätzchen" vermutet man einen Hinweis auf die Katze als Hollas Tier. Ferner die Worte „Saft, Saft, Seide, Erle und die Weide", die der Knabe vor sich hinmurmelt, wenn er ein Pfeifchen aus Holunder oder Weidenholz macht, werden angesehen als Nachklänge der altgermanischen Zaubersprüche, die man meist auf Bast und Rinde einritzte.

Aber nicht bloß einen religiösen Hintergrund lassen die Kinderlieder erkennen, sondern öfter auch einen geschichtlichen. So lebt der Dreißigjährige Krieg vielfach noch in Versen fort, die namentlich in Süddeutschland verbreitet sind: „Bet' Kindchen, bet', morgen kommt der Schwed', morgen kommt der Oxenstern, wird das Kindchen beten lehr'n", oder: „Der Schwed' ist kommen,

---

1) Bezeichnend aber ist, daß er dabei von seiner jüngsten Tochter unterstützt wird. In ihr tritt der jugendliche Übermut ebenso zutage, wie in Phaethon, der sich den Sonnenwagen des Vaters für einen Tag erbittet und, nachdem er damit unsägliches Unheil angerichtet, durch den Blitz Jupiters ein jähes Ende findet, oder wie im kleinen Horn (Februar), dem Sohne des großen Horn (Januar), der nach dem Volksmunde „sein Stückchen macht", wenn es unter seinem Regiment schlimmes Wetter gibt, dem daher auch die Worte in den Mund gelegt werden: „Hätt' ich die Macht wie du (der große Horn), ich ließ erfrieren das Kalb in der Kuh."

hat alles mitgenommen, hat Fenster 'neingeschlagen und das Blei davongetragen, hat Kugeln draus gegossen und Bauern totgeschossen." Und wenn das bekannte Liedchen: „Zieh, Schimmel, zieh in Dreck bis an die Knie! Morgen woll'n wir Hafer dreschen, kriegt der Schimmel auch zu fressen" umgemodelt wird: „Morgen woll'n wir Tille (Dille) dreschen, woll'n sie geben im Kraut zu fressen", so ist darin eine deutliche Anspielung auf General Tilly enthalten. Ferner wird in einem anderen Liedchen der Franzosen gedacht und das Ende ihres Übermuts vor Moskau hervorgehoben: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, wo sind die Franzosen blieben? Zu Moskau in dem tiefen Schnee, da riefen sie all': o weh, o weh! Wer hilft uns aus dem tiefen Schnee?", und bei dem Gedanken an denselben Feldzug heißt es in einem anderen Verse: „Eins, zwei, drei . . . zwanzig, die Franzosen zogen nach Danzig, Danzig[1]) fing an zu brennen, Napoleon mußte rennen; ohne Strümpf' und ohne Schuh' rannte er nach Frankreich zu."

105. In viel höherem Maße als die Geschichte ist das tagtägliche Leben, vor allen Dingen die vor Augen liegende Natur im Kinderliede widergespiegelt. Bei dem häufigen Aufenthalt der Kleinen unter freiem Himmel, bei ihrer Liebe zur Tierwelt ist dies leicht begreiflich. So verstehen wir denn, warum die Schnecke angeredet wird: „Schnecke, Schnecke, Schniere, zeig' mir deine Hörner alle viere; wenn du mir sie nicht zeigen willst, werf ich dich in'n Graben, fressen dich die Raben", oder warum der Maikäfer aufgefordert wird zu fliegen. Gleichfalls mit bekannten Tieren haben es folgende Verschen zu tun: „A b c, die Katze lief in'n Schnee", „Heia popeia, was nistelt im Stroh? 'Sind drei kleine Gänschen, die haben keine Schuh', der Schuster hat Leder, kein'n Leisten dazu" usw.; „Bauer bind den Pudel an, daß er mich nicht beißen kann, beißt er mich, verklag' ich dich, tausend Taler kostet's dich"; „Bibel, babel Gänseschnabel, wenn ich dich im Himmel habe, reiß' ich dir ein Beinchen aus, mache mir ein Pfeifchen draus, pfeif' ich alle

1) Danzig scheint hier Moskau zu vertreten.

Morgen, kommen alle Storchen, geht die Mühle klipp klapp, ei du alter Pfeffersack"; „Ihr Diener, was machen denn die Hühner? Legen sie brav Eier? Das Mandel einen Dreier" u. a. Auch verschiedener Berufstätigkeiten wird gedacht, z. B. „Böttcher, Böttcher, bum bum bum, mach' mir meine Nase krumm"; „Pinkepank, der Schmied ist krank"; „Wittewittewitt, mein Mann ist Schneider."

Selbst dafür ist gesorgt, daß der Humor nicht fehlt; denn Lachen erfrischt das Gemüt und macht fröhliche Gesichter. Drollig ist es schon, wenn dem in der Wiege liegenden Kinde für die nächsten Tage Fisch oder Schweinebraten[1]) in Aussicht gestellt wird („Heie buie bisch bisch bisch, morgen kochen wir Fisch, Fisch, Fisch, übermorgen Schweinebraten, woll'n wir dich zu Gaste laden"), oder wenn das Festessen gar aus einer kleinen Maus besteht („Heie buie sause, die Katze die will mause, woll'n dem Kätzchen aufs Schwänzchen schlagen, das Kätzchen will ein Mäuschen haben, Mäuschen woll'n wir braten, dich zu Gaste laden"). Großen Spaß bereitet es ferner den Kindern, wenn die Tätigkeit der fünf Finger vorgeführt wird und der kleinste dabei eine so wichtige Rolle spielt: „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der liest sie auf, der trägt sie 'nein, der ißt sie ganz allein", oder: „Der ist in den Bach gefallen, der hat ihn 'rausgezogen, der hat ihn heimtreit (heimgetragen), der hat ihn ins Bett geleit (gelegt), und der Kleine hat's Vater und Mutter geseit" (gesagt).[2]) Komisch wirkt ferner die Aufforderung, in den Pelz zu beißen, wenn man böse ist („Bist du böse, beiß in'n Pelz; kommst du bis nach Weißenfels, kommst du bis nach Halle, ist die Bosheit alle"). Ebenso spaßhaft dürfte es sein zu hören, wie sich die Klosterbewohner einmal etwas zugute tun, wenn der Abt fort ist, und wie sie durch

1) Auch Klöße, z. B. in dem Liedchen: „Nu da weine nur nicht, in der Röhre stehn Klöße, du siehst sie ja nicht."

2) Vgl. auch folgenden Spruch: „Fünf Engeli hänt gesunge, fünf Engeli hänt gesprunge, 's erst blost 's Füerli a, 's zweit stellt 's Pfännli dra, 's dritt schüttet 's Bäppli (Essen) dri, 's viert tuet brav Zucker i, 's fünft seit: 's ist agericht, jetzt mi Büebli, brenn di nit!"

das Klingeln an der Tür rechtzeitig seine Rückkunft zu erfahren hoffen („Der Abt ist nicht zu Hause, er ist auf einem Schmause, und wenn er wird nach Hause kommen, da wird er schon geklingelt kommen“). Von ähnlicher Wirkung sind manche andere Liedchen, z. B.: „Da drüben und da draußen, da geht es so zu, da tanzen die Bauern, da klappern die Schuh', da geigt die Maus, da tanzt die Laus, da hüpft der Floh zum Fenster 'naus, da hüpft er sich ein Beinchen aus; da hüpft er auf die Brück', bricht er sein Genick, da hüpft er in den Dreck, patsch, da ist er weg“; ferner: „A b c, die Katze lief in'n Schnee, der Hund hinterdrei, fall'n alle beide in'n Erdäpfelbrei“, oder: „Ich ging einmal nach Engelland“, das unerwartet mit einer schallenden Ohrfeige abschließt.[1]) Eine ganze Kette von drolligen Szenen aber bieten längere Lieder wie die Kinderpredigt, in der die fernliegendsten Dinge nebeneinander gestellt werden: „Ihr Diener, meine Herrn, Äpfel sind keine Bern (Birnen), Bern sind keine Äpfel, die Wurst hat zwei Zipfel, zwei Zipfel hat die Wurst, der Bauer leidet Durst, Durst leidet der Bauer, sein Leben wird ihm sauer, sauer wird ihm sein Leben, der Weinstock hat viel Reben, viel Reben hat der Weinstock, ein Kalb ist kein Ziegenbock, ein Ziegenbock ist kein Kalb, meine Predigt ist halb, halb ist meine Predigt, der Brotschrank steht ledig, ledig steht der Brotschrank, ein Tisch ist keine Ofenbank, eine Ofenbank ist kein Tisch, in der See leben viel Fisch', viel Fische leben in der See, der Hund hat viel Flöh', viel Flöhe hat der Hund, eine Laus ist kein Pfund, ein Pfund ist keine Laus, meine Predigt ist aus.“ Dasselbe gilt von dem Liede über den Gokel, den der Herr ausschickt, um den Haber zu schneiden; ihm wird, weil er dies nicht tut und auch nicht wieder nach Hause kommt, der Pudel nachgesandt; doch erweist

1) Ich ging einmal nach Engelland, begegnet mir ein Elefant, Elefant mir Gras gab, Gras ich der Kuh gab, Kuh mir Milch gab, Milch ich der Mutter gab, Mutter mir einen Dreier gab, Dreier ich dem Bäcker gab, Bäcker mir ein Brötchen gab, Brötchen ich dem Hündchen gab, Hündchen mir ein Pfötchen gab, Pfötchen ich der Köchin gab, Köchin mir eine Schelle gab.

es sich als notwendig, auch noch den Prügel, das Feuer, das Wasser, den Ochsen, den Fleischer, den Henker und den Teufel hinzubeordern, freilich mit demselben Erfolge, so daß schließlich der Herr selber geht und sieht, wo die anderen bleiben; dasselbe gilt auch von der Geschichte mit dem Topfe, der ein Loch hat, wobei das Zwiegespräch zwischen dem lieben Heinrich und der lieben Liese von vorn anfängt, ehe der Schaden wieder gut gemacht ist. Alles das gibt Gelegenheit zum Lachen und erheitert den Sinn; denn darauf ist es bei den Spielen der seligen Kinderzeit hauptsächlich abgesehen. Aber auch in späterem Lebensalter erinnert man sich noch mit Freuden der alten lieben Sprüche, an denen man sich in jungen Tagen so oft ergötzt hat. Darum müssen wir Rückert zustimmen, wenn er sagt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie ist so weit, o wie ist so weit,
Was mein einst war!
O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo."

Einige erläuternde Belegstellen.

1. Lautmalerei. Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. XVII, S. 112 (Anzeige von O. Frömmel, Deutsche Rätsel. Leipzig 1902): In dem Rätselnamen des Schornsteinfegers Ridelradelrumpel macht sich nicht nur eine wirksam anschauliche Klangnachahmung geltend (man vernimmt darin das kräftige Kratzen des Besens), sondern es wirkt darin auch ein Urgesetz unserer Sprachbildung, der Ablaut, mit frischer Jugendkraft fort. Folgt aber hier das Wort bloß dem Ohr, so entspringt es in anderen Fällen aus dem mit dem Auge erfaßten Bilde. So beim Gigerle Gagerle, der übers Ackerle ging, d. i. bei dem in zitternden und durcheinander tanzenden Flocken fallenden Schnee, der allmählich weiter und weiter das Feld bedeckt, und desgleichen bei der Pirlepause, die hinter unserem Hause hängt und weint, wenn die liebe Sonne scheint, einem seltsamen Wortgebilde, das den Eiszapfen, den es bedeutet, auch versinnlichen möchte, wenn ihn der warme Sonnenschein flimmernd und flirrend durchstrahlt und in perlenden Tropfen schmelzen läßt.

Eine Stelle aus Goethes Faust, in der die Folge der Vokale und Konsonanten bedeutsam ist, lautet:

> Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
> Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
> Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
> Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert.

Eine großartige Lautmalerei bietet Goethes Hochzeitslied, wo die eifrige Tätigkeit der Zwerge im alten Schlosse des Grafen folgendermaßen geschildert wird:

> Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
> Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
> Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;
> Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal.

Ähnlich ist es in Brentanos Verse:

Es sauset und brauset das Tamburin,
Es prasseln und rasseln die Schellen darin,
Die Becken hell flimmern von tönenden Schimmern,
Um Kling und Klang,
Um Sing und Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

E. Palleske, Die Kunst des Vortrags. 2. Aufl. Stuttgart 1884, S. 49: Schiller wußte recht wohl, daß der Vokal i den denkbar höchsten Eigenton hat, der über einer grundlosen, mitklingenden Tiefe schwebt, wenn er im Taucher sagt: Und es wallet und siedet und brauset und zischt, bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt; und sein Genius gab ihm Töne zu seiner Glocke wie folgende: Von dem Dome schwer und bang, tönt die Glocke Grabgesang. Hier wechseln die drei Laute o, e und a. Man hört verschiedene Glocken läuten.

2. Interjektionen. H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 2. Aufl. S. 145: Wir verstehen unter Interjektionen Reflexlaute, die durch den Affekt hervorgetrieben werden, auch ohne jede Absicht der Mitteilung. Man darf aber darum nicht die Vorstellung damit verknüpfen, als wären sie wirklich Naturlaute, die mit ursprünglicher Notwendigkeit aus dem Affekte entsprängen wie Lachen und Weinen. Vielmehr sind die Interjektionen, deren wir uns gewöhnlich bedienen, gerade so gut durch die Tradition erlernt wie die übrigen Elemente der Sprache. Nur vermöge der Assoziation werden sie zu Reflexbewegungen, weshalb denn auch die Ausdrücke für die gleiche Empfindung in den verschiedenen Sprachen und Mundarten und auch bei den verschiedenen Individuen der gleichen Mundart je nach der Gewöhnung sehr verschieden sein können. Es ist ja auch eine in den verschiedensten Sprachen zu machende Beobachtung, daß Interjektionen aus anderen Wörtern und Wortgruppen entstehen, z. B.: ach Gott! alle Wetter! herrje! (Herr Jesus). Die meisten und die indivi-

duellsten in bezug auf die Lautform und den Empfindungs-ton sind Reaktionen gegen plötzliche Erregungen des Gehörs- und Gesichtssinns, z. B. paff, patsch, pardauz, bauz, blauz, puff, futsch, husch, klaps, knacks, ratsch, schwapp, wupp usw.

3. Wohllautsbestrebungen. G. Mentz in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung, I, S. 200: Friedrich der Große nennt das Griechische einmal la langue la plus harmonieuse qui eût jamais existé; er preist die griechischen Schriftsteller, welche ihr quantités d'expressions pittoresques gegeben haben, sich durch grace, politesse und décence auszeichneten; sie haben die Sprache elegant gemacht. Aus Gründen des Wohlklangs verwirft er das Englische und das Holländische, lobt das Italienische. Der Vergleich des Zischens der Schlange mit dem Englischen gefiel ihm sehr. Das Deutsche erscheint ihm besonders deshalb häßlich, weil die Konsonanten darin zu sehr überwiegen; denn les voyelles plaisent aux oreilles, trop de consonnes rapprochées les choquent, parcequ'elles coûtent à prononcer et n'ont rien de sonore.

Meyers Konversationslexikon unter Lautlehre: Jede Sprache hat ihre besonderen Lautgesetze und Lautneigungen. Hierauf beruht es auch, daß der sogenannte Wohllaut etwas sehr Schwankendes ist. Jeder hält das für wohlklingend, womit er durch langjährige Gewohnheit vertraut ist, und der Hottentotte ist ebenso fest von dem Wohlklang seiner Schnalzlaute überzeugt wie wir von der Schönheit unserer Konsonanten, obschon der Ausländer deutsche Wörter wie Holz-pflock unaussprechbar findet und an Vokalreichtum die deutsche Sprache tief unter den Idiomen der rohen Polynesier rangiert, welche jede Silbe auf einen Vokal ausgehen und mit nicht mehr als einem Konsonanten beginnen lassen.

Jakob Grimm, Kleinere Schriften, Berlin 1864ff., S. 407 äußert sich über denselben Punkt anders: Unserer Sprache tut das Überwiegen der Konsonanten gar nicht weh, sondern sie hat noch die Fülle anmutiger Wörter. Der echte Wohl-laut kommt mir vor wie ein unbewußtes Erröten, wie ein

Durchscheinen gesunder Farbe, der falsche aufgedrungene Wohllaut wirkt gleich einer verderblichen Schminke.

Schottel, Ausführliche Arbeit von der deutschen Haubt-Sprache, Braunschweig 1663, S. 325, sagt über die Verschiedenheit im Gebrauche der starken und schwachen Endungen beim attributiven Adjektiv: Die Ursache dieser Regel (daß hinter der starken Form des Artikels und Fürworts die schwache Adjektivform eintritt: dieser schönen Rede, dieses großen Mannes) ist, weil durch oftmalige Wiederholung des r und s die Wörter etwas hartlautend zu werden scheinen.

A. Riehl, Fr. Nietzsche, Stuttgart 1901, S. 33: Nietzsche stellt alle seine künstlerischen Fähigkeiten, auch die musikalischen, in den Dienst der Sprache; er herrscht über die Sprache, er gebraucht sie als Instrument, das seinen feinsten Absichten und jeder Laune der Stimmung gehorcht, und indem er ihr seinen Geist mitteilt, den bald raschen, bald ruhigen Fluß seiner Gedanken, die Farbe seiner Leidenschaften, läßt er sie, wie eben der Künstler sein Instrument, zugleich ihren eigenen Geist zur Darstellung bringen. Nietzsche sagt einmal: „Keins der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Der Grund davon ist, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt. An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten kommt ihm vor, als ob man ihm aus dem Fabellande vorerzählte.“ An einer anderen Stelle äußert er: „Das herrliche Tonwesen der Sprache ist vor allem für das Gehör da; die Schule der Rede ist die Schule der höheren Tonkunst. Der Deutsche liest nicht laut, nicht fürs Ohr, sondern bloß mit den Augen; er hat dabei seine Ohren ins Schubfach gelegt.“ Ja, Nietzsche fordert sogar einmal, daß man den Sinn in der Folge der Vokale und Diphthonge rate und wie zart und reich sie sich in ihrem Hintereinander färben und umfärben.

4. Verkleinerungsformen. Th. Gartner, Die Nachsilben -chen und -lein, Beiheft der Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins XIV—XV, S. 169: Die oberflächliche Kennt-

nis der deutschen Mundarten, die sich uns eröffnet, wenn wir eine größere Sammlung mundartlicher Stücke durchsehen, genügt, um uns zu belehren, daß das -chengebiet vom -lein-gebiet nicht durch eine ostwestliche Linie geschieden ist. Die Grenze geht vom Südwinkel Lothringens aus und steigt nordostwärts bis an die Provinzen Brandenburg und Posen, so daß ganz Schlesien aus dem -chengebiete ausgeschlossen wird. Auch drängt sich das -leingebiet von Bamberg und Koburg nach Nordwesten hin (Eisfeld, Hildburghausen, Meiningen, Wasungen) bis ins Mitteldeutsche hinein. Sehen wir näher zu, so finden wir zunächst, daß -chen auf mitteldeutsche Mundarten beschränkt ist, während der plattdeutsche Norden -ke(n) ausspricht. Dann bemerken wir, daß das -kengebiet im äußersten Norden durch -je (niederländisch) und -ing (besonders mecklenburgisch) verkürzt wird. Auch an der schlesisch-posenschen Grenze (Deutsch-Wartenberg) ist letzteres die ausschließliche Verkleinerungssilbe. Im Alemannischen finden wir -li, in Schwaben -le, in Mainfranken und Schlesien -la, von Bayern bis Ungarn -l (-el, -al, -erl). Das volle -lein scheint nur in vereinsamten bayerischen Sprachinseln (Gottschee in Krain, Deutsch-Pilsen in Ungarn) fortzubestehen.

5. Verstärkung des Ausdrucks. E. Wolff, Poetik, Oldenburg und Leipzig, 1899, S. 54: Ohne Zweifel liegt die Erhebung in ein als höher betrachtetes Reich dem poetischen Streben zugrunde. Es muß danach selbstverständlich erscheinen, daß auch sonst Verstärkung und Erhöhung in dem Urwesen der Poesie liegen. Nicht mehr werden wir als absonderliche rätselhafte Eigentümlichkeit anstaunen, daß ein Homer gar gern attributive Adjektiva im Superlativ verwendet; auf dasselbe notwendig wirkende Gesetz werden wir es zurückführen, daß im mhd. Epos jeder Held als der kühnste Degen, jede Heldin als die minniglichste Maid übereinstimmend vorgestellt wird. Zur Potenzierung drängt alle poetische Darstellung hin. Darum muß in Goethes „Willkommen und Abschied" Finsternis aus dem Gesträuche mit

hundert schwarzen Augen sehen, darum ebenda die Nacht tausend Ungeheuer schaffen. Ewig, unendlich, all überschwemmen die Poesie.

G. Gerber, Die Sprache als Kunst, II. 2, S. 21: Der rhetorische Pleonasmus wiederholt denselben Sinn mit wechselndem Ausdruck, er wirkt also durch Häufung und Fülle; energischer wird die Wirkung, wenn die Ausdrucksmittel nicht gleichwertig nebeneinander stehen, sondern von den schwächeren übergehen zu den stärkeren. Denn dann beruht sie nicht mehr auf dem längeren Verweilen der Vorstellung bei dem Gegenstande, sondern darauf, daß an dem Anwachsen der Bezeichnungen die Größe und Bedeutung des Sinnes bestimmter ermessen wird und daß auch die Absicht einer Steigerung zum Bewußtsein kommt. Weniger berechnend, mit natürlicher Kraft wirkt die Steigerung, wenn sie den Sinn sogleich in einen stärksten Ausdruck zu kleiden sucht (Hyperbel).

6. Gegensatz im sprachlichen Ausdruck. K. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte, Leipzig 1888, S. 325: Reizstärken, Tonstärken und Lichtqualitäten empfinden wir im allgemeinen nur nach ihrer wechselseitigen Beziehung, nicht nach einer unveränderlich festgestellten Einheit, die mit oder vor dem Eindruck gegeben wäre. Damit scheint mir die Disposition für die Auffassung von Worten in Analogie zu stehen. Ein Farbenton erscheint um so gesättigter, in je größerem Gegensatz er sich zu anderen Farbeneindrücken befindet. Die größte Helligkeit erreicht die Empfindung dann, wenn sie im Verhältnis zum absolutesten Dunkel bestimmt wird. Stehen dagegen zwei Wörter von ähnlicher Reizstärke nebeneinander, so wird ihre Kontrastwirkung gering sein.

Tobler, Zeitschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft I, S. 360: „Schon bei der ersten Sprachbildung mochte es vorkommen, daß gewisse, ihrer objektiven Natur nach doppeldeutige Anschauungen sprachlich in einer und derselben Wurzel fixiert wurden, der dann also eine doppelte,

fast entgegengesetzte Bedeutung zuzukommen scheint. Denn daß sich die eine von diesen aus der anderen im Laufe der Zeit erst entwickelt habe, ist nicht anzunehmen, wenigstens da, wo beide Bedeutungen innerhalb der sinnlichen Sphäre liegen; vielmehr entspringen beide gleichzeitig aus einer in sich polaren Grundbedeutung. Die meisten dieser Fälle betreffen räumliche Anschauungen; die Relativität aber und bloß subjektive Auffassung der gewöhnlichen Raumbestimmungen konnte schon der natürlichen Anschauung vorschweben. So erklärt sich die Doppelbedeutung von mhd. ende = Anfang und Ende, von engl. black schwarz neben angelsächs. blaec, schwarz und weiß, von ahd. rîsan, steigen und sinken, von mhd. zogen, eilen und zögern.

7. Gefühlswert der Wörter. K. Müller, Die Wiederbelebung alter Wörter, Beiheft zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins, II, S. 63: Man soll nicht, wie Goethe einmal sagt, neuen Geist mit alter Sprache verbrämen. Wo es sich aber um eine von der gewöhnlichen Redeweise sich abhebende Sprache handelt, wo es gilt, mächtige, ins Innere dringende und im Inneren nachhallende Töne anzuschlagen, da kann ein altes Macht- und Klangwort gerade das rechte sein, gerade die Wirkung erzielen, die ein neuzeitliches verfehlen würde. Mit einem Worte: Dem Dichter muß es erlaubt sein, ja, es kann ihm geboten erscheinen, veraltete Wörter wieder aufzunehmen und zu erneuern. Dieser Meinung gab bereits Wieland Ausdruck, indem er sich auf Quintilian bezog, der zwar dem Redner alle veralteten Wörter verbot, dieses Verbot aber nicht auf den Dichter ausdehnte.

Th. A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie, Leipzig 1901, S. 162: Unzählige Worte der Sprache können einen Empfindungston in sich aufnehmen; der Dichter bringt ja alles, auch das scheinbar Tonlose, zum Klingen, aber nur bei verhältnismäßig wenig Wörtern gehört der Empfindungston zu den Grundmerkmalen der Vorstellung, so daß er sich unbedingt und mit Notwendigkeit einstellt, so oft sie ausge-

sprochen werden. Wörtern wie Roß, Maid, Leu, Minne, minniglich oder Diminutiven wie Kämmerlein, Rößlein, Röslein ist es wesentlich, den Empfindungston in irgendeiner Hinsicht mitzuerwecken.

8. Glimpfwörter (Euphemismen). K. Scheffler, Der verhüllende oder euphemistische Zug in unserer Sprache, Beiheft d. Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachver. XIV—XV, S. 123: Wenn der Franzose das Krankenhaus maison de santé oder als Stätte der Nächstenliebe charité oder pitié nennt, wenn wir es als Stätte der Gastlichkeit mit Hospital bezeichnen, wenn man früher die Insassen eines Siechenhauses gute Leute nannte, so sind dies alles Äußerungen derselben Neigung, das Unangenehme möglichst zu verhüllen. Das derbe Wort lügen hat eine lange Reihe von Ausdrücken neben sich, die nicht bloß schwächere Formen des Lügens bezeichnen, sondern vor allem eine mildere Auffassung bekunden. Dahin gehören Lurren, Flausen, Flirren, Flunkereien, ferner einem etwas aufbinden, aufhängen, auf die Nase heften, mit etwas renommieren, das studentische sohlen und nicht zum wenigsten aufschneiden. Dieses heißt vollständig mit dem großen oder langen Messer aufschneiden und ist in Jägerkreisen entstanden, deren Jägerlatein ja besonderer Art ist. Agricola erklärt in seiner Sprichwörtersammlung vom Jahre 1528 diese Redensart als die gebräuchlichste Paraphrase und Beschneidung des harten Wortes „er leugt", und die Vorrede zum Münchhausen 1786 rühmt an dem Freiherrn die Kunst zu lügen oder, höflicher gesagt, das lange Messer zu handhaben. Und wo alle diese Ausdrücke nicht angemessen sind, da bieten sich als mildere Bezeichnungen immer noch dar die Umschreibungen: die Unwahrheit sagen und die Wahrheit verschweigen.

9. Höflichkeitsbezeigungen. H. Wunderlich, Die Kunst der Rede, dargestellt an den Reden Bismarcks, Leipzig 1898, S. 70: Die Schwerfälligkeit des mittelalterlichen Verkehrs lastet noch auf den Anredeformen, mit denen sich die Mit-

glieder der Ständeversammlungen des endigenden 18. Jahrhunderts gegenseitig beehren. Hochwürdige, hochachtbare, wohlgeborne, insonderheit großgünstige, hochzuverehrende Herren; an solchen Schwulst binden sich noch die einzelnen Redner auf dem württembergischen Landtage von 1797 mitten in einer Versammlung, die unter den Stürmen der französischen Revolutionskriege zusammengetreten war. Die neuen Staaten, die sich auf den Trümmern des alten Reiches erhoben, fanden in den neugeschaffenen Landtagen einen Mittelpunkt für ihr öffentliches Leben. Hier im lebendigen Fluß der Rede und Gegenrede mußten sich auch die Anredeformen abschleifen und glätten. Zuerst wurden die schwerfälligen Titel und Standesbezeichnungen über Bord geworfen. Zunächst traten Bürger, Brüder, Mitbrüder, Freunde auf, daneben deutsche Männer, Vertreter des Volkes, Männer des Volkes, schließlich bloß „meine Herren".

O. Behaghel, Die deutsche Sprache, 2. Aufl., Leipzig und Prag 1902, S. 143: „Die Schildbürger", eine Schrift aus dem 16. Jahrhundert, haben die Redensart erzeugt, mit der allzu große Vertraulichkeit abgewehrt wird: „Haben wir etwa die Schweine miteinander gehütet?" Denn sie berichten, wie zum Schultheißen der Schweinehirt gewählt worden; dem begegnete ein anderer, welcher „vor etlichen Jahren die Säue mit ihm gehütet, unwissend, daß er der Schultheiß wäre, ihn deshalb als einen alten Säuhirten und guten Gesellen duzte." Dagegen verwahrte sich der neue Würdenträger und verlangte die höfische Form der Anrede.

Zeitschrift des allgem. deutsch. Sprachvereins, XIII, S. 23: Überall in der Welt werden die Menschen auf dieselbe Weise geboren, nur in Deutschland nicht. Im Geburtslande Kants sind die Geburtsarten verschieden; die Frau Gräfin gebiert anders als die Frau Regierungsrat und diese anders als die Frau Schlächtermeister. Die Folge: auf den Straßen balgen sich hochgeborne, hochwohlgeborne und wohlgeborne Rangen herum.

10. Schimpfwörter. Albrecht, Leipziger Mundart, Leipzig 1881, S. 40: Nur die allergebräuchlichsten Namen, also Hans, Peter, Friede, Toffel, Liese, Suse geben sich im Obersächsischen zu allerlei beliebigen Neubildungen her, doch auch diese nicht unterschiedslos; Friede, Fritze, Liese sind gemütlicher, sanfter, Toffel und Suse entschiedener, gröber, Hans und Peter stehen mitteninne. Will man jemand etwas anhängen wegen seines Schielens, seines trippelnden Ganges, des Schmatzens oder Schlürfens beim Essen, wegen seines starken Appetits, seines unvorsichtigen Stolperns, Polterns, Schreiens, seines häufigen Hin- und Herlaufens oder Herumtreibens, wegen seiner Neigung zum Zanken, Necken, Kratzen, Klettern, Wackeln, Spucken, so wird man die betreffende Bestimmung mit einem der eben angeführten gebräuchlichsten Namen verbinden, z. B. Freßhanne, Freßlotte, Blinzelliese, Freßliese, Schielsuse, Schmutzpeter, Neckpeter, Kleckspeter, Schmatzpeter, Schlürftoffel, Freßmichel, Stolperhans, Neckhans, Wackelhans, Schreifritze, Kletterfritze, Polterfriede, Kratzfriede u. a.

11. Übertragungen (Metaphern). Uhland sagt im Stylisticum (Holland S. 89): Jedes Bild und am meisten das schon viel gebrauchte muß vom Dichter immer wieder frisch aus der Natur oder aus dem klaren Schauen der Einbildungskraft entnommen sein, wenn es nicht Gefahr laufen soll, zur bloßen Phrase zu werden. Die Rose ist ein immer wiederkehrendes, ja unentbehrliches Bild des jugendlichen Reizes, aber nur derjenige wird sich dieses Bildes wahrhaft poetisch bedienen, dem wirklich eine Rose mit ihrem zarten Glanz und ihrem süßen Duft vor dem Sinne blüht.

Fr. Vischer, Ästhetik, III. Bd., Stuttgart 1857, S. 1238: Etwas eigentümlich Gewagtes haben alle Bilder Shakespeares; sie gemahnen uns, wie wenn man mit unruhigem, blutrotem Fackellicht in eine Stalaktitenhöhle leuchtete, wogegen die Vergleichungen Goethes wie eine Sonne ruhig aufgehen und Zug um Zug den Gegenstand in scharfer Deutlichkeit des Umrisses aufzeigen.

O. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache, 5. Aufl., Leipzig 1897, II, S. 20: Die Bilder müssen wahr sein, d. h. sie müssen erstens mit dem übereinstimmen, was wir von den als Bildern verwendeten Dingen wissen, und sie dürfen zweitens nicht untereinander in Widerspruch stehen. Wenn jemand schriebe: Der Ruhm dieses Mannes ging wie der Polarstern auf und nieder, oder die Parze knickte den Stengel seines Lebens, so würden diese Bilder, da sie nicht mit dem übereinstimmen, was wir von dem Polarstern und den Parzen wissen, einen unangenehmen Eindruck hervorrufen. Der zweite Fehler gegen die Wahrheit der bildlichen Wendungen besteht darin, daß ein Gedanke durch verschiedene Bilder dargestellt wird, die einander widersprechen, z. B. ich sah die Bronnen rauschen der Ewigkeit um mich (Rückert), mit leisem Schritte schlüpfte ein weiblicher Fuß ins Zimmer und löschte mit eigener Hand die Kerzen (Ph. Galen). Dieser Mißgriff (Katachrese) beleidigt sowohl den Verstand als auch die Anschauungskraft. Die Bilder müssen aber auch leicht verständlich sein und dürfen nicht zu weit hergeholt sein; wenn z. B. in orientalischen Dichtungen die Schlacht Lanzenmesse genannt wird, so ist dieses Bild schwer zu enträtseln und darum nicht schön. Zu gesucht ist es auch, wenn Kleist die Dünste als die Augenlider, die das Auge des Weltkreises decken, bezeichnet.

12. Beseelung des Leblosen. Th. Imme, Andeutungen über das Wesen der Sprache auf Grund der neueren Psychologie, Beiheft der Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins, II, S. 75: Insofern der sprachschaffende Mensch nach Art des Dichters verfährt und letzterer nur auf künstlerischem Wege hervorzaubert, was an sich schon in der Natur der Sprache liegt, so geben uns die Dichterwerke aller Zeiten noch näheren Aufschluß über die hohe Gestaltungskraft, die sie in der Vermenschlichung der Außenwelt offenbart. Wenn da in den Psalmen des Alten Testaments die Sonne als Bräutigam oder als Held erscheint

und sich freut, zu laufen ihren Weg, wenn bei Lenau der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, mit fliegender Locke und mit rauschendem Nachtgewand daherbraust, so sind dies nur einzelne Beispiele hiervon, die sich ins Unendliche vermehren ließen. Das Goethesche Wort: „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr" läßt sich auch auf die Wunder der Sprache, insbesondere auf die Naturbeseelung, anwenden.

Fr. Nietzsche, Also sprach Zarathustra, 1885: Zarathustra schreitet über wilde, steinichte Lager, wo ehedem wohl ein ungeduldiger Bach sich zu Bett gelegt hatte. Ein Pfad, der trotzig durch Geröll stieg, ein boshafter, einsamer, dem nicht Kraut, nicht Strauch mehr zusprach, ein Bergpfad knirschte unter dem Trotz seines Fußes.

Geibel singt:

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehn,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehn.
Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

13. Volkstümliche Bildersprache. O. Streicher, Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins, Bd. XV, S. 188 f.: Der gemeine Mann liebt die Redensarten, die den äußeren, sichtbaren, körperlichen Bewegungen entnommen sind, ebensosehr wie er die eigentliche Benennung des Inneren, Unsichtbaren, Geistigen vermeidet. So liegt ihm fern, z. B. die abgezogenen Begriffe Stolz und Verachtung, Herzlichkeit, Mut, Verdruß, Verwunderung mit Namen zu nennen, er erfaßt dagegen die körperlichen Erscheinungen, durch die sie begleitet zu sein pflegen, und durch diese bezeichnet er nun in seiner Sprache jene. Er bittet nicht herzlich, warm oder innig, sondern fußfällig oder händeringend, empfängt den Gast nicht mit Herzlichkeit, sondern mit offenen Armen. Statt in der Not guten Mut behalten sagt er den Kopf

hochtragen und statt standhaft einen Schmerz erdulden oder verleugnen: ihn ertragen, ohne mit den Wimpern zu zucken, sich auf die Lippen beißen oder die Zähne zusammenbeißen. Der Verdrießliche macht ein schiefes (saures) Gesicht oder rümpft die Nase, der Traurige und Mutlose läßt den Kopf hängen. Am mannigfaltigsten drückt sich so die Verwunderung aus. Man macht ein Gesicht, macht ein paar Augen, macht große Augen, reckt den Hals, macht die Augen auf, und ist die Ursache hinreichend, um Erstaunen zu erregen, so sperrt man Mund und Nase auf; gibt's aber eine unerwartete Enttäuschung, so macht man ein langes Gesicht. Damit sind Redensarten zu vergleichen wie: sich an seiner Nase zupfen, sich den Mund verbrennen, sich mit Händen und Füßen gegen etwas wehren, alle zehn Finger nach etwas lecken, dem Widersacher ein Bein stellen, ihm die Zähne zeigen, einen Knüppel zwischen die Füße werfen u. a.

K. Muthesius, Kindheit und Volkstum, Gotha 1899, S. 52: Pflanzennamen wie Ehrenpreis, Rittersporn, Löwenzahn, Fingerhut, Hahnenfuß verraten deutlich die naturwüchsige, volkstümliche Herkunft. Aber Ausdrücke wie Dickrippe, Süßdolde, Mäuseschwanzschwingel hätte das Volk nicht gebildet, noch viel weniger solche wie sturmhutblättriger Hahnenfuß, ausläuferreiches Habichtskraut oder gar knoblauchduftender Gamander und mausohrartiges Gedenkemein. In Gegensätzen wie Katzenpfötchen und zweihäusiges Ruhrkraut, Stiefmütterchen und dreifarbiges Veilchen, Sommertürchen und Frühlingssporkelblume kommt mit aller Deutlichkeit der Unterschied von echt und nachgemacht, von saftig-volkstümlich und trocken-gelehrt, von kindlich-poetischem Reichtum und klügelnder Armut zum Ausdruck.

14. Geschmack im bildlichen Ausdruck. O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, 5. Aufl., Leipzig 1904, S. 115: Bei den Vertretern der zweiten schlesischen Dichterschule sind geschmacklose, gesuchte Ausdrücke zahlreich zu finden. Man nannte den Mond der Sonne Kammermagd, den Ochsen der Kühe lieben Mann, die

Brust Zeughaus der Liebe, die Zunge des Mundes Zimbel und Adam einen Prinzen der Sterblichkeit; man redete von gläsernen Gewässern, gesalzenen Zähren und schwarzen Sternen, ja richtete an die Geliebte Worte wie: „In deiner Augen Pech blieb oft mein Auge kleben.“ Je ungewöhnlicher eine Bezeichnung war, für um so geistreicher galt sie; je schwülstiger eine Wendung, um so lieber wurde sie gebraucht. So war denn der Stil geschraubt und gekünstelt, voll von Spitzfindigkeiten und Gegensätzen, kühnen Bildern und Gleichnissen, Wortspielerei und Anspielungen aller Art, weit hergeholten sinnbildlichen Darstellungen und übel angebrachter Belesenheit.

15. Die Frau und die Sprache. Heinemann beurteilt in seiner Schrift über „Goethes Mutter“ deren Briefstil mit folgenden Worten: Sie war eine kluge und urteilsfähige Frau. Man führe nicht dagegen die Mängel in der Orthographie an und die Verstöße gegen die Grammatik. Man nahm das damals nicht so genau. Sie verteidigt sich scherzhaft einmal Christianen gegenüber mit den Worten: „Daß das Buchstabieren und Geradeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müßt ihr verzeihen: der Fehler liegt am Schulmeister.“ Selbst die Briefe der Herzogin Anna Amalia sind nicht frei davon. Diesem Mangel gegenüber hat Frau Rat einen großen Vorzug vor uns Papiermenschen. Sie weiß noch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und eine Schreibsprache. Die ärgste Feindin des papiernen Stiles, schreibt sie nicht nur die Laute, wie sie sie hört, sie geht sogar mit Vorliebe mitten in der Erzählung in die direkte Rede über, z. B.: „Merck erzählte, daß von Knebel und von Seckendorf wieder hier wären. Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar. Sie wissen, Herr Merck, daß die Leute dort so oft nicht schreiben.“ Die Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die den Leser mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, kann nicht geschildert, sie muß beim Lesen selbst genossen werden. Ihr klarer Verstand, ihre schöne

Gabe, durch treffende Gleichnisse anschaulich zu werden, ihr unerschöpflicher Schatz an Witz und Laune zeigt sich fast auf jeder Seite.

16. Der Volkswitz. O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften, 2. Aufl., Leipzig 1903, S. 26 f.: Der Niedersachse scherzt, ohne das Gesicht zu verziehen, über seine Scherze zu lachen überläßt er anderen. So gering bei ihm die Anlage zu leichtem Spiel und Flug der Gedanken ist, so große Schalkhaftigkeit besitzt er. Schnack und drollig sind niederdeutsche Ausdrücke. Der „buttrige", laugige Sprachton, der Zug behäbiger Breite, der durch die plattdeutschen Mundarten geht, paßt dazu vortrefflich. Witz und schelmische Art begegnen uns unter anderem in einer Menge von apologetischen Sprichwörtern, bei denen zu einer Redensart irgendein Beispiel gewissermaßen als Erläuterung erfunden wird, das zu ihr wie die Faust aufs Auge paßt: Was kommen will, kommt doch, sagte die Großmutter, da kroch ihr der Iltis in die Nachtmütze; ich strafe meine Frau nur mit guten Worten, sagte Lehmann, da warf er ihr das Gesangbuch an den Kopf; was alt ist, das reißt, sagte der Teufel, da riß er seiner Großmutter die Ohren ab; besser ist besser, sagte der Junge, da strich er Sirup auf den Zucker. Eng damit verwandt ist die Neigung zu neckischen, scherzhaften Imperativbildungen bei Eigennamen wie Vegesack (= Feg den Sack), Lurup (= Laure auf), Griepenkerl (= Greif den Kerl) usw.

Lyons Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht XVI, S. 158: Wenn wir die Bedeutung von Namen wie Kehrein, Suchenwirth, Findekeller, Setzebecher, Leerenbecher, Schluckebier, Schmeckebier, Schlindewein (Verschlingewein; vgl. Schlund), Füllemich, Füllekrus (Füllkrug), Kneipzu, Sparwasser, Trinkaus, Suppus (Saufaus), Störtebeker (Stürz den Becher) und andere dieses Schlages recht erwägen, so wird uns anschaulicher und lebendiger als durch seitenlange Mitteilungen in einem Geschichtswerk die große Trunksucht unserer Altvordern vor das geistige Auge gerückt, zugleich aber werden

wir leicht begreifen, daß Namen wie die angeführten dieser Unsitte des leidigen übermäßigen Trinkens mit der Waffe des Spottes zu Leibe gingen. Denn sie alle sind richtige Spottnamen.

17. Die Sprache der Dichter. Lipps und Werner, Beiträge zur Ästhetik. I. Lyrik und Lyriker von R. M. Werner, Hamburg und Leipzig 1890, S. 429: In den Entwürfen aus Schillers Nachlaß, die Gödeke zuerst veröffentlichte, können wir deutlich den Unterschied zwischen Prosa und Poesie beobachten. Aus den Worten: „Kniet vor einem fremden Götzen" wird stärker handelnd und darum sinnlicher: „Der sich beugt vor fremden Götzen"; auch der Plural ist poetischer als der Singular, weil er der Phantasie größeren Spielraum läßt, das Unbestimmte poetischer als das Bestimmte. Die Prosa sagt: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte." Die Poesie macht daraus: „Jedem Volk der Erde glänzt einst sein Tag in der Geschichte, wo es strahlt im höchsten Lichte und mit hohem Ruhm sich kränzt." Nicht das Metrum hat die Veränderungen bedingt, sondern die Forderung der poetischen Wortwahl. „Jedes Volk hat seinen Tag" ist verstandesmäßig, „jedem Volke glänzt sein Tag" ist sinnlich, weil personifizierend, daher poetisch. Wie mit blühendem Leben umkleidet sich das Gerippe der Prosa durch die füllegebenden zwei Verse: „Wo es strahlt im höchsten Lichte und mit hohem Ruhm sich kränzt." Wie anschaulich ist nun der Tag geworden! Unsere Phantasie wird zur Mittätigkeit gezwungen, weil eine Anschauung in uns erregt wird.

E. Wolff, Poetik, Oldenburg und Leipzig 1899, S. 252. Joh. Chr. Kestner überliefert über den jungen Goethe von 1772: „Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne." Es kommt im Grunde auf dasselbe hinaus, wenn sich H. von Kleist mit Bewußtsein für das schriftstellerische Fach

ausbildet, indem er sich ein Magazin von Ideen und Bildern anlegt, auch seiner Braut Anleitung zur Bildersprache gibt. Mit ähnlichem Bewußtsein gedenkt Herder seines Jugendlandes, wo er unter dichten Bäumen in der Muse sel'gem Träumen Wahrheit suchte, Bilder fand.

Ebenda S. 58: Die Poesie ist Sprache des Gefühls, die Prosa Sprache des bloßen Gedankens. Beide unterscheiden sich ähnlich wie die Kunstmalerei von der mechanischen Photographie. Während diese unbedingte, reflexionslose Wiedergabe des Gegenstandes bietet, erstrebt jene stimmungsvolle Erfassung, gemütvolle Durchdringung. Indem uns die Poesie „auf schwanker Leiter der Gefühle" emporhebt, führt sie uns über die Alltäglichkeit hinaus, stärkt unser Gefühlsleben, daß wir nicht in dumpfem Sinnentriebe verkommen, „und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", wie Schiller durchaus bezeichnend sagt.

Beiheft 25 der Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachvereins S. 147: Fragt man sich, welche Dichtungsgattung der sprachbildenden Kraft besonders günstig sei, so kann kaum ein Zweifel sein, daß die Lyrik in dieser Beziehung voransteht. Im lyrischen Dichter ist die Empfindung am höchsten gesteigert, sie ringt nach Ausdruck, nach neuem, nie gekanntem Ausdruck und bereichert so die Sprache. Der lyrische Dichter hat es ferner mit den Gegenständen und seinen Empfindungen allein zu tun. Er braucht nicht Rücksicht zu nehmen auf ein lauschendes Publikum, wie der Epiker, der dadurch an seinen Stil gebunden ist, noch braucht er wie der Dramatiker die leichte Verständlichkeit seiner Redeweise für die im Stück mithandelnden Personen anzustreben.

18. Goethes Sprache. Fr. Düsel, Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachvereins Bd. XIV, S. 163: Goethes in Leipzig entstandenes Liederbuch „Annette" legt beredtes Zeugnis davon ab, wie eng den Schäfer an der Pleiße die gekünstelte Anakreontik eines Uz, Hagedorn, Gleim, Weiße und Jacobi mit ihren Blütengewinden und Amorettenreigen zu fesseln

20*

verstand. Seine Reimereien aus jenen Tagen triefen förmlich von Lieblingswörtern der Anakreontik: Wollust streitet mit Zärtlichkeit, Zephir umfächelt den Busen, süßer Weihrauch steigt aus den Blumenkelchen, Schmetterlinge buhlen mit Blatt und Blüte, überall gaukelt, flüstert, lächelt, tändelt, schäkert es, und eine sinnspruchartige, geckenhaft zugespitzte Wendung muß zum Schluß über den Mangel an Gedanken hinwegtäuschen.

Ebenda S. 164: Der Sturm und Drang, der auf allen Gebieten der alten Formen spottet, verpflanzt sich auch auf die Sprache. Man verachtet Regeln und Vorschriften. „Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihr an Reichtum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit an Stärke und Mannheit.“ Dem Dichter steht es zu, nicht bloß wie Prometheus seine Gestalten, sondern auch seinen Ausdruck von neuem zu schaffen. Er soll in die Eingeweide der Sprache graben wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Aus dem Volksliede, aus den Meistersängern, aus Luthers Bibelübersetzung und Logaus Sinngedichten sauge er frische Nahrung, neues Blut. Das Leitbild einer von „gutem Geschmack“ geregelten Kunstsprache, dem man lange nachgejagt hatte, wurde nun in seiner ganzen Schemenhaftigkeit enthüllt und statt dessen die neue Losung des „Charakteristischen“ auf die Fahne geschrieben. Goethe selbst hat bekannt, wie mächtig diese Herderschen Lehren auf ihn eingewirkt haben. Wie eine Göttererscheinung sei das Wort, daß Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilde, über ihn herabgestiegen und habe Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt. Fortan schreibt und dichtet er, wie die Natur ihn unterweist, wie Empfindung und Herz ihm gebieten. Dieser Zug zum Natürlichen, Starken und Großen macht sich schon in der Wortwahl bemerkbar. Wenn früher die Nachtigall im Gebüsch flötete, schmettert jetzt hoch über den Wohnungen der Menschen die kühne Lerche; statt der zarten Flügel der Libelle und des Papillons rauschen die Adlerfittiche des Genius, den sanften

Hügel verdrängt der schroffe Felsen, des Mondes Silberschauer die düstere Hainsmitternacht, den hübschen Frühlingstag Regengewölk und Schloßensturm.

Ebenda S. 167: Über Goethes Sichhaben und -geben in höheren Jahren lagert eine gewisse feierliche Abgemessenheit, seine Sprache bewegt sich zuweilen in geradezu befangener Weise in den von ihm gefundenen, zärtlich gehätschelten Wendungen und Formeln, die wie eine Verkrustung oder Erstarrung anmuten; das Wetterglas seines Empfindens hält immer und überall jene anständigen mittleren Grade ein, bei denen man weder von Frost noch von Wärme sprechen kann. Angenehm, behaglich, erfreulich, erwünscht, löblich, reinlich, schätzbar, tüchtig, bedeutend spielen dabei eine Hauptrolle.

Goethe, Dichtung und Wahrheit, Schluß des zweiten Teiles: Mich begleiteten jene beiden elterlichen Gaben (eine gewisse lehrhafte Redseligkeit und die Gabe, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen kann, heiter und kräftig darzustellen) durchs Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfnis, mich figürlich und gleichnisweise auszudrücken.

19. Schillers Sprache. K. Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke, Stuttgart 1839. III. S. 109: Goethes Bestimmtheit des Ausdrucks beruht auf ästhetischer Klarheit; sie ist anschaulich, wie denn alles Anschauliche durchgängig bestimmt ist. Schillers Bestimmtheit gründet sich vornehmlich auf die Operationen des Erklärens, Einteilens, Beweisens und auf die genaueste sprachliche Bezeichnung dieser Formen. Goethe schreibt bestimmt für den inneren Sinn, Schiller für den Verstand. Schiller steht außerordentlich fest in seinen rationellen Bestimmungen; weil ihm aber diese für sich nicht genügen, sucht er zu ihnen noch die ästhetische Klarheit und Lebendigkeit hinzu.

Th. A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie, Leipzig 1901, S. 215: Die Poesie macht einen viel umfassenderen Gebrauch vom Beiwort als die Prosa. Das rührt nicht allein

daher, daß die Eigenschaften der Sinnendinge naturgemäß unendlich an Wichtigkeit gewinnen, wo es sich um Lebensschilderung handelt, um die Schilderung desjenigen Lebens, das ihnen selber innewohnt, oder desjenigen Lebens, das sie im Menschen erregen oder von ihm bekunden; vielmehr sind hierbei weitere formelle und materielle Rücksichten im Spiele. In der schnell vorüberziehenden Sprache verklingt das einzelne Wort ungemein rasch, es ist wenig Zeit vorhanden, sich seinen Vorstellungsinhalt bestimmt und deutlich vorzuhalten. In der Poesie aber sollen wir alle wesentlichen Inhalte nicht bloß überhaupt vorstellen, sondern sie sollen sich bei uns als Träger des Gedankens kräftig, mit Nachdruck geltend machen. Da leistet nun das Beiwort vortreffliche Dienste. Es nötigt uns, länger bei der Vorstellung eines Gegenstandes zu verweilen; es gibt ihr Halt und Rückgrat und hebt sie aus dem schnell dahineilenden Fluß des Gedankens heraus. Die Poesie setzt daher individuelle und namentlich generelle Beiwörter weit über das Maß der Prosa hinaus; sie flicht Beiwörter ein, die an sich überflüssig sind, weil sie sich aus dem Zusammenhange von selbst verstehen. Ein Becher kann nur an *spitzen* Korallen hängen bleiben, soll er nicht in die Tiefe fallen. Der Bericht des Tauchers bei Schiller wäre nicht unverständlich, auch wenn der Dichter das Beiwort weggelassen hätte. Weil er seine Freude hat am scharfen, klaren Vorstellen des sinnlichen Vorgangs, deshalb sorgt er durch das Setzen des Beiworts dafür, daß wir das den Gedanken tragende Merkmal nicht nur dumpf mitspielen lassen, sondern bestimmt vollziehen.

20. *Die Beiwörter* (Epitheta). O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre, Leipzig 1901, S. 141: Schöne Beiwörter sind wie Tauperlen, die an Grashalmen hängen und im Strahl der Sonne ihren vollen Glanz entfalten; aber sie dürfen nicht zu oft angewandt werden. Zur rechten Zeit und mit Maßen gebraucht, wirken sie Wunder und geben der Rede ein eigentümliches Leben; sie enthüllen rasch eine

hervorstechende Eigenschaft des in Rede stehenden Gegenstandes und zaubern dadurch ein lebendiges Bild vor die Seele, das dann ebenso rasch wieder verschwindet, um einem anderen Platz zu machen. Ausdrücke wie sturmgepeitschte Wogen und wonnebebende Herzen gehören namentlich der Dichtung an.

H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. 2. Aufl. Stuttgart 1901, S. 204: Der Stimmungsgehalt der poetischen Beiwörter ist besonders erkennbar an der bekannten Strophe des Weihnachtsliedes: „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar; holder Knabe im lockigen Haar, schlafe in himmlischer Ruh'!" oder an Stellen wie der folgenden aus Goethes Götz von Berlichingen: „Ach, der schöne Schimmel und die goldene Rüstung! . . . Das ist ein garstiger Drache."

O. Heilig, Sprache und Stil in Scheffels Ekkehard, Alemannia XVII, S. 69: Ein Künstler ist Scheffel im Erfinden von schmückenden Beiwörtern. Manche muten uns ganz homerisch an: das schiffbelastete Meer, die baumumsäumten Gestade, das mückendurchsummte Stüblein, der sandalenbeschwerte Fuß, das weidenumbuschte Ufer, die aufruhrdurchwühlte Provinz, die gliederlösende Glut, das saatverderbende Getier usw.

A. Biese, Pädagogik und Poesie, Berlin 1900, S. 157 f.: Opitz verwarf die Nachstellung der Adjektiva, die Schweizer wagten es zuerst, die alten Wendungen wie Röslein rot, Wunder groß, Tröpflein klein von neuem poetisch zu verwerten. Goethe folgte der Antike auch hierin: des Glückes des lang erflehten, die Tränen die unendlichen und anderes begegnet uns in der Iphigenie. Voß wagt dem Homer das Hyperbaton nachzubilden, z. B. stets „vom Schild beschwert, dem beweglichen", so auch Goethe oft, z. B. Alexis und Dora: „Siehst du die Berge schon blau, die scheidenden." Hatte die sprachreinigende Grammatik den attributiven Genetiv hinter das Substantiv verwiesen, so bevorzugte Goethe die Voranstellung mehr und mehr, je antiker sich seine Sprache gestaltete.

21. **Die Fremdwörter in der Poesie.** H. Dunger, Wörterbuch der Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter, Leipzig 1882, S. 18: Man sagt vielfach, die Fremdwörter mit ihrem vollen Klange lauteten weit schöner als unsere einheimischen. Gewiß ist nicht zu leugnen, daß dies bei manchen, z. B. griechischen und italienischen, der Fall ist. Aber wenn nun einmal unsere Sprache nicht so schön ist als diese anderen Sprachen, wird sie denn wirklich schöner durch das Einmischen einzelner solcher fremdartiger Schönheiten? Wird eine mittelalterliche Burg schöner durch den Zubau von marmorglänzenden Propyläen?

Fr. Düsel, Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins Bd. XIV, S. 166: Goethe war keineswegs ein grundsätzlicher Gegner der Sprachreinigungsbestrebungen seiner Zeit. Er erkannte vielmehr den berechtigten Kern willig an, aber er mißbilligte von seiner weitausschauenden Höhe den kleinlichen, peinlichen Übereifer der Heißsporne und nahm für sich, der die kleine und große Welt durchmessen hatte, im westöstlichen Divan die Weisheit des Morgen- und Abendlandes zu verknüpfen strebte und noch als Greis den Lieblingsgedanken einer Weltliteratur im warmen Busen hegte, das Recht in Anspruch, in gewissen Fällen, vor allem, „wenn der Nachbar das entscheidende Wort hat", auch einmal in fremde Schätze greifen zu dürfen. Es sei ihm dabei nicht vergessen, daß er seine Verse verhältnismäßig rein gehalten hat, daß die Iphigenie gar keine, der Tasso und selbst die natürliche Tochter verschwindend wenige Fremdwörter aufweisen, daß sogar der tönereiche Faust seine zahlreicheren wesentlich als Mittel der Personen-, Zeit- oder Gesellschaftszeichnung vor allem im Munde des teuflischen Mephisto verwendet und daß endlich der Meister selbst bei der Durchsicht seiner Werke mehr als einmal unter die entschiedensten Verdeutscher gegangen ist.

22. **Feilen und Überarbeiten.** Goethejahrbuch X, S. 206: Goethes Arbeit an Hermann und Dorothea. Einschiebungen und Erweiterungen lassen sich noch in der Handschrift nach-

weisen; ich begnüge mich hier mit Anführung eines Beispiels, welches anschaulich machen kann, mit welchem Eifer Goethe an der Verbesserung der Dichtung arbeitete. Die bekannte Anrufung der Musen zu Beginn des 9. Gesangs lautete ursprünglich: „Muse, die du bisher den trefflichen Jüngling geleitet, an die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt hast, hilf uns ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden." Zunächst wurde die Einzahl in die Mehrzahl verwandelt: „Musen, die ihr bisher . . ."; dann kam ein neuer Vers hinzu: „Musen, die ihr den Dichter und herzliche Liebe begünstigt", dies wurde geändert in: „Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt" und nun fortgefahren: „Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet, An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt, Helfet auch ferner."

S. 208. Der erste Vers der Dichtung lautet in der ältesten Fassung: „Warum ist das Städtchen so leer, so öde die Straßen?" (nach Böttigers Zitat). Die Handschrift bietet die Fassung: „Hab' ich doch Straßen und Markt noch nie so einsam gesehen", später wurde daraus: „Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen", was Goethe dann nochmals geändert hat: „Sah ich doch Straßen und Markt noch nie so verlassen und einsam."

23. Übersetzungen. Lessing sagt im 28. Stück der Hamburgischen Dramaturgie: „Allzu pünktliche Treue macht jede Übersetzung steif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich ist, es auch in der anderen sein kann. Wenn der Übersetzer nicht Geschmack, nicht Mut genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulassen, da statt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu setzen, dort eine Ellipse zu ergänzen oder anzubringen, so wird er uns alle Nachlässigkeiten seines Originals überliefern."

Schopenhauer, Parerga § 309: „Nicht für jedes Wort einer Sprache findet sich in jeder anderen das genaue Äquivalent. Fast nie kann man eine charakteristische,

prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, daß sie genau und vollkommen dieselbe Wirkung täte. Nun gar die Übersetzer der Schriftsteller des Altertums sind für diese ein Surrogat, wie Zichorienkaffee es für den wirklichen ist. Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloß umdichten, was allezeit mißlich ist."

Frau von Staël schreibt in ihrem Werke über Deutschland: „L'art de traduire est poussé plus loin en allemand que dans aucun autre dialecte européen. Voss a transporté daus sa langue les poètes grecs et latins avec une étonnante exactitude et W. Schlegel les poètes anglais, italiens et espagnols avec une vérité de colorit, dont il n'y avait point d'exemple avant lui."

G. Krawerau schreibt in der Zeitschrift „Die Wartburg" 1904, III Nr. 10, S. 97: „Mit Recht rühmt man an Luthers Bibelübersetzung die bewundernswerte persönliche Leistung. Denn hier vereinigen sich große Herrschaft über die Muttersprache, sicheres und feines Sprachgefühl in bezug auf Rhythmus und Wohlklang, eine seiner Zeit vorauseilende Auffassung von der Aufgabe des Übersetzers und ein kongeniales religiöses Verständnis des Inhaltes der Schrift. Seine deutsche Bibel zeigt ihn uns auf der vollen Höhe dessen, was er sprachlich zu leisten vermochte. Wie unbeholfen ist sein Deutsch noch in seinen frühesten Arbeiten, z. B. in seiner Übersetzung der sieben Bußpsalmen von 1517! Wie entwickelt sich dann seine Beherrschung der Muttersprache in den großen Kampfschriften von 1520! An der Bibelübersetzung ist er sich des Genius der deutschen Sprache immer mehr bewußt geworden."

L. Fulda, Literarisches Echo 1904, Sp. 779 f.: „Wer den Wortsinn eines Textes ohne Rücksicht auf die Form mit unfreier Genauigkeit aus einer Sprache in die andere überträgt, der ist noch kein Übersetzer, sondern nur ein Dolmetsch. Er verrichtet auf niederer Stufe eine halb und halb mechanische, auf höherer eine wissenschaftliche Arbeit,

niemals aber eine künstlerische. Die Arbeit des Übersetzers dagegen beginnt erst da, wo die des Dolmetsch aufhört. Der Dolmetsch tut genug, wenn er sich fragt: „Wie heißt das auf deutsch?“ Der Übersetzer aber muß sich fragen: „Wie würde der Dichter das ausgedrückt haben, wenn er ein Deutscher wäre?“ Und nur die freie Verfügung über alle Sprechmittel kann ihm von Fall zu Fall die rechte Antwort geben. Mit der gleichen Sorgfalt und Gewandtheit wie der Autor muß er die Pointen schleifen; er muß für jede sprichwörtliche, jede volkstümliche Wendung, für jede uns unverständliche Anspielung das heimische Äquivalent ausfindig machen; er muß unter völlig verschobenen Bedingungen das Wortspiel nachbilden, den Wohllaut nachahmen.“

O. Weise in H. Meyers deutschem Volkstum, 2. Aufl., Leipzig 1903, S. 235: Unsere Sprache mit ihrer großen Beweglichkeit und Freiheit eignet sich mehr als jede andere zur treuen Wiedergabe ausländischer Geistesschöpfungen. Keine ist wie sie befähigt, den fernliegendsten Idiomen noch etwas von ihrem Charakter abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes Moment aus ihrem Eigensten entgegenzubringen, um sie dadurch in die fremde Lebensluft überzupflanzen und doch den ursprünglichen Duft nicht gänzlich zu verwischen. So sind uns die Griechen und Römer zugeführt worden, und Vossens Homer ist fast ein deutsches Originalwerk; so sind Shakespeare, Dante, Ariost, Calderon unter uns erschienen, so hat uns der Orient seine Schätze geboten; persische Dichter fanden an Goethe einen Schüler, die Überfülle des arabischen Reimwohllautes hat sich unserem Rückert nicht versagen können. Dank der Geschmeidigkeit und Biegsamkeit unserer Muttersprache haben wir, wie Geibel so schön sagt, kühngemut den fremden Geist in deutsch Gefäß ergossen, die fremde Form durchströmt mit deutschem Blut. Da ward im Ringen tiefer nur genossen zum Eigentum uns das entlehnte Gut, und keine Blume, die mit frohem Glanze der Menschheit aufging, fehlt in unserm Kranze.

24. Morgenländisches. A. von Humboldt, Kosmos II, 45: Es ist ein Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß sie als Reflex des Monotheismus stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener beim einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauungen großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Gegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt.

25. Die Verdienste der Schweizer um die neuhochdeutsche Schriftsprache. Schönaichs Neologisches Wörterbuch, herausgegeben von A. Köster, Berlin 1900, S. XIV: Eine Streitfrage tauchte im Anfang des 18. Jahrhunderts immer wieder auf. Soll sich die Sprache der Poesie von der des gemeinen Umgangs unterscheiden? Gottsched war der Meinung, was in der Prosa logisch richtig und deutlich sei, werde ja wohl auch im Verse angebracht sein; denn die Sprache der Musen wie die des gemeinen Mannes müsse doch verständlich bleiben. Dabei berief er sich auf die warnenden Sätze des Horaz. Dem hielten aber die Schweizer entgegen, auch im alten Rom habe man, wenn man mit seinem Koch oder seinem Bäcker gesprochen habe, sich nicht ausgedrückt wie Vergil in der Äneis. Im Gegenteil, man könne den Abstand zwischen der poetischen und der prosaischen Rede gar nicht weit genug bemessen. Durch Banausenlogik werde jede poetische Kühnheit, jedes seltene Bild, jede Metapher schon im Keime erstickt. Gemeinverständlichkeit sei durchaus nicht der höchste Vorzug der Poesie; und eine bloß andeutende poetische Rede, die die Phantasie zur Mitarbeit aufrufe, habe jedenfalls mehr Reiz als die lauteren, klaren Wasserbrühen von Leipzig.

J. Möser, Über die deutsche Sprache und Literatur, Osnabrück 1781, S. 40: Eine Dichtersprache hatten wir

fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched den tapferen Schweizern, die sich seiner Reinigung widersetzten, obgesiegt hätte. Haller ward unser erster Dichter, und wie Klopstock kam, begriffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Sprache zum Versemachen, nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch wir hatten vor Haller nur Versemacher.

26. Rhythmus und Reim. E. Palleske, die Kunst des Vortrags. 2. Aufl. Stuttgart 1884, S. 148: Schiller verwandte öfter das plötzliche Erstarren des Klangstromes zu bewunderungswürdiger Malerei, z. B.: Und als wollte sie im Wehen mit sich fort der Erde Wucht reißen in gewalt'ger Flucht, wächst sie in des Himmels Höhen riesengroß. Man erwartet nach Höhen noch — ◡ — ◡ — ◡ — (◡). Auf einmal bricht der Dichter mit riesengroß den Wellenlauf ab und läßt diese eine große Flutwoge über mehrere von der Ohrphantasie innerlich gezählte Maße hinwegbranden. Wie ein mattes Echo ertönt nun das hoffnungslos mit einer ähnlich gemessenen Pause, und erst dann ringt sich der vierfüßige Trochäus mühsam empor. Eine ebensolche Klangpause finden wir hinter „wohnt das Grauen" und hinter „hoch hinein".

O. Weise in H. Meyers deutschem Volkstum, Leipzig 1898, S. 232: Freier als im Französischen ist die Verwendung der Metra im Deutschen. Schaffen doch unsere Dichter oft absichtlich kleine Unebenheiten, um einen besonderen Zweck damit zu erreichen. So erscheint unter den jambisch-anapästischen Füßen des Goetheschen Erlkönigs der Vers: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt", der zwar mit seinen drei Senkungen zwischen der ersten und zweiten Hebung (= be dich mich) die schablonenhafte Gleichmäßigkeit des Metrums stört, aber dadurch in trefflicher Weise die gesteigerte Empfindung, die ausbrechende leidenschaftliche Ungeduld des Redenden zum Ausdruck bringt.

Literaturnachweise.

1. Lautmalerei: W. Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1901, I, S. 571 ff.; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 2. Aufl., Halle 1886, S. 143 ff.; J. Winteler, Naturlaute und Sprache. Aarau 1892; W. Wackernagel, Voces variae animantium. 2. Aufl., Basel 1869; A. Grabow, Die Musik in der deutschen Sprache. 2. Aufl., Leipzig 1879; Th. Heinze, Die Alliteration im Munde des deutschen Volkes. Anklam 1882; G. Gerber, Die Sprache als Kunst. Bromberg 1871—73, II, 1, S. 126 ff.; O. Weise, Die Wortdoppelung im Deutschen. Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Straßburg 1901, II, S. 8 ff.; J. Kaulen, Der Stabreim im Munde des Volkes zwischen Rhein und Roer. Düren 1896; Borchardt-Wustmann, Sprichwörtliche Redensarten im deutschen Volksmunde. 5. Aufl., Leipzig 1895, S. 8 ff.; F. Lotsch, Die Reduplikation in der französischen Wortbildung. Zeitschrift für die neueren Sprachen. Februar 1902; J. Grimm, Rechtsaltertümer. S. 1 ff.; C. Schulze, Stabreimformeln, Herrigs Archiv. Bd. 48 f.; G. Gerland, Intensiva und Iterativa. Leipzig 1869; O. Weise, Zeitschr. für hochd. Mundarten, II, 38 ff. über onomatopoetisch gebildete Bezeichnungen des Schlagens; G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eisenach 1892; Weise-Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 3. Aufl., S. 8 ff.; E. Sievers, Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung. Leipzig 1901.
2. Interjektionen: J. Grimm, Deutsche Grammatik, III, S. 288 ff.; H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin 1894, S. 24 ff.; W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Straßburg 1896, II, S. 656 ff.; J. Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart. Prag 1899, S. 77 ff.
3. Wohllautsbestrebungen: W. Scherer, Über den Hiatus in der neueren deutschen Metrik. Berlin 1877; O. Schröder, Vom papiernen Stil. 4. Aufl., Berlin 1896, S. 75 ff.; L. Bellermann, Schillers Dramen. Berlin 1891, II, S. 146 ff.; Fr. Dietz, Grammatik der romanischen Sprachen. 3. Aufl., I, S. 198 und 222 ff.; R. Meyer, „Künstliche Sprachen" in der Zeitschr. Indogermanische Forschungen, XII, 243 f.; A. Riehl, Fr. Nietzsche. 4. Aufl., Stuttgart 1901, S. 33 ff.: Nietzsche als Sprachkünstler; F. Bechtel, Assimilation und Dissimilation der Zitterlaute. Göttingen 1876;

W. Steglich, Die Ersparung von Flexions- und Bildungssilben bei kopulativen Verbindungen in Kluges Zeitschr. für deutsche Wortforschung, III, S. 1 ff.

4. Verkleinerungs- und Koseformen: Th. Gartner, Die Nachsilben -chen und -lein. Beiheft der Zeitschr. d. allgemeinen deutsch. Sprachvereins XIV, S. 167 ff.; A. Polzin, Studien zur Geschichte des Diminutivs im Deutschen. Göttinger Dissertation 1902; H. Stickelberger, Die Diminutiva in der Berner Mundart. Phil. Studien f. Ed. Sievers. S. 319—335; E. Odermatt, Die Diminution in der Nidwalder Mundart. Zürich 1904; A. Kassel, Diminution in der Hanauischen Mundart. Straßburger Dissertation 1899; H. Pfennig, das Diminutiv bei Schiller u. s. Zeitgenossen, Zeitschr. f. d. Wortforschung 1904, Juliheft; K. Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Straßburg 1886 f., II, 197; Fr. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgerman. Dialekte. Halle 1886, § 56 f., 62; J. Grimm, Deutsche Grammatik, III, S. 664 ff., 678 ff.; Fr. Stark, Die Kosenamen der Germanen. Wien 1868; Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik. 2. Auflage. Paderborn 1883. § 279 und 282.

5. Verstärkung des Ausdrucks. K. Müller in der Zeitschr. d. allg. d. Sprachv., XIV, S. 6 ff.; A. Tobler in Frommanns Mundarten, V, S. 1 ff., 180 ff., 302 ff.; O. Hauschild, Die verstärkenden Zusammensetzungen bei Eigenschaftswörtern. Programm des Wilhelmsgymnasiums in Hamburg 1899 und Zeitschr. f. d. Wortforschung IV, S. 315 ff.; O. Gerland, Intensiva und Iterativa. Leipzig 1869; O. Weise, Die Übertreibung (Hyperbel). Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachver. 1897, S. 53 ff.; Derselbe, über „mutterseelenallein" u. a. in der Zeitschr. f. d. Wortforschung III, S. 249; S. Rindskopf, Der sprachliche Ausdruck der Affekte in Lessings dramatischen Werken. Lyons Zeitschr. XV, S. 543 ff.; Möbius, Die sprachlichen Ausdrucksmittel für Gradverhältnisse im Parzival. Leipziger Dissert. 1900; H. Z. Kip, Steigerungsadverbien in der deutsch. geistl. Dichtung d. 11. u. 12. Jahrh. Leipziger Dissert. 1900; W. Vogt, die Wortwiederholung, ein Stilmittel in verschiedenen mhd. Epen, Breslau 1902; L. Wolf, Der groteske und hyperbolische Stil des mhd. Volksepos. Berlin 1903; O. Weise, Syntax der Altenburger Mundart. Leipzig 1900, S. 159 ff.; Th. Vernaleken, Deutsche Syntax. Wien 1861, I, S. 281 ff.; B. Baumgarten, Der sinnliche Gehalt steigernder Zusammensetzungen in Lyons Zeitschr. f. d. d. Unterr. XVII, S. 508 ff.

6. Gegensatz im sprachlichen Ausdruck. Behaghel in der Zeitschr. Germania XXIII, S. 257 f.; K. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885, S. 311 ff.: Der Gegensinn der

Urworte; Tobler, Versuch eines Systems der Etymologie in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie I, S. 360; R. Hildebrand in Lyons Zeitschr. f. d. d. Unterr. VII, S. 577; J. Grimm, Deutsche Grammatik II, S. 775 ff., 1018; A. Stuber, Die polare Ausdrucksweise in der griech. Literatur. Würzburg 1903.

7. Gefühlswert: K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. Leipzig 1900; Sachse, Über Optimismus und Pessimismus. Herrigs Archiv 1850, S. 431 ff.; R. Bechstein, Ein pessimistischer Zug in der Entwickelung der Wortbedeutungen. Germania VIII, S. 330 ff.; Fr. Schröder, Der Pessimismus in der Sprachentwickelung. Deutsche Welt 1902, Nr. 6—8; A. Tobler, Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch. Zeitschr. f. Völkerpsychol. und Sprachwissenschaft VI, S. 395 ff.; O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Essen 1882; K. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. Leipzig 1888; K. Müller, Die Wiederbelebung alter Wörter. Beiheft zur Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. II, S. 57 ff.; E. Martin, Zur Gesch. d. deutsch. Sprache. Ebenda, XXI, S. 1 ff.; Über Frau, Fräulein, Frauenzimmer u. ä. vgl. Zeitschr. f. d. Wortforschung V, S. 23 ff. und S. 59 ff. sowie Zeitschr. des allg. d. Sprachver. 1903, S. 194.

8. Glimpfwörter: K. Scheffler, Der verhüllende oder euphemistische Zug in unserer Sprache. Beiheft zur Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachver. XIV—XV, S. 113 ff.; K. Nyrop, Das Leben der Wörter, übersetzt aus dem Dänischen von R. Vogt. Leipzig 1903, S. 1—56; H. Schrader, Ernst und Scherz in der Muttersprache. Berlin 1897; A. Götze, Kluges Zeitschr. für deutsche Wortforsch. II, S. 297 ff.; Lobeck, de antiphrasi et euphemismo. Acta Societatis Graecae II, S. 291 ff.; O. Hey, Euphemismus und Verwandtes im Lateinischen. Wölfflins Archiv für Lexikographie XI, S. 515 ff.; W. Bökemann, Französischer Euphemismus. Berliner Dissertation 1899.

9. Höflichkeitsbezeigungen: A. Denecke, Zur Geschichte des Grußes und der Anrede in Deutschland. Lyons Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. VI, S. 317 ff.; G. Ehrismann, Duzen und Ihrzen im Mittelalter. Kluges Zeitschr. f. deutsche Wortforsch. I, S. 117 ff., J. Grimm, Deutsche Gramm. IV, S. 298 ff.; G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes I, S. 44 und 106, II, S. 56. Derselbe, Kulturstudien. Berlin 1892, 1. Abschnitt: Der Gruß und seine Geschichte.

10. Schimpfwörter: K. Albrecht, Die Leipziger Mundart. Leipzig 1881, S. 37 ff.; W. Unseld, Männl. Schimpfnamen aus Schwaben, in der Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten III, S. 54; K. Erbe,

Schwäbischer Wortschatz. Stuttgart 1897, S. 17 ff.; E. Hoffmann-Krayer, Schweizerische Schelten, in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, III, S. 27 ff.

11—14. Plastik des Ausdrucks: A. Biese, Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Berlin 1889; Derselbe, Die metaphorische Sprache in Goethes Iphigenie. Fricks Lehrproben und Lehrgänge, Heft 55, S. 15 ff.; Derselbe, Die Philosophie des Metaphorischen. Hamburg und Leipzig 1893; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 7. Aufl. 1901, S. 89 ff.: Vom Bildergehalt der Sprache; K. Müllenhoff, Die Natur im Volksmunde. Berlin 1898; K. Ludwig, Der bildliche Ausdruck bei Wolfram von Eschenbach. Gymnasialprogramme von Mies 1889 und 1890; H. Schrader, Bilderschmuck der deutsch. Sprache. 6. Aufl., Berlin 1901; Fr. Brinkmann, Die Metaphern. Bonn 1878; J. Köster, Über Klopstocks Gleichnisse aus der Natur. Iserlohn 1878; Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung f. Lessings Stil. Danzig 1869; E. Stern, Tropus und Bedeutungswandel. Wien 1902; A. Biese, Die ästhetische Naturbeseelung in antiker und moderner Poesie. Zeitschr. f. vergleichende Literaturgesch., I, 1887; Derselbe, Das Naturschöne im Spiegel der Poesie, Lyons Zeitschr. für den deutschen Unterricht, II, S. 173 ff.; Derselbe, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888, S. 372 ff.; C. du Prel, Psychologie der Lyrik. S. 94 ff.; A. Hense, Poetische Personifikation in griech. Dichtungen mit Berücksichtigung lat. Dichter und Shakespeares. Halle 1868; J. Grimm, Deutsche Mythologie, II, S. 731 ff.; P. Wigand, Der menschliche Körper im Munde des deutsch. Volkes. Frankfurt a. M. 1899; R. Preiser, Mensch und Tier in der Sprache des Gewerbes, Festschrift z. 70. Geburtstage des Fürsten Reuß. Gera 1902, S. 59 ff.; O. Streicher, Volkstümliche Bildersprache. Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins, XV, S. 188 ff.; Broßmann, Hoffmann v. Hoffmannswaldau, eine Studie über die schwülstige Schreibart. Leipzig 1900; Joh. Boos, Sprachästhetik für Behandlung der Formenschönheit im deutschen Unterricht. Berlin 1902, S. 146 ff.

15. Die Frau und die Sprache: K. Weinhold, Die deutschen Frauen, 3. Aufl., Wien 1902. Fr. Kösterus, Frauenbildung im Mittelalter, Würzburg 1877; A. Richter, Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte, II, Leipzig 1882, S. 98 ff.: Frauenbildung im Mittelalter; Zeitschr. Kyffhäuser II Nr. 21: Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart; über Frauenbriefe vgl. Klaiber und Lyon, die Meister des deutschen Briefes, S. 123, 179, 255, 307, 346 u. a., wo Goethes Mutter, Schillers Braut, Karoline Böhmer, Bettina v. Arnim, Annette v. Droste-Hülshoff u. a. behandelt werden; Steinhausens Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte IX, S. 197 f. über

Frau Gottscheds Briefstil; A. Köster, Die Briefe der Frau Rat Goethe, Leipzig 1904; Ad. Philippi, Die Frauenfrage, Bielefeld u. Leipzig 1894; M. Cauer, Die Frau im 19. Jahrh., Berlin 1898; E. Mensch, Die Frau in der modernen Literatur, Berlin 1898.

16. **Volkswitz:** K. Fischer, Über den Witz. 2. Aufl., Heidelberg 1889; Löwenstein, Witz und Humor. Stuttgart 1877; Joh. Ziegler, Das Komische, eine Studie zur Philosophie des Schönen. Leipzig 1900; H. Schrader, Ernst und Scherz in der Muttersprache. Berlin 1897; A. Biese, Reuter, Seidel und der Humor in der neueren deutsch. Dichtung. Berlin 1891; Fr. Vischer, Ästhetik, I, S. 416 ff., besonders S. 429 ff.; Th. Lipps, Komik und Humor, Hamburg u. Leipzig 1898; R. M. Meyer, Der Namenwitz, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1903, S. 122 ff.; B. Laverrenz, Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz, 2 Bändchen. Berlin 1892 und 1899; P. Horn, Die Soldatensprache. Straßburg 1899; Fr. Kluge, Die deutsche Studentensprache. Straßburg 1895; apologetische Sprichwörter haben gesammelt A. Höfer in v. d. Hagens Germania VI 95 ff. und G. Herzog. Aarau 1882; O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. 2. Auflage. Leipzig 1903, S. 26 ff.

17. **Die Sprache der Dichter:** A. Biese, Pädagogik und Poesie. Berlin 1899; K. Bruchmann, Über die Sprache der Dichter. Preußische Jahrbücher, April 1888; H. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker. I. Bd., 2. Aufl., Oldenburg 1883, S. 121 ff.; A. Würfl, Über Klopstocks poetische Sprache. Herrigs Archiv LXIV, S. 278 ff.; Kapff, Die poetische Sprache der griech. Tragiker. Cannstatter Progr. 1895; O. Weise, Unsere Muttersprache. 5. Aufl., Leipzig 1904, S. 80 ff.; R. Müller, zum dichterischen Ausdruck. Reichenberger Programm 1892; R. Hamel, Klopstockstudien. Berlin 1880, II, S. 31 ff.; Fr. Galle, Der poetische Stil Fischarts. Dissert. 1893; Fr. Vischer, Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Stuttgart 1847 ff.; D. v. Liliencron als Sprachbildner, Beiheft d. Zeitschr. d. Sprachvereins 25, S. 146 ff.

18. **Goethes Sprache:** A. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist. Berlin 1852; A. Biese, Die Sprache Goethes, Pädagogik und Poesie, Vermischte Aufsätze. Berlin 1900, VII, 5; K. Burdach, Die Sprache des jungen Goethe. Verhandlungen der 37. Philologenvers., Leipzig 1885; O. Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopstock. Leipzig 1882; Stephan Wätzoldt, Die Jugendsprache Goethes. 2. Aufl. Leipzig 1903; K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891; P. Knauth, Von Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipziger Dissertation 1894; H. Morsch, Goethe und die griech. Bühnendichter. Berlin 1888; Lücke, Goethe und Homer. Ilfeld 1884; H. Henkel, Goethe und die Bibel. Leipzig 1890;

V. Hehn, Goethejahrbuch VIII, S. 187ff.; K. Todt, Goethe und die Bibel. Steglitzer Progr. 1901; E. A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin 1901.

19. Schillers Sprache: Hoffmeister, Schillers Leben, III, S. 98ff.; Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 1856; Joh. Schlurick, Schiller und die Bibel. Progr. des Königl. Gymnasiums in Leipzig 1895; F. Schnedermann, Biblische Anklänge bei Schiller. Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands. Leipzig 1894, S. 190ff.; E. Wilisch, Schillers Verhältnis zu den beiden klassischen Sprachen, Neue Jahrb. für d. klass. Altert. 1904 II, S. 39ff.; O. Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller. Programm des Eberhard-Ludwigsgymnasiums in Stuttgart 1885; E. Hasse, Schillers Glocke und das griech. Chorlied, Festschr. zum 70. Geburtstage O. Schades, Königsberg 1896, S. 79ff.; Gerlinger, Die griech. Elemente in Schillers Braut von Messina, Progr. von Königsberg in der Neumark 1857; Rößler, Das Verhältnis der Braut von Messina zur antiken Tragödie, Bautzener Progr. 1855; O. Weise, Lyons Zeitschrift für den deutsch. Unterricht. XI, S. 83ff.

20. Beiwörter: Jak. Hellwig, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen. Gießener Dissertation 1898; Th. A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig 1901, S. 215ff.; K. Müller, Schmückende Beiwörter, Dresdner Anzeiger, Montag den 26. Mai 1902 Nr. 21; Buchenau, Über den Gebrauch und die Stellung des Adjektivs in Wolframs Parzival. Straßburger Dissertation, 1887; H. Schmidt, Das attributive Adjektiv im Nibelungenlied und in der Ilias. Salzburger Programm 1886; H. Eicke, Der Gebrauch des Eigenschaftswortes bei Walter v. d. Vogelweide. Münsterer Dissertation 1904; A. Lackner, Das schmückende Beiwort in den deutsch. Dichtungen des 12. Jahrh., Greifswald 1903; Lehmann, Über Goethes Lieblingsausdrücke, Gymnasialprogr. von Marienwerder 1840; E. K. Rödder, Wortlehre d. Adjekt. im Altsächs., Wisconsin 1903.

21. Fremdwörter in der Poesie: O. Dehnicke, Goethe und die Fremdwörter. Lüneburger Programm 1892; Steiner, Die Fremdwörter der bedeutendsten mhd. Dichtungen. Germanistische Studien von K. Bartsch, II, S. 239ff.; J. Kassewitz, Die französischen Fremdwörter im Mhd. Straßburg 1890; Die Fremdwörter bei Musäus und Wieland. Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachvereins. X, S. 11f.; Kl. Hechtenberg, Fremdwörterb. d. 17. Jahrh. Berlin 1904.

22. Feilen und Überarbeiten: Fr. Petri, Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Klopstocks. Greifswalder Dissertation

1894; R. Hamel, Zur Textgeschichte des Klopstockschen Messias. 1879; Zwei Bearbeitungen des Götz von Berlichingen, Studien zur Goethephilologie von A. Minor und R. Sauer. Wien 1880, S. 117—236; H. Schreyer, Goethes Arbeit an Hermann und Dorothea. Goethejahrbuch Bd. X. S. 196ff.; R. M. Meyer, Goethes Art zu arbeiten. Goethejahrbuch Bd. XIV, S. 167ff.; R. M. Werner, Lyrik und Lyriker. Hamburg 1890, S. 549ff.; R. Weitbrecht, Aus Mörikes Dichterwerkstatt. Allgemeine Zeitung 1888, Nr. 32 u. 33.

23. Übersetzungen: P. Cauer, Die Kunst des Übersetzens. 3. Aufl. Berlin 1903; Tycho Mommsen, Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche. 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1886; G. Weck, Prinzipien der Übersetzungskunst. Breslau 1876; U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Reden und Vorträge. Berlin 1901, S. 1ff.: Was ist Übersetzen?; O. F. Gruppe, Deutsche Übersetzerkunst. Hannover 1866; Bone, Wie soll ich übersetzen? Düsseldorf 1890; C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens. Leipzig 1901; K. Macke, Friedrich Rückert als Übersetzer. Siegburger Programm 1896; Jul. Keller, Die Grenzen der Übersetzungskunst. Karlsruher Programm 1892; Fr. Schleiermacher, Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens. Werke zur Philosophie, Bd. II; Herzberg, Zur Geschichte und Kritik der deutschen Übersetzungen antiker Dichter. Neue Preuß. Jahrb. 1864, S. 243ff.; A. Schröter, Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert. Jena 1882; A. Kappelmacher, Goethe als Homerübersetzer und Homerinterpret. Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien, LII, S. 1057ff.; K. Beyer, Deutsche Poetik. Stuttgart 1887, III, S. 184ff.; G. Legerlotz, Jahrbücher f. Philologie. 1888, II, S. 395ff.

24. Morgenländisches in unserer Sprache: G. Büchmann, Geflügelte Worte. 21. Aufl. S. 1ff.: Biblische Zitate; Jak. Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache. Frankfurt a M. 1902; Lenz, Jüdische Eindringlinge im Wörterschatz der deutsch. Sprache. Münster 1895. A. Remy, Influence of India and Persia on the poetry of Germany. Neuyork 1902.

25. Einfluß der Schweizer: A. Frey, Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Leipzig 1879; H. Käslin, Die Sprache A. v. Hallers in ihrer Entwickelung dargestellt. Freiburg 1892; R. Hamel, Klopstockstudien. Berlin 1880.

26. Rhythmus und Reim: Karl Bücher, Rhythmus und Arbeit. 3. Aufl., Leipzig 1902; K. Beyer, Deutsche Poetik. 2. Aufl., Stuttgart 1887; R. M. Werner, Lyrik und Lyriker. Hamburg und Leipzig 1890, S. 439ff.; G. Freytag, Die Technik des Dramas. 4. Aufl. Leipzig 1881, S. 274ff.; R. Becker, Der Trochäus und

die deutsche Sprache. Festschr. des Koblenzer Gymnasiums 1882; A. Goldbeck-Löwe, Zur Geschichte der freien Verse in der deutsch. Dichtung von Klopstock bis Goethe. Leipzig 1891; Th. Ingenbleck, Der Einfluß des Reimes auf die Sprache Otfrieds, Quellen und Forsch. Nr. 37; A. Schmidt, Zur Entwickelung des rhythmischen Gefühls bei Uhland. Altenburg 1904.

27. Kinderlieder: Fr. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897 (1950 Kinderlieder, 630 Kinderspiele, 300 Volksrätsel); K. Groos, Die Spiele der Menschen. Jena 1899; K. Simrock, Das deutsche Kinderbuch. 3. Aufl., Frankfurt 1879; E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857; G. A. Saalfeld, Aus der Jugendzeit, Sammlung echter deutscher Kinderlieder. Danzig 1880; A. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein. I, 2. Aufl., Mülhausen 1859; H. Herzog, Alemannisches Kinderbuch. Lahr 1885; Jos. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster 1880; H. Dunger, Kinderlied und Kinderspiel aus dem Vogtlande. 2. Aufl., Plauen 1894; F. Zimmer, Volkstümliche Spiellieder und Liederspiele. Quedlinburg 1879; H. Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele. Berlin 1867; O. Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. 2 Hefte, Leipzig 1898; K. Reuschel, Volkskundliche Streifzüge, Dresden 1902 (bes. über das Volkslied und dessen Stil mit Schlüssen auf die Eigenart der deutschen Landschaften).

Im allgemeinen ist noch zu vergleichen: Remy de Gourmont, Esthétique de la langue française (Mercure de France), Paris 1899.

Stichwortregister.

(Die Nummern geben die Seitenzahl an.)

